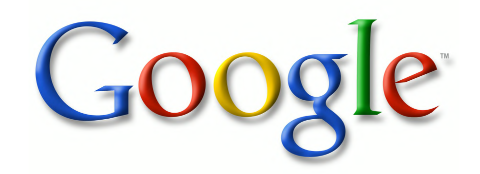
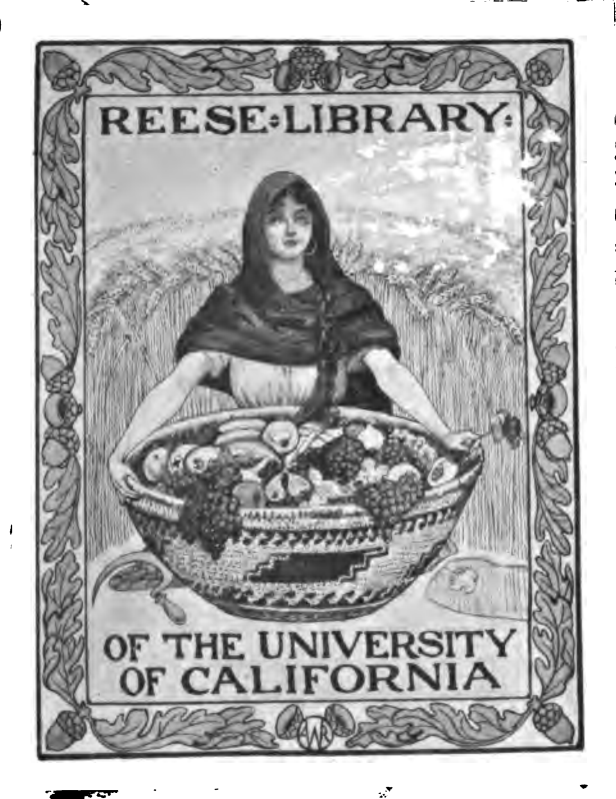







REESE LIBRARY
OF THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

Eisenkorr.

conf. mat. 5 f. 40 kr.

~~Büttner~~.

Jus Puttr 113. Sqq.

Memoire historique de la negocia=
tion en 1778 pour la succession de
Bavière, confiée par le Roi de Prusse
Frederic le grand au Comte Eustache
de Goerz. Francf. s.l.M. 1812. 156 S.
8. S. Goett. gel. Anzeig. 1812.
S. 641.

Folge mit Gerechtigkeit beurtheilt. Doch der gänzliche Umsturz des bisherigen Zustandes im Hochstift Lüttich durch das Vordringen des Reichsfeindes vereitelte auch hier alles Gute, was bezielt war. Neben diesen Ereignissen beschäftigten mich auch die zwischen den deutschen Erzbischöfen und dem Römischen Hofe entstandenen Irrungen (1788), an welchen Preußen Antheil nahm und worin die Verhandlungen nicht nur mit dem Churcöllnischen, sondern auch mit den beiden andern geistlichen Churhöfen, Mainz und Trier, mir übertragen waren. Zu eben der Zeit bewirkte Preußen eine Revolution in Holland zu Gunsten des Prinzen von Oranien (1787), und war ein sehr aufmerksamer, auch im Stillen theilnehmender, Beobachter des Aufstandes, der in den Oesterreichischen Niederlanden ausbrach (1789). Wenn gleich ich in diesen beiden Begebenheiten keine Aufträge hatte, so benuzte ich doch die Gelegenheit, mich von ihrem Gange genau zu unterrichten. Doch bald (1789) zog die ausgebrochene Französische Revolution und der durch sie veranlaßte Krieg (1792) die Aufmerksamkeit von allen andern Gegenständen gänzlich ab. Es entstand

ein

ein neues politisches System in Deutschland, das aber, weil es nicht mit Weisheit und gegenseitigem Vertrauen nach großen Ideen gebildet war, keinen Bestand hatte und durch die unselige Trennung der Deutschen großes Unglück herbeiführte. Für mich brachte dieses veränderte System und die Nähe des Kriegsschauplatzes viele neue und verwickelte Geschäfte. Seit länger als einem halben Jahrhundert war kein Kreistag gehalten und die Formen desselben waren fast vergessen. Jezt wurde ein solcher nöthig, und er dauerte fort, bis die Annäherung des Feindes ihn aus einander trieb. Zweimal mußte ich Cölln flüchtend verlassen, zuerst im December 1792 nur auf kurze Zeit, da ich mich mit dem Churcöllnischen Hofe nach Münster begab, zulezt, ohne je wiederzukehren, im Oktober 1794. Ich besorgte hierauf meine Geschäfte von verschiedenen Orten aus, zulezt (März 1795) wurde mir Halberstadt angewiesen. Obgleich Preußen zu Basel (5ten April 1795) einen Separatfrieden schloß, konnte ich doch nach Cölln nicht zurückkehren, weil das linke Rheinufer von den Franzosen besezt blieb. Eine neue Ordnung der Dinge entwickelte sich

W. Menzel, 1835.

Denkwürdigkeiten meiner Zeit

oder

Beiträge zur Geschichte

vom

lezten Viertel des achtzehnten und vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts

1778 bis 1806.

von

Christian Wilhelm von Dohm.

Consilium mihi pauca de Friderico et extrema tradere; mox cetera, sine ira et studio, quorum causas procul habeo.

Erster Band.

Lemgo
im Verlage der Meyerschen Hof-Buchhandlung
und
Hannover
in Commission der Helwingschen Hof-Buchhandlung
1814.

An die

Königlich Bayersche Akademie der Wissenschaften zu München.

Sie haben, Hochverehrteste Herren, vor einigen Jahren mich der Aufnahme in Ihren Verein gewürdigt und mich dadurch nicht nur überrascht, sondern wirklich beschämt. Ich fühlte, daß eine Auszeichnung, auf welche nur der Kenner, der die Wissenschaften erweitert, Anspruch machen kann, nicht dem bloßen Liebhaber gebühre, der im Gedränge des geschäftvollen Lebens kaum noch einige Vertrautheit mit gelehrten Gegenständen zu unterhalten vermogte. Ich konnte die Abweichung von diesem Grundsatze, welche Sie zu meinen Gunsten gemacht, nur

dem

die nachher eingetretenen politischen Veränderungen überlebt hat.

Ich äußerte den Wunsch, nicht ferner in diplomatischen Geschäften, sondern lieber in der Administration des Innern gebraucht zu werden, bey der ich die Früchte meiner Thätigkeit gesicherter zu sehen und auch die äußere Ruhe zu finden hofte, deren meine Gesundheit immer mehr bedurfte. Dieser Wunsch ward erfüllt. Mit Beibehaltung des Direktorialgesandtschafts-Postens in dem noch übrigen westphälischen Kreise, dessen Wirksamkeit sich aber immer mehr verminderte, wurde ich im Jahr 1804 zum Präsidenten der für die bisher Churmainzischen Lande Erfurt und Eichsfeld, auch die gewesenen Reichsstädte Nordhausen und Mühlhausen, neu errichteten Kriegs- und Domainen-Kammer zu Heiligenstadt ernannt, welcher die Verwaltung des Innern und der Finanzen übertragen war. Der neue Wirkungskreis gefiel mir. Ich bemühte mich, die Unterthanen, welche, ohne um ihre Einwilligung befragt zu seyn, einem neuen Staat zugetheilt waren, demselben dadurch wirklich ergeben zu machen,

daß

ich während meines geschäftigen Lebens zugesehen, zu beschreiben. Billig widme ich also Ihnen, meine Hochverehrten Herren, den Anfang eines Werks, das Ihrer Aufmunterung vorzüglich sein Daseyn verdankt, und sehr glücklich würde ich mich schätzen, wenn Sie finden sollten, daß unsre an treflichen Werken der Geschichtforschung so reiche, aber an Werken ächter Geschichtschreibung noch immer so dürftige Litteratur durch meine Arbeit einen Zuwachs erhalten habe, der neben dem, was in diesem Fache von andern Nationen geleistet worden, genannt zu werden verdiene.

Ein

welche Ihre vielfachen ruhmvollen Bemühungen zu Beförderung der Wissenschaften, und vorzüglich auch der historischen, mir eingeflößt haben.

Pustleben bey Nordhausen den 20ten Junius 1814.

Dohm.

seinem uralten Wittelsbacher Regentenstamme erhalten. Ohne diese Begebenheiten würde sehr wahrscheinlich auch Ihre Akademie jezt nicht mit dem Glanze bestehn, zu welchem Ihr edelmüthiger, die Wissenschaften ehrender König sie erhoben hat. Ich hoffe, Sie, Hochgeehrteste Herren, werden es billigen, daß ich auch, durch diese Betrachtung bewogen, eine Zueignung dieses Werks für den schicklichsten Anlaß gehalten habe, Ihnen öffentlich sowohl meine Dankbarkeit für die Ehre, die Sie mir bewiesen, als auch die hohe Achtung zu bezeugen,

welche

welche Ihre vielfachen ruhmvollen Bemühungen zu Beförderung der Wissenschaften, und vorzüglich auch der historischen, mir eingeflößt haben.

Pustleben bey Nordhausen den 20ten Junius 1814.

Dohm.

Vor-

Vorrede.

Ich übergebe dem Publikum den Anfang eines Werks, das mich seit vielen Jahren beschäftigt hat. Bereits früh im Leben, besonders aber von dem Zeitpunkt an, da ich in politischen Geschäften gearbeitet habe, war ich ein aufmerksamer Zuschauer der Weltbegebenheiten. Ich machte mir Aufzeichnungen über dieselben, sammelte alle Nachrichten, die ich erhalten konnte, und prüfte sorgsam die verschiedenen Grade ihrer Glaubwürdigkeit. Allmählig entstand der Vorsatz, einst eine Geschichte meiner Zeit zu schreiben. Im Gedränge des thätigen Lebens war an die Ausführung nicht zu denken. Alles, was ich vermogte, war, diese Idee immer im Auge zu behalten, und in glücklichen aber seltenen Stunden einiger Ruhe einzelne Bruchstücke auszuarbei-

ten. Die Zusammenfügung und Vollendung des Ganzen mußte einer ruhigeren Muße vorbehalten bleiben, in welcher es mir vergönnt wäre, mir selbst und den Wissenschaften zu leben. Einer solchen Muße auch nur in einem kurzen, das Gewühl des geschäftigen Lebens vom Tode trennenden Zeitraum noch zu genießen, war mein sehnlichster Wunsch. Seine Erfüllung schien durch die außerordentlichen Vorgänge der Zeit immer unwahrscheinlicher zu werden. Aber, Dank sey der Vorsehung! mein Wunsch ist erfüllt worden, und wenn gleich eine sehr geschwächte Gesundheit, so wie Mangel an Hülfsmitteln mir nicht erlaubt, der Geschichtschreiber meiner Zeit in dem ganzen Umfange zu werden, wie ich es gewünscht hätte, so habe ich doch, sobald jenes Ziel erreicht war, die Ausführung meines Lieblingsentwurfs in beschränkterm Maaße wirklich unternommen, und ich bin fest entschlossen, derselben auch ferner den besten Theil meiner Zeit zu widmen, wenn anders Männer von Einsicht meinem Unternehmen so viel Beifall geben, als dessen Idee bereits bey einigen meiner Freunde gefunden hat.

Ich

Ich erachte nöthig, über das, was ich zu leisten mir vorgesezt habe, einige Erläuterung zu geben. Ich verspreche Denkwürdigkeiten meiner Zeit, — nicht meines Lebens. Der Unterschied von beiden ist bedeutend. Wer Denkwürdigkeiten, Memoires, seines Lebens, Selbstbiographie, schreibt, macht sich selbst zum Held seiner Geschichte. Alles wird darin nur in so weit erzählt, als der Verfasser etwas gewirkt oder bezielt hat, oder in so weit er durch die Begebenheiten berührt ist. Was nicht in seinem Gesichtskreise lag, wird ohne Tadel weggelassen. Einseitigkeit, ein umständliches, zuweilen auch kleinliches Detail persönlicher Begebenheiten sind, in sofern sie nur die geziemenden Schranken nicht überschreiten, keine Fehler, können vielmehr der Erzählung eigenthümliches, lebendiges Interesse und Anmuth geben. Die besten dieser Art von Schriften enthalten höchst schäzbare Beiträge zur Menschenkunde und Geschichte. Aber bey aller Anerkennung dieses Werths habe doch ich Denkwürdigkeiten meines Lebens nicht schreiben wollen. Mein Privatleben ist dazu nicht merkwürdig genug gewesen,

Lebensjahre, in Preußische Staatsdienste berufen und bey dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Charakter eines Kriegsraths und Geheimen Secretairs, auch Archivars, angestellt. Meine Bestimmung war, in allen Staatsgeschäften, vorzüglich aber in deutschen Reichssachen zu arbeiten, auch einen Theil des Haus- und Staats-Archivs unter Aufsicht zu haben. Herzberg wollte mich gerade auf demselben Wege, den er selbst gegangen war, zum Geschäftsmann bilden, und dankbar erkenne ich noch jezt, daß ich dem Umgange und dem Vorbilde dieses mit dem edelsten Patriotismus und einer ganz unermüdlichen Thätigkeit arbeitenden Mannes alles Gute schuldig bin, was ich im Geschäftsleben geleistet habe. Immer habe ich ihm die Anstellung beim Archiv vorzüglich gedankt. Mein Posten gab mir treffliche Gelegenheit, sowohl von allen laufenden wichtigen Geschräften, als auch von den Begebenheiten der Vorzeit Kenntniß zu erwerben. Ich darf sagen, daß ich sie mit einigem Fleiß benuzt habe. Kurz vor meinem Eintritt in den Dienst hatte der Preußische Hof ein neues politisches System angenommen und dasselbe durch den

Bayer-

ich dennoch menschlicher Schwäche untergelegen haben mag, überlasse ich dem Leser zu bemerken und, in sofern er aus eigner Erfahrung weiß, wie schwer ganz unpartheiische Würdigung eigener Handlungen sey, — zu verzeihen. Bey diesem Vorsatz, in meinem Werk so wenig als möglich von mir zu reden, finde ich es jedoch zweckmäßig, hier einen kurzen Umriß der erheblichsten Veränderungen meines Geschäftslebens während der von mir beschriebenen Periode zu geben, da dem Leser einige Bekanntschaft mit den äußern Verhältnissen, in denen der Geschichtschreiber seiner Zeit sich befunden, angenehm und zum bessern Verständniß nüzlich seyn kann.

Zu Lemgo in der Gräfschaft Lippe im December 1751 geboren, hatte ich mich dem gelehrten Stande und vorzüglich den historisch-statistischen Wissenschaften gewidmet. Der Preußische Staats-Minister von Herzberg, der durch einige meiner Schriften eine gute Meinung von mir gefaßt hatte, bewog mich zu dem Uebertritt ins praktische Leben. Durch seine Empfehlung wurde ich im November 1779, in meinem 28sten

Lebensjahre, in Preußische Staatsdienste berufen und bey dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Charakter eines Kriegsraths und Geheimen Secretairs, auch Archivars, angestellt. Meine Bestimmung war, in allen Staatsgeschäften, vorzüglich aber in deutschen Reichssachen zu arbeiten, auch einen Theil des Haus- und Staats-Archivs unter Aufsicht zu haben. Herzberg wollte mich gerade auf demselben Wege, den er selbst gegangen war, zum Geschäftsmann bilden, und dankbar erkenne ich noch jezt, daß ich dem Umgange und dem Vorbilde dieses mit dem edelsten Patriotismus und einer ganz unermüdlichen Thätigkeit arbeitenden Mannes alles Gute schuldig bin, was ich im Geschäftsleben geleistet habe. Immer habe ich ihm die Anstellung beim Archiv vorzüglich gedankt. Mein Posten gab mir trefliche Gelegenheit, sowohl von allen laufenden wichtigen Geschäften, als auch von den Begebenheiten der Vorzeit Kenntniß zu erwerben. Ich darf sagen, daß ich sie mit einigem Fleiß benuzt habe. Kurz vor meinem Eintritt in den Dienst hatte der Preußische Hof ein neues politisches System angenommen und dasselbe durch den

Bayer-

Bayerschen Erbfolgekrieg und den Teschner Frieden bewährt. Deutschlands und Preußens Interesse sollten von nun an innigst mit einander verwebt seyn. Die deutsche Freiheit und Verfassung sollten an Preußen einen kräftigen Beschützer, dieses sollte durch die übernommene edle Rolle einen stets lebendigen Beweggrund erhalten, die Begierde nach Vergrößerung und Rundung immer den Gesetzen des Rechts unterzuordnen. Herzberg hatte schon lange ein solches System gewünscht, und mit lebhaftem Eifer arbeitete er jezt daran, es immer mehr auszubilden und fest zu gründen. Ich nahm an Allem, was deshalb verhandelt wurde, und besonders an den Arbeiten Antheil, welche gegen Oesterreichs Absicht, Bayern durch Tausch zu erwerben, gerichtet waren, und durch welche zulezt der deutsche Fürstenbund gebildet wurde. Einigemal wurde ich während dieser Periode auswärts verschickt, und ich habe während derselben, nach erhaltenem Auftrag, auch zwey Staatsschriften herausgegeben, die erste wegen der Danziger Irrungen, die zweite zu Vertheidigung des Fürstenbundes. Meine Bemühungen erwarben den Beifall des

gro-

Bayersche Erbfolge ausgebrochenen Kriege, und soll, nach meinem Entwurf, mit der Au sung des deutschen Reichs im Jahr 1806 gesch sen werden. Bis zu dieser lezten mich tief bei genden Begebenheit denke ich mein Werk fort führen, wenn anders Dauer meines Lebens u erträglicher Gesundheitszustand es gestatten. bin zwar noch einige Jahre über den mir gesez Zeitraum in den Geschäften geblieben, und ha während derselben noch des Erzählens werthe B gebenheiten ziemlich nahe gesehen; aber denno habe ich mir das bemerkte Ziel gesezt, weil wirklich entfernt genug und in der That das äuße ste ist, das zu erreichen ich irgend hoffen kan Bey den Verhältnissen, unter denen ich mei Werk unternahm, durfte ich nicht hoffen, die B gebenheiten der leztern Jahre mit Freimüthigke und Wahrheit darstellen zu können, und, so lang ich noch ohne Aussicht eines glücklichen Wechsel war, würde es mir zu schmerzhaft gewesen seyn das Unglück Preußens und die Herabwürdigun Deutschlands mir selbst lebendig wieder zurück z rufen, und sie umständlich darzustellen. Jezt ha ben nun zwar Besorgnisse dieser Art aufgehört

unt

das Reichsgericht mit einigen Modificationen genehmigte. Aber in dem Augenblick, wie dieselbe eingeführt werden sollte (1792), wurde Aachen vom Feinde besezt, und vom deutschen Reiche getrennt. Ein Aufstand eines Theils des Lüttlicher Volks gegen seinen Fürst-Bischof veranlaßte einen gleichen Auftrag des Reichskammergerichts (1789). Aber der Preußische Hof zerfiel über dessen Vollziehung mit den beiden andern Kreisausschreibenden Fürsten, zulezt fast mit dem ganzen Reich. In Lüttich entstand ein bürgerlicher Krieg, den nur Oesterreichs bewafneter Zutritt zu Gunsten des Fürst-Bischofs endigte (1791). Doch war dessen wieder hergestellter Besitz nur von kurzer Dauer. Mir machte diese Sache, welche ich neben der Aachenschen betreiben mußte, sehr überhäufte und unangenehme Arbeiten. Ich bezielte redlich das Beste des Landes, und eine die Rechte des Fürsten und der Stände wohl vereinende Verfassung, aber der Werth meiner Bemühungen ward erst erkannt von beiden streitenden Theilen, wie es zu spät war, sie zu benutzen, und des Preußischen Hofes Benehmen, das ich öffentlich vertheidigen mußte, wurde erst in der

etwas Gutes! Der kundige Leser wird nach diesem Umriß voraussehen können, über welche Begebenheiten er vorzüglich in meiner Geschichte Belehrung zu erwarten habe. Er kann auch, wenn er bey den einzelnen Perioden auf diesen Umriß rückblicken will, sich jedesmal in meine Gesichtspunkte versetzen und den Werth der Ansichten, die aus ihnen genommen sind, würdigen.

So wie ich nicht auf die Darstellung der Begebenheiten, an denen ich selbst Theil genommen habe, mich zu beschränken gedenke, so umfaßt mein Plan auch nicht alle Denkwürdigkeiten, nicht eine vollständige Geschichte meiner Zeit. Da ich nicht über alle Theile derselben mich vollständig genug unterrichten können, bin ich nicht im Stande, sie zu liefern. Ich hätte über manche Begebenheiten gerade nicht mehr mittheilen können, als bereits in gedruckten Schriften enthalten ist. Dies wäre z. B. bey der Nordamerikanischen Revolution und dem durch sie entstandenen Seekriege der Fall gewesen. Solche Theile der Zeitgeschichte bleiben also von meinem Plan ausgeschlossen, und werden nur da, wo es der Zusammenhang mit

den

den vorgetragenen Begebenheiten erfodert, berührt und als bekannt vorausgesezt. Meine Erzählungen werden vorzüglich auf die Angelegenheiten Deutschlands und Preußens und deren gegenseitiges Einwirken gerichtet seyn. Doch sind die Begebenheiten benachbarter Lande nicht ausgeschlossen.

Meine eignen Beobachtungen und gesammelten Nachrichten sind die Grundlage, doch nicht die alleinige Quelle meiner Geschichte. Da meine Sammlungen natürlich nicht über alle Begebenheiten gleich reich sind, so habe ich auch an andre mir zugängliche Orte mich gewandt, von wo ich sie vervollständigen und dadurch berichtigen konnte, daß ich Resultate von Ansichten gewann, die aus einem andern Gesichtspunkte, als dem meinigen, aufgefaßt waren. Außerdem habe ich aber auch alles, was in gedruckten Schriften über die Gegenstände meines Werks bekannt geworden, sorgfältig benuzt. Ich glaube nicht, daß etwas dieser Art von einigem Werth mir entgangen sey. Was ich nicht selbst besitze, habe ich in der mir nahen reichen Göttinger Universitäts-

Biblio-

Bibliothek gefunden, deren trefliche Vorsteher mit der edlen Bereitwilligkeit, die sie jedem litterarischen Unternehmen so gern bewilligen, auch das meinige unterstüzt haben. Auch von meinem würdigen Freunde, Herrn Rath Benzler, Vorsteher der Gräfl. Stollbergischen Bibliothek zu Wernigerode, kann ich gleichen Beistand dankbar rühmen. Durch diese Mitwirkung unterstüzt, glaube ich Vollständigkeit erreicht und nichts vorbeigelassen zu haben, was in Absicht der erzählten Begebenheiten des Aufbehaltens für die Nachwelt werth seyn kann. Eben so sehr ist es mein eifrigstes Bestreben gewesen, in meiner Darstellung durchaus treu und wahr zu seyn, mich über jeden Partheigeist, jede Vorliebe für Staaten, politische Meinungen und einzelne Personen zu erheben. Ich habe Menschen und Dinge überall so schildern wollen, wie sie meiner Ueberzeugung und wiederholten Prüfung nach wirklich gewesen sind. Hätte ich geglaubt, daß mir dieses nicht vergönnt seyn werde, so würde ich nie die Feder angesezt haben zu einem Werke, das nicht nur meinen Zeitgenossen, sondern auch den Geschlechtern, die nach mir kommen werden, Rechenschaft von den Bege-

ben-

benheiten geben soll, deren Zeuge ich gewesen bin. Aber ob meines guten Willens ohngeachtet nicht dennoch mich zuweilen Partheilichkeit beschlichen habe, ohne daß ich selbst deren mir bewußt bin, dies vermag nicht ich, dies vermögen nur meine Leser zu beurtheilen. Kein Geschichtschreiber, auch nicht der beste, der je Begebenheiten seiner Zeit beschrieb, hat sich von dem Einfluß des Wohlwollens oder der Abneigung, die ihn während der Handlung oder des Zuschauens belebten, vollkommen rein erhalten können. Auch ich theile dieses allgemeine Loos der Menschheit, erlaube mir aber die Bemerkung, daß ganz partheilose Geschichtschreiber gerade um nichts seltner sind, als durchaus unpartheiische Geschichtleser. Mancher findet ein Geschichtbuch nur deshalb leidenschaftlich und partheiisch, weil es nicht mit der Leidenschaft der von ihm ergriffenen Parthey geschrieben ist. Auch ist Unpartheilichkeit durchaus nicht mit kalter Fühllosigkeit zu verwechseln; der Geschichtschreiber will Theilnahme in dem Leser erregen; wie vermögte er es, wenn er selbst sie nicht empfände? Ich leugne es also nicht, daß ich lebhaften Antheil an den Begebenheiten

genom-

genommen habe, die ich erzähle, und ich würde es bedauern, wenn sich keine Spur hiervon in meiner Erzählung finden sollte. Bey edlen großen Handlungen verweile ich mit Vorliebe, bey schlechten und unwürdigen unterdrücke ich die Verachtung und den Unwillen nicht, die sie mir einflößen. Nie ist es mir Freude gewesen, edle Charaktere geflissentlich herabzusetzen, um nur etwas Neues, Auffallendes und bisher nicht Gesagtes vorzubringen, oder die Handlungen allgemein verehrter Menschen so lange durchzuwühlen, bis schlechte Triebfedern zu ihnen gefunden sind. Leser, welche dieses lieben, und welche die Schwächen und Fehler großer Menschen gern so stark herausgehoben sehen, bis diese so klein erscheinen, als sie selbst sind, solche Leser werden bey mir nicht Unterhaltung finden. Chronique scandaleuse zu schreiben habe ich im Geschäftsleben immer unter der Würde des rechtlichen Mannes gehalten, um so mehr werde ich durch dieselbe nicht ein Werk beflecken, das noch für die Menschen, die nach mir leben, belehrend seyn soll. Ich rede von edlen und großen Männern zwar immer mit strenger Wahrheit und ohne irgend partheiische Uebertreibung ihrer Tugenden,

genden, oder Beschönigung ihrer Mängel; aber auch immer mit der Achtung, ohne welche ihr Name nie genannt werden muß. Ich hoffe in dieser ersten Abtheilung meines Werks durch die Art, wie ich über den von mir hochverehrten Friedrich berichte und urtheile, eine Probe unpartheiischer Wahrheitsliebe gegeben zu haben, welche jeden billigen Leser befriedigen wird.

Noch eine wichtige Bürgschaft derselben muß dem Publikum die Entfernung geben, in der ich mich von den Begebenheiten befinde, welche ich beschreibe. Die Menschen, von denen ich zu reden habe, sind beinahe schon alle vom Schauplatz abgetreten; nur wenige Einzelne von denen, die in meiner Geschichte genannt werden, sind noch unter den Lebenden *). Noch mehr, auch die moralischen Personen, die Staaten, mit denen mein Werk

*) Das hier Gesagte ist im jetzigen Augenblick nur von den früheren Perioden meiner Geschichte strenge wahr; aber, wenn mein Werk vollendet werden sollte, wird es sich immer in gleichem Verhältniß, wie es fortrückt, auch von den beschriebenen Zeiträumen entfernen, das hier Gesagte also auch in der Folge immer wahr bleiben.

Werk zu thun hat, sind völlig verändert. Dies ist durch die erschütternden Begebenheiten, welche wir erlebt haben, und deren rasche Folge, in stärkerem Verhältniß bewirkt, als es nach der Zahl der verflossenen Jahre bemessen werden kann. Das Deutschland, das Preußen, das Oesterreich, das Frankreich u. s. w., von denen ich erzähle, sind nicht mehr. Nicht nur leiten jezt ganz andre Menschen die Bewegungen dieser Staaten, sondern sie leiten sie zu ganz andern Zwecken, als ehemals. Das politische Interesse von Europa während der Zeit, welche ich schildre, ist von dem der Gegenwart vollkommen eben so verschieden, als es das Interesse zur Zeit des spanischen Erbfolgekriegs oder gar des dreißigjährigen Kriegs nur immer seyn kann. Die Periode meines Werks gehört also bereits ganz der Geschichte an. Urtheile, die zu ihrer Zeit zu freimüthig, wohl gar beleidigend scheinen mochten, können jezt ganz unbedenklich geäußert werden, und auch das ängstlichste Kabinet kann jezt mit Gleichgültigkeit bekannt gemacht sehen, was vor dreißig bis vierzig Jahren mit Recht geheim gehalten wurde. Wirklich ist die Trennung zwischen unserer und der

nicht

nicht längst verflossenen Zeit so groß, daß viele der jüngeren Zeitgenossen sehr wenig Antheil an der Geschichte nehmen, sobald sie über die Ereignisse hinausgeht, welche unmittelbar den jezt bestehenden Zustand zur Folge gehabt haben, und fast hätte von meinem Unternehmen mich der Gedanke abgehalten: „es werden nicht viele Hörer um mich sich sammeln, die von dem, was zu ihrer Väter Zeit geschehen ist, unterrichtet seyn wollen.“ Doch in dem Augenblick, da ich dieses schreibe, eröfnet sich mir mit der Aussicht der wieder errungenen Freiheit von Deutschland auch die Hofnung, ein Geschichtbuch, wie das meinige, werde gerechter gewürdiget werden, als ich noch vor kurzem es glauben konnte. Menschen, denen wieder gestattet ist, frey zu denken, und was sie denken, zu äußern, werden auch gern sich von frühern Begebenheiten unterrichten, ohne welche die neuesten nicht richtig verstanden und gewürdiget werden können.

Die Zeit, welche ich die meine nenne, und innerhalb welcher sich mein Geschichtbuch halten wird, fängt mit dem im Jahr 1778 über die

Bayersche Erbfolge ausgebrochenen Kriege an, und soll, nach meinem Entwurf, mit der Auflösung des deutschen Reichs im Jahr 1806 geschlossen werden. Bis zu dieser lezten mich tief bewegenden Begebenheit denke ich mein Werk fortzuführen, wenn anders Dauer meines Lebens und erträglicher Gesundheitszustand es gestatten. Ich bin zwar noch einige Jahre über den mir gesezten Zeitraum in den Geschäften geblieben, und habe während derselben noch des Erzählens werthe Begebenheiten ziemlich nahe gesehen; aber dennoch habe ich mir das bemerkte Ziel gesezt, weil es wirklich entfernt genug und in der That das äußerste ist, das zu erreichen ich irgend hoffen kann. Bey den Verhältnissen, unter denen ich mein Werk unternahm, durfte ich nicht hoffen, die Begebenheiten der leztern Jahre mit Freimüthigkeit und Wahrheit darstellen zu können, und, so lange ich noch ohne Aussicht eines glücklichen Wechsels war, würde es mir zu schmerzhaft gewesen seyn, das Unglück Preußens und die Herabwürdigung Deutschlands mir selbst lebendig wieder zurück zu rufen, und sie umständlich darzustellen. Jezt haben nun zwar Besorgnisse dieser Art aufgehört,

und

und seit den glorreichen Begebenheiten des denkwürdigen Jahrs 1813 ist der Wunsch in mir sehr lebhaft geworden, auch noch deren Geschichtschreiber zu werden; aber mein Alter und Gesundheit erlauben mir nicht, die Erfüllung desselben möglich zu halten. Ich muß es einem Glücklichern überlassen, das durch den edlen und standhaften Widerstand der Russen angeregte kräftige Aufstehen des tapfern Preußischen Volks unter seinem edlen König, das gleichzeitige Erwachen aller deutschen Stämme, die weise und großherzige Politik der Verbündeten, die, jeder kleinlichen Eifersucht entsagend, mit einer Eintracht, wie sie keine frühere Zeit gekannt hat, sich verbanden, den Muth und Gemeingeist, mit dem die Heere, die Talente, mit denen ihre Feldherrn den, der bisher für unbesiegbar gegolten hatte, wirklich besiegt, endlich den Frieden und die dauerhafte Beruhigung von Europa errungen haben, — zu beschreiben. Mein Werk wird demjenigen, das so herrliche Thaten einst darstellt, zur belehrenden Einleitung dienen, und es soll, so hoffe ich, indem es die Fehler, welche unsre Erniedrigung bewirkt haben, entwickelt, beitragen, deren Wiederkehr zurückzuhalten; es

 soll

soll den Gemeingeist stärken und dauerhaft gründen, der in Deutschland so glänzend wieder erwacht ist. Es erscheint, glaube ich, zu diesem edlen Zweck in dem günstigsten Augenblick!

Mein Werk wird nach und nach in mehreren Abtheilungen hervortreten, deren jede eine Reihe von Begebenheiten enthält und ein in sich geschloßnes Ganzes ausmacht. Wenn also der Tod oder ein andrer Zufall nicht erlauben sollte, meine Arbeit bis zu dem mir gesezten Ziele fortzuführen, so werden die einzelnen Theile doch immer ihren Werth behalten. Die erste Abtheilung, deren Anfang hier erscheint, enthält die lezte Periode der Regierung Friedrichs des Einzigen. Sie unterscheidet sich sehr merkbar von den bald darauf folgenden Zeiten. Nicht erschütternde, auffallende Ereignisse, nicht Zerstörungen und Umwälzungen zeichnen sie aus, sondern vielmehr Weisheit und stille Wirksamkeit, welche das Bestehende gegen die Versuche, es umzuwerfen, erhält. Friedrich erscheint hier in der edlen Thätigkeit, mit welcher er seine große Laufbahn beschloß, als ein weiser, Sicherheit und Wohlstand seiner Staaten

mer fester begründender Regent, als edelmüthiger und staatskluger Beschützer der Freiheit Deutschlands, als Erhalter der Ruhe von Europa. Sein Einfluß war die lange vorbereitete Folge der hohen Achtung, welche er seinen Zeitgenossen eingeprägt hatte. Eine so stille Wirksamkeit kann nicht sowohl beschrieben, als vielmehr nur angedeutet werden. Wenn lezteres mir nicht mislungen ist, so wird, hoffe ich, der aufmerksame Leser meiner Geschichte sich von dieser Wirksamkeit durchdrungen fühlen und Friedrichs Einfluß auch in denjenigen Begebenheiten gewahr werden, an denen er nicht unmittelbar Theil genommen hat. Deshalb sind auch diese von meiner Geschichte nicht ausgeschlossen. Jede Folge von Begebenheiten ist von mir in ihrem eigenen, besondern Zusammenhange dargestellt. Doch wie eine die andre gegenseitig bestimmt, eine der andern Licht giebt, auch dies wird, wie ich hoffe, von dem gefühlt werden, der diese Begebenheiten in der Folge liest, in welcher ich sie dargestellt habe.

In meinem Vortrage habe ich durchaus keinen andern Geschichtschreiber nachahmen wol-

len. Höchste Einfachheit ist nach meinem Urtheil der schönste Schmuck ächter Geschichtsschreibung. Nach ihm habe ich gerungen, alles Gesuchte, Gezwungne, Räthselhafte und Weithergeholte sorgsam vermieden. Deshalb habe ich auch, so sehr ich die Muttersprache liebe, doch die fremden längst eingebürgerten, allgemein verständlichen Worte, gegen welche jezt oft geeifert wird, den neu gemachten deutschen vorgezogen, weil diese den meisten Lesern fremder sind, als jene, und in dieselben erst übertragen werden müssen, um verstanden zu werden. Mein Bestreben ist immer gewesen, von den Begebenheiten, die ich erzähle, ein so deutliches Bild zu machen, als ich es selbst aus der Erinnerung mir erneuert und durch sorgfältige Prüfung berichtiget hatte. Um diese Deutlichkeit zu erreichen, bin ich, so oft es mir nöthig schien, in die Vergangenheit oft ziemlich weit zurückgegangen, habe statistische, publicistische und andre Erläuterungen gegeben, die ich manchem Leser angenehm erachten konnte. Auch genealogische Tafeln sind, wo es nöthig, beigefügt; kleine biographische Notizen über die auftretenden Personen schienen mir nüzlich, um die

Ver-

Vertrautheit mit der Zeitperiode, von der die Rede ist, zu bewirken, welche zum völligen Verständniß eines Geschichtbuchs erfodert wird. Diesen erläuternden Zusätzen sind die Anmerkungen unter dem Text gewidmet. Auch enthalten leztere alle litterarischen Notizen, die ich zu geben nöthig gefunden. Die genaue Richtigkeit dessen, was ich aus andern Schriften angeführt, kann ich versichern, da ich nie etwas citirt, was ich nicht vor mir gehabt habe.

Der Hauptgeschichte sind überdem noch Beilagen hinzugefügt. Sie sind von verschiedener Art. Ein Theil derselben enthält Erörterungen, die, ohne den Faden der Erzählung zu unterbrechen, in dieselbe nicht konnten aufgenommen werden, und für die Anmerkungen zu umständlich waren. Wenn der Leser, wie ich es wünsche, jede dieser Beilagen an der Stelle der Geschichte lesen wird, zu welcher sie gehört, so, hoffe ich, werde ihr Zweck, den Vortrag deutlicher und vollständiger zu machen, erreicht werden. Eine zweite Art von Beilagen sind meine bey verschiedenen Anlässen erschienene Staatsschriften. Ich

bin einigemal von Freunden ersucht, dieselben zu sammeln. Immer habe ich Anstand genommen, solchem Wunsch zu genügen, weil ich mit Grunde zweifelte, ob diejenigen, welche diese Schriften mit einigem Vergnügen zu ihrer Zeit gelesen zu haben sich erinnerten, noch jezt, wenn alle in einer Sammlung vereint erschienen, gleiches Interesse beim Wiederlesen finden könnten? Eine Staatsschrift ist immer nur für den Augenblick berechnet, in welchem sie bekannt gemacht wird. Sie soll einen gewissen Eindruck bewirken, eine beabsichtigte Ueberzeugung hervorbringen; ist dieses geschehen, so ist der Zweck ihres Daseyns erreicht. Ueber ihren Zeitpunkt hinaus ist sie nicht mehr, was sie war, und kann es nicht seyn. Ihre Beziehungen, ihre feinen Andeutungen allgemein bekannter Dinge werden dann nicht mehr verstanden. Doch wie die Pflanze des weit entfernten Himmelstrichs auch auf fremdem Boden noch einigermaßen die erscheint, die sie auf dem heimischen war, wenn es dem Gärtner gelingt, durch künstliche Mittel ihr das vaterländische Klima zu erschaffen; so kann auch eine Staatsschrift noch lange nach der ersten Erscheinung eine

der

der ursprünglichen einigermaßen ähnliche Wirkung hervorbringen, wenn sie gerade an der Stelle der Geschichte gelesen wird, zu der sie gehört, und wenn es dem Geschichtschreiber gelingt, den Leser ganz in die Umstände und Verhältnisse zu versetzen, aus denen jene entstanden war. Dieses habe ich bey den Staatsschriften, die ich dem Publikum hier vorlege, zu bewirken gesucht. Noch wird man unter den Beilagen einige fremde Aufsätze finden, die gerade an der Stelle, wo auf sie verwiesen worden, der Geschichte mehr Leben und Deutlichkeit geben werden. Doch sind dieser fremden Aufsätze nur sehr wenige und nur solche, welche ich meinen Lesern nicht schon anders woher bekannt voraussetzen konnte. Traktate und andre Aktenstücke, welche sich in bekannten Sammlungen finden, sind, um mein Werk nicht zweckwidrig zu vergrößern, nie aufgenommen; wohl aber ist nachgewiesen, wo man sie finden kann.

Durch beigefügte Chronologie am Rande, Ueberschriften der Kapitel und einzelnen Seiten, auch gute Register am Ende jeder Abtheilung, habe ich dem Leser die Uebersicht und das Wieder-

auf-

auffinden des einmal Gelesenen erleichtern wollen. Ich mache auf diese kleinen, aber dem, welcher ein Geschichtbuch benutzen will, nicht unwichtigen Hülfsmittel aufmerksam, um an eine Pflicht zu erinnern, die von den historischen Schriftstellern der neuern Zeit oft sehr vergessen wird. Jede Bemerkung zu noch besserer Einrichtung des Werks, jede Berichtigung der in dasselbe eingeschlichenen Irrthümer, die ich aller meiner Sorgfalt ohngeachtet bey der Mannichfaltigkeit des Inhalts dennoch besorgen muß, auch besonders jede Mittheilung für die Reihen von Begebenheiten, die man nach dem, was ich angedeutet, in den folgenden Bänden erwarten kann, werde ich mit Dank benutzen und Alles, was von mir abhängt, thun, um dieses Werk des Beifalls verständiger Leser immer mehr werth zu machen. Pustleben bey Nordhausen den 20ten Junius 1814.

D.

Inhalt

Inhalt des ersten Bandes.

Geschichte der lezten Periode Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen.

1778 bis 1786.

Neun-

Inhalt.

Beilagen.

Fehler, welche man zu verbessern bittet:

S. 29 Z. 8 von unten nach dem Worte: Verpflichtung lies des Beweises.

S. 217 Z. 9 von oben statt davon l. daran.

S. 227 in der Note Z. 11 von oben statt habe l. hätte.

S. 291 Z. 3 von oben statt von einer l. in einem.

Ebendas. Z. 4 von oben statt Art l. Sinn.

S. 313 lezte Z. statt Winnenburg l. Winneburg.

S. 332 Z. 5 von oben statt wäre l. wären.

S. 373 Z. 16 von oben statt ihn l. ihm.

S. 403 in der Note Z. 10 von unten nach Theilen l. noch neuerlich.

Ebend. Z. 8 von unten fallen die Worte noch neuerlich weg.

Ebend. Z. 5 von unten statt keiner l. keine.

S. 412 Z. 2 von unten in der Note statt dem l. den.

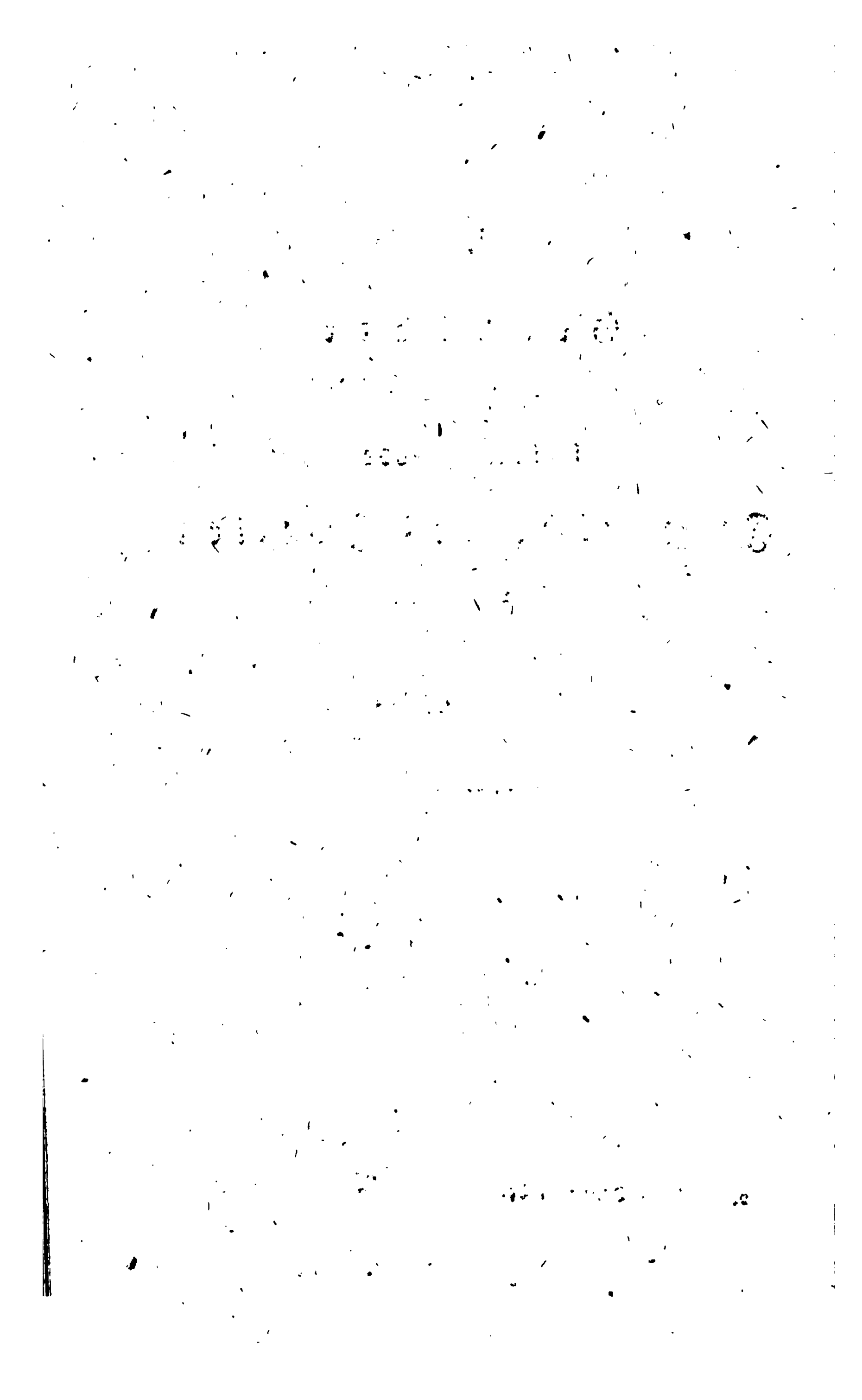
Der 2te und 3te Band dieses Werks werden nächstens nachfolgen, da sie bereits unter der Presse sind. Mit denselben wird die Geschichte der lezten Periode K. Friedrichs II beschlossen.

Der Verleger.

I.

Geschichte
der
lezten Periode
Friedrichs des Zweiten
Königs von Preußen.

1778 - 1786.



Einleitung.

Allgemeiner Ueberblick der Regierung Friedrichs II.

Die sechs und vierzigjährige Regierung Königs Friedrich II zerfällt in vier durch die Natur der Begebenheiten sich trennende Zeitabschnitte. Der erste begreift sechszehn Jahre. 1740. 1786. 1740. 1756.

Wenige Monate nach Friedrichs Thronbesteigung starb der deutsche Kaiser Karl VI. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des habsburgischen Hauses, und seine älteste Tochter Maria Theresia behauptete die Erbfolge in sämmtlichen Landen der österreichischen Monarchie. Gleich vielen andern europäischen Regenten hatte auch der lezte König von Preußen, Friedrich Wilhelm I, diese Erbfolge als rechtmäßig anerkannt und zu schützen versprochen. Friedrich II 1740 d. 31 May 1740 d. 20 Oct.

 focht

focht sie nicht an, aber er glaubte den Zeitpunkt gelegen, um einen alten Anspruch seines Hauses geltend zu machen. Dieser betraf vier schlesische Fürstenthümer, welche die Krone Böhmen als eröffnetes Lehn wider Recht, wie man behauptete, eingezogen hatte. Des großen Churfürst Friedrich Wilhelms Widerspruch war durch Abtretung des Schwibußer Kreises beseitiget; aber dessen Sohn, König Friedrich I, hatte diesen wieder zurückgegeben. Deshalb hielt Friedrich II sich jezt berechtiget, die Abtretung jenes Theils von Schlesien zu verlangen. Er versprach dafür Maria Theresen gegen jeden andern Angriff beizustehen. Die junge Königin weigerte das Verlangte, und nun beschloß Friedrich Krieg gegen Oesterreich. Nur zwey erfahrnen und staatsklugen Männern vertraute er seinen Entwurf, dem Feldmarschall Grafen Schwerin und dem Staatsminister von Podewils 1). Beide fanden

---

1) Keinem andern, auch nicht dem ältesten seiner Feldherren, dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, vertraute sich Friedrich in dieser Sache, wahrscheinlich, weil er voraussah, daß derselbe zu einem Angriff gegen Oesterreich nicht stimmen werde. Der Tod Kaiser Karl VI war ein überall höchst unerwarteres Ereigniß. Wie Friedrich davon die Nachricht erhielt, lag er zu Rheinsberg an heftigem Fieber krank, machte sich aber bald,

fanden diesen Angriff zu gewagt und widerriethen ihn sehr. Aber Friedrich widerlegte alle ihre Bedenklichkeiten. Er fand die Umstände zu günstig, um nicht das Gelingen seines Entwurfs mit Zuversicht zu hoffen. Sein Vater hatte ihm einen wohlgefüllten Schatz und ein Heer hinterlassen, das den Ruf hatte, im Gebrauch der Waffen, in schnellen und richtig abgemessenen Bewegungen, treflich geübt zu seyn. Nur die große Uebung des Krieges fehlte demselben, denn König Friedrich Wilhelm I hatte Krieg sorgfältig, fast ängstlich, vermieden, um seine schönen Truppen nicht Gefahren und Verlust auszusetzen. Seine Soldaten-Liebe machte ihn friedfertig. Sein Land befand sich wohl dabey, aber der preußische Staat genoß nicht der äußern Achtung, die seiner verhältnißmäßigen Macht gebührte. Diese Achtung wollte Friedrich erwerben und die Kräfte gebrauchen, die der Vater gesammelt hatte. Er begann den Krieg mit allem Feuer der Jugend.

bald, ohne Hülfe der Aerzte, frey von der Krankheit, ließ sofort Schwerin und Podewils zu sich kommen, und hatte mit ihnen lange Unterhaltungen. Dort legte er ihnen zuerst seinen Entwurf wegen Schlesien vor, den er nachher in mehrern eigenhändigen Schreiben, die noch vorhanden sind, weiter entwickelte, und gegen die Einwürfe beider genannten Männer rechtfertigte.

Um Bundesgenossen kümmerte er sich nicht; auch ohne Vertrag arbeiteten die Mächte, welche Maria Theresen von mehrern Seiten angriffen, für seinen Zweck. Das Glück begünstigte den Kühnen. Durch
1742 d. 28 Jul. den Breslauer Frieden erwarb Friedrich mehr, als er in Anspruch genommen hatte, nämlich den größten Theil vom Herzogthum Schlesien und die Grafschaft Glatz. Aber im folgenden Jahre gelang es Maria Theresia, ihre übrigen Feinde zurück zu treiben. Die Besorgniß, sie möchte nun auch Schlesien wieder zu erobern versuchen, bewog Friedrich, einen
1744 neuen Krieg anzufangen, unter dem Vorwande, das von Oesterreich bedrängte Reichsoberhaupt, Kaiser Karl VII aus dem Hause Bayern, zu schützen. Der Sieg war wieder auf seiner Seite, und der
1745 d. 25 Dec. Dresdner Friede bestätigte den Besitz von Schlesien und Glatz. Mehrere europäische Mächte garantirten denselben.

Nun wandte Friedrich alle seine Kräfte an, um während des Friedens sich innerlich zu stärken, seinen Staaten Wohlstand zu geben und sein Heer in Stand zu setzen, jeden Angriff kräftig abzuwehren, den die Feinde, welche seine Unternehmungen aufgeregt, versuchen möchten. Weder während der beiden Kriege, noch während des darauf folgenden Frie-

Friedens nahm der König an den Begebenheiten des deutschen Reichs nähern Antheil. August III, Churfürst von Sachsen, zugleich König von Polen, war im ersten schlesischen Kriege ein schwacher Bundsgenosse, und im zweiten ein eben so schwacher Gegner Friedrichs gewesen. An der Spitze der Geschäffte in Sachsen stand ein, dem Wiener Hofe ganz ergebener Minister, Graf Brühl, der die Wirkung der Verbindung seines Hofes mit Friedrich, obgleich zu eignem Nachtheil, hemmte, und der nicht nur während des zweiten Krieges, sondern auch noch nach demselben, an Oesterreichs und Rußlands Entwürfen zu Friedrichs Verkleinerung, diesem nicht unbewußt, thätigsten Antheil nahm. Hannover stand im Kriege auf feindlicher Seite und zwischen dessen Beherrscher, dem König Georg II von England, obgleich Mutter Bruder Friedrichs, und diesem war persönliche Abneigung. Mit den entferntern Reichsständen des südlichen Deutschlands unterhielt der König gar keine Verbindung, weil er sie ganz abhängig von Oesterreich glaubte. Die deutsche Reichsversammlung glaubte er nur mit unnützen Formalitäten beschäfftiget und bezeugte ihr deshalb, bey jedem Anlaß, Verachtung, die er auch in seinen Schriften oft sehr stark ausge-

 drückt

drückt hat [2]). Die innere Ohnmacht und die schlechten Finanzen vieler deutschen Höfe boten, im Gegensatz mit ihrem prunkvollen Ceremoniel und mit ihren stolzen Anmaaßungen, Friedrichs Witze einen reichen Stoff dar, den er gern bearbeitete. Es geschah dieses ohne Schonung und oft auf eine Art, die deutschen Fürsten wehe thun mußte. Friedrichs eigne Schwester, die vermählte Markgräfin von Bayreuth, gesteht, daß sie sich dadurch empfindlich gekränkt gefühlt habe [3]).

Des Königs Staaten, obgleich dem größern Theil nach zum deutschen Reiche gehörig, wurden dem leztern immer mehr fremd. Man bemerkte innere

2) S. z. B. histoire de mon tems in den Oeuvres posthumes de Fréderic II. Berl. Ausg. Vol. I. p. 78. Les diètes de Ratisbonne ne sont qu'une espèce de phantome qui rappelle à peine la mémoire de ce qu'elles étaient jadis. C'est une assemblée de publicistes plus attachés aux formes qu'aux choses. Un ministre qu'un Souverain envoye à cette assemblée est l'équivalent d'un mâtin de basse-cour qui aboye à la lune.

3) S. Mémoires de Friderique Sophie Wilhelmine, Marggrave de Baireuth. à Bronsvic 1810. T. II. p. 303.

innerhalb derselben kaum irgend eine Folge des Reichsverbandes, und Friedrich handelte gegen seine Unterthanen, so wie gegen seine Nachbaren und Mitstände, als völlig unabhängiger Monarch, den keine Rücksichten auf gemeinsame Verfassung und Gesetze banden. Die Einrichtungen, welche er zum Wohl seiner Unterthanen gut fand, wären oft der freien Thätigkeit seiner Nachbaren entgegengesezt, und so wurde der König von diesen nur mit Furcht, nicht mit Zuneigung, betrachtet. Die entferntern deutschen Staaten erwiederten die Gleichgültigkeit, welche er ihnen bewies, mit gleicher Empfindung. Die Gewaltthaten, welche preußische Werber auch in auswärtigen Landen unter der vorigen Regierung sich erlaubt hatten, und von denen auch noch unter der jezigen, wenn gleich seltner, Beispiele vorkamen, die Härte, mit der gegen die eignen Unterthanen so wie gegen Fremde oft verfahren wurde, hatten der preußischen Regierung überall nicht Liebe erworben. Die überraschende Schnelligkeit, mit der Friedrich II einen bedrängten Nachbar angriff, hatte mit Furcht erfüllt. Die junge österreichische Thronerbin, welche edlen Muth in der Bedrängniß bewies, erregte dagegen allgemeine Theilnahme. Wenigen wollten die Rechtsgründe einleuchten, aus denen Friedrich sie angriff; noch

wenigere stimmten den Gründen bey, mit denen er den zweiten Krieg zu rechtfertigen suchte. Die Art, wie er, ohne Rücksicht auf seine Bundsgenossen, Frieden schloß, brachte ein allgemeines Mistrauen gegen ihn hervor, welches so tief in den Gemüthern wurzelte, daß dessen Wirkung auch noch in spätern Zeiten sich gezeigt hat.

Den zweiten Abschnitt von Friedrichs Geschich-
1756-1763 te bildet jener siebenjährige Kampf, den der König gegen die mächtigsten Staaten von Europa, die, bisher zum Theil einander abgeneigt, jezt zu seinem Untergange sich verbündet hatten, gegen Oesterreich, Frankreich, Rußland, Schweden und den größten Theil des deutschen Reichs, bestehen mußte. Sachsens Brühl hatte die feindseligen Gesinnungen gegen Friedrich in Wien und Petersburg vorzüglich mit angefacht. Schon bald nach dem Dresdner Frieden ward zwischen den beiden leztern Höfen ein ge-
1746 d. 22 May heimer Bund abgeschlossen, welcher die Wiedereroberung Schlesiens und die Verkleinerung Friedrichs bezielte. Der sächsische Hof hoffte die ihm abzunehmende Beute zu theilen. Der König, von den gegen ihn gefaßten Anschlägen wohl unterrichtet, kam
1756. Aug. Octob. dem Angriff zuvor, indem er Sachsen überzog, dessen Heer gefangen nahm und in Böhmen eindrang.

Er

Er wurde eines Bruchs des Landfriedens angeklagt und vom Reichshofrath für einen Reichsfeind förmlich erklärt. Nur England-Hannover und einige Fürsten des nördlichen Deutschlands 4) waren auf seiner Seite. Doch war die Erbitterung gegen ihn nicht bey allen Gegnern gleich groß. Man fühlte, daß, wenn es gelänge, Friedrich zu unterdrücken, Oesterreich und die catholische Religion in Deutschland das Uebergewicht erhalten würden. Diese Betrachtung machte, daß viele den Krieg, welchen Friedrich führte, als Sache deutscher Freiheit und des Protestantismus ansahen. So hatte der König, auch in den Landen der Fürsten, die auf dem Reichstage gegen ihn stimmten und ihre Contingente zur Reichsarmee gegen ihn sandten, doch viele geheime Anhänger. Glorreich endete er den Kampf, ohne einen Fußbreit seiner Lande zu verlieren, durch den Frieden von Hubertsburg. Der hohe Geist 1763 d. 15 Febr. und die Kraft, welche er während dieses Krieges bewiesen, flößten allen Gemüthern tiefe Ehrfurcht ein. Die Preußen fühlten sich durch ihn gehoben; auch alle Deutsche waren stolz auf ihn, und fanden sich hingezogen zu dem Manne, der ächte Größe, die

4) Hessen-Cassel, Braunschweig, Sachsen-Gotha und Schaumburg-Lippe.

die mit kleinen Mitteln große Dinge bewirkt, bewiesen, und mächtig erprobt hatte, daß der Geist mehr sey, als physische Uebermacht.

1763-1778 In der folgenden Friedens-Periode beschäfftigte Friedrich zunächst und vorzüglich die Sorge, die Wunden zu heilen, welche der furchtbare Krieg seinen Landen geschlagen hatte, und mit denen diese, wie der König selbst sagt, ganz bedeckt waren. Wie nach dem dreißigjährigen Kriege sah man auch jezt überall schreckliche Folgen der Verheerung und Unordnung. Die Volkmenge war um eine halbe Million Menschen, d. i. um ein Neuntheil, vermindert [5]). Es fehlte an Gelde und an brauchbaren Menschen in allen Fächern. Dennoch wußte Friedrichs Geist überall Rath zu schaffen. Er erließ den Unterthanen für geraume Fristen die Steuern, und unterstüzte die, welche dessen vorzüglich bedürftig waren, mit ansehnlichen Geldvorschüssen, die er, nach Verhältniß der Umstände, theils schenkte, theils ohne, theils gegen kleine Zinsen herlieh. Der König selbst hatte während des Krieges keine Schulden gemacht; diejenigen, welche einzelne Provinzen

5) Beim Anfange des Krieges im J. 1756 wurde die Volkmenge aller preußischen Staaten auf fünftehalb Millionen Menschen geschäzt.

vinzen und Gemeinheiten hatten machen müssen, bezahlte er jezt zum Theil; auf alle Weise öffnete er den Unterthanen neue Quellen des Wohlstandes und ermunterte zum beglückenden Fleiß. Seine angestrengte Thätigkeit hatte den glücklichsten Erfolg. Die Spuren der Verheerung des Krieges wurden in den preußischen Landen früher getilgt, als man in manchen andern, die in gleicher Art gelitten hatten, dieselben nur recht gewahr wurde. Schön war der Anblick des Wiederherstellers; eben so groß als solchen zeigte sich jezt Friedrich, wie vorhin als Krieger. Auch diese Thaten des Friedens erhöhten die Achtung, welche die des Krieges in den Augen von Europa ihm erworben hatten.

Aber Friedrich war nach dem Frieden ohne nähere Verbindung mit irgend einem andern Staate. Der einzige Bundsgenosse, den er während des Krieges gehabt, hatte ihn nicht nur verlassen, sondern gegen Ende desselben sogar widrige Gesinnungen bewiesen. Der englische Hof schloß, nach des großen Ministers Chathams Abgang, einen ihm selbst höchst vortheilhaften Frieden mit Frankreich ohne alle Rücksicht 6) auf den Alliirten, dessen kräftiger Mitwir-

6) Dieses war den zwischen beiden Mächten geschlossenen Verträgen gerade entgegen, nach welchen keine irgend einen

wirkung er doch vorzüglich verdankte, einen solchen Frieden schließen zu können. Die Rückgabe der von den französischen Truppen geräumten preußischen Provinzen in Westphalen an den König wurde nicht ausbedungen, vielmehr suchte der englische Hof sie an Oesterreich zu überliefern. Ja der bisherige Allürte ging so weit, daß er dem Wiener Hofe anbot, Friedrich zur Abtretung Schlesiens nöthigen zu wollen; allein Kaunitz war zu stolz und zu mistrauisch, um sich darauf einzulassen. Eben so handelte das neue brittische Ministerium bey Rußland. Kaiser Peter III war enthusiastischer Verehrer und Freund Friedrichs; er trat auf dessen Seite. Der englische Hof wandte Alles an, ihn von diesem Schritt und der unentgeldlichen Rückgabe des Königreichs Preußen abzuhalten. Tief schmerzte den König dieses Betragen und sein ganzes folgendes Leben hindurch blieb ihm davon der Eindruck. Sehr wünschte Friedrich dagegen dem natürlichen Alliirten seines Staats, Frankreich, sich wieder zu nähern; aber seine Bemühungen waren vergebens. Vielmehr wurde

---

einen Frieden oder Vertrag mit den Feinden für sich allein, und ohne die andere namentlich darin zu begreifen, schließen sollte. S. diese Verträge in Wencks Cod. jur. gent. recentiss. Tom. III. p. 321.

wurde der Bund zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon bald durch Vermählungen österreichischer Prinzessinnen mit dem französischen Thronerben und dem Könige beider Sicilien noch fester geknüpft. Dagegen gelang es Friedrich, auch nach Peters III Tode mit der russischen Kaiserin, Katharina II, einen Allianz-Traktat zu schließen, durch welchen 1764 d. 11 Apr.
beide Mächte sich gegenseitig ihre Besitzungen gewährten, und, auf den Fall eines Angriffs, Beistand durch Truppen oder Geld zusicherten. Friedrich erfüllte treu die Verpflichtungen dieser Verbindung; er beförderte thätig die Unternehmungen der Bundesgenossin, gegen die Pforte und ihr Uebergewicht in Polen, obgleich ihm nicht entging, daß zu großer Anwachs der russischen Macht dem Interesse seines Staats nicht gemäß sey. Die Besorgniß, welche Oesterreich über diesen Zuwachs empfand, brachte einige Annäherung zwischen dieser Macht und Friedrich hervor. Eine zweimalige persönliche Zusammenkunft mit Kaiser Joseph II, zu Neisse in Schlesien und zu Neustadt in Mähren, 1769. 1770.
beförderte diese Annäherung. Friedrich that Alles, um einen neuen Krieg abzuwenden, in welchen er selbst verwickelt werden konnte, durch den er in der wohlthätigen Wiederherstellung seiner Lande unangenehm unterbrochen wäre, und dessen mögliche Folgen

für

für ihn nicht zu berechnen waren. Um die österreichische Eifersucht über Rußlands Fortschritte zu beruhigen, entstand der Gedanke, einem wehrlosen Nachbar, der Republik Polen, rechtmäßige Besitzungen wegzunehmen, und diese unter den drey Mächten zu vertheilen. Friedrich erhielt dadurch sehr bedeutenden Zuwachs. Er erwarb den Theil von Polen, welcher bisher sein Königreich von seinen deutschen Landen trennte. Auch wurde er Herr des Weichsel-Stroms und dadurch des polnischen Handels. Europa hatte seit langer Zeit eine solche Gewaltthat nicht gesehen; sie erregte überall misbilligenden Unwillen und Furcht, leztere vorzüglich in Deutschland, das gegen Uebermacht verbündeter Nachbaren sich eben so wenig vertheidigen konnte, als Polen. Sie wirkte besonders Mistrauen gegen Friedrich, den man den ersten Urheber des Raubentwurfs glaubte; — doch dieses mit Unrecht. Dieser König erzählt uns selbst, und später bekannt gewordene Urkunden haben bestätiget, daß die Idee der Theilung Polens vom Wiener Kabinet ausgegangen sey [7]). Friedrich nahm sie jedoch mit Begierde

7) Die Meinung, daß Friedrich der Urheber der Theilung Polens sey, ist allgemein verbreitet, und wird noch immer in historischen Schriften wiederholt. Ich habe mich

gierde auf, und beförderte thätig die Ausführung, ließ auch bey dieser eine Härte zu, die dem fühlenden Menschen schmerzhaft ist.

Auch während dieses Zeitraums fand keine Annäherung zwischen dem Könige und dem deutschen Reiche Statt. Die Gesinnungen, welche ein großer Theil desselben während des siebenjährigen Krieges bewiesen, konnten keine Zuneigung, und die Ohnmacht seiner feindlichen Anstrengungen keine Achtung begründen. In Sachsen, wo August III und sein Brühl bald nach hergestelltem Frieden starben, war die neue Regierung zwar weniger abhängig von Oesterreich, als die vorige, und die verwittwete Churfürstin-Regentin, eine Tochter Kaiser Karl VII, schäzte Friedrich persönlich. Doch konnte nur sehr langsam ein vertraulicheres Verständniß entstehen, theils, weil Familienverhältnisse und Anhänglichkeit an catholische Religion den sächsischen Hof von Friedrich entfernten, theils, weil

mich vom Gegentheil überzeugt, und habe in der Beilage A., worin der Hergang der Sache nach den besten bis jezt bekannten Nachrichten dargestellt worden, meine Gründe vorgelegt.

weil dieses Königs Bestreben für den Wohlstand der eigenen Lande dem des Nachbars nachtheilig, sein Benehmen gegen sächsische Fabriken und Handel oft beinahe feindlich waren. Auch fand das sächsische Haus in Friedrich einen Gegner des Wunsches, die polnische Krone wieder zu erwerben. Aus andern Gründen konnte mit Hannover kein besseres Vernehmen entstehen. Obgleich dieses an dem Betragen des brittischen Cabinets schuldlos war, trug doch Friedrich seinen Widerwillen gegen England auch auf Hannover über, und eine Art von Entfernung, welche von Alters her zwischen beiden Nachbarstaaten Statt gefunden, wurde dadurch noch bestärkt. Man beneidete in Hannover die politische Größe, zu welcher das ehemals gleiche Brandenburg sich erhoben hatte. Stolz auf eine freiere Verfassung schien den Hannoveranern Friedrichs Art zu herrschen willkührlich und despotisch; sie bemitleideten die bedrückten und mannichfach beschränkten preußischen Unterthanen. Diese Gesinnung war bey den meisten hannöverschen Staatsbedienten herrschend [8]), und machte sie einer Verbin-

8) Zwey sehr geistvolle hannöversche Staatsbediente, Brandes und Rehberg, haben in ihren Schriften auffallende Beweise

bindung mit Preußen eben so abgeneigt, als man es in diesem Lande gegen Hannover seyn konnte, dessen langsamer Geschäfftsbetrieb, in steifen Formen, Friedrich besonders zuwider war 9). Des Königs beschränkende Finanz- und Handels-Einrichtungen, die für seine Unterthanen in der That drückend waren, machten überhaupt alle Fremden seiner Regierung nicht geneigt; nur die großen Thaten des Krieges, so wie die weise Thätigkeit und die Kraft seiner Regierung im Frieden erwarben ihm allgemeine Achtung. Doch an einer für das ganze deutsche Reich wichtigen Angelegenheit nahm Friedrich einen nähern Antheil, dessen Nutzen man nicht verkennen konnte, nämlich an der zehn Jahre

---

Beweise dieser Gesinnung gegeben; beide erlauben sich oft die härtesten Urtheile über Friedrich und preußische Einrichtungen, die sie aus Vorurtheil und Abneigung sehr unrichtig darstellen. Ihre Ansicht war indeß die herrschende in dem Kreise der gebildetsten hannöverschen Geschäfftsmänner.

9) Friedrich nannte das hannöversche Ministerium oft: les perruques d'Hannovre.

1767-1776 dauernden Visitation des Reichs-Kammergerichts. Seine Bevollmächtigten zu derselben, Männer von Einsicht, sich auf ihres Königs Größe stützend, wagten die Gebrechen der Reichs-Justiz freimüthig zu rügen, und machten heilsame Vorschläge zu deren Abstellung. Allein es entstand Zwiespalt, und nach viel vergeblicher Arbeit wurde das heilsame Werk unvollendet abgebrochen.

1778-1786 Die vierte und letzte Periode der Regierung Friedrichs bewährte eine Theilnahme an Deutschlands Wohl, wie er sie vorher noch nie bewiesen hatte, und zu der in seinem damaligen Alter kaum ein eignes nahes Interesse auffordern konnte. An
seit 1765 d. 18 Aug. der Spitze der österreichischen Monarchie stand jetzt neben Marie Therese ihr Sohn und Mitregent, Kaiser Joseph II, dem es nicht genügte, Friedrichs Muster nachahmend, die innern Kräfte seines Staates zu erhöhen, dessen lebhafter Ehrgeiz vielmehr Deutschlands Selbstständigkeit ge-
1778 fährlich zu werden drohte. Gewaltsam eignete er sich einen ansehnlichen Theil des benachbarten

Bay-

Bayerns zu. Da erhob sich Friedrich und stritt, an der Spitze seines Heers, für die rechtmäßigen Erben, die mit ihm in keiner nähern Verwandschaft, als der des Reichsverbandes standen. Er nöthigte Oesterreich, das durch erzwungenen Vertrag abgenommene Land zurückzugeben, und, wie diese Macht nachher ihre Absichten auf andre Weise zu erreichen suchte, auch Rußland sie hierbey unterstüzte, und Frankreich dessen vergaß, was Traktaten und eignes Interesse von ihm foderten, da stand der siebenzigjährige Friedrich allein, vertheidigte Gerechtigkeit und Deutschlands Verfassung, brachte weltliche und geistliche, catholische und protestantische, nördliche und südliche Fürsten zu einem Verein, sich gegenseitig 1785 d. 23 Jul.
beizustehen, wenn ihre Rechte verlezt würden. Dieses Betragen gewann Friedrich das Herz der Deutschen. Vorurtheile, Meinungen und Leidenschaften schwanden vor dem neu geweckten Gemeingeist. Es war die lezte Belebung desselben in Deutschlands Gränzen! Ein Jahr nachher, als Friedrich dieses Werk vollendet,

1786 d. 17 Aug. starb er, bewundert und tief betrauert von den Edelsten in allen deutschen Landen.

Diese leztere Periode darzustellen ist der Zweck dieser Geschichte.

Erstes

Erstes Kapitel.

Streit über die bayersche Erbfolge.

Am Schlusse des Jahrs 1777 starb unerwartet 1777 d. 30 Dec.
Maximilian Joseph, Churfürst von Bayern, durch die Ungeschicklichkeit eines Arztes, der die Kennzeichen der Kinderblattern zu erkennen nicht verstand, im 51sten Lebensjahre [1]), ohne eheliche Erben zu hinterlassen. Mit ihm erlosch ein Stamm eines der ältesten deutschen Fürstenhäuser, das von Otto von Wittelsbach (im zwölften Jahrhundert blühend) abstammte, dessen zwey Hauptstämme, der eine die Pfalz am Rhein, der andere Bayern und die Oberpfalz, jeder auch, seit dem westphälischen Frieden, eine Churwürde besaß. Nach dem Gesetz des deutschen Lehnrechts folgte in den vom gemeinsamen Ahnherrn Eines Geschlechts für alle seine Nachkommen erworbenen Besitzungen, bey

1) Er war den 28sten März 1727 geboren.

1786 d. 17 Aug. starb er, bewundert und tief betrauert von den Edelsten in allen deutschen Landen.

Diese leztere Periode darzustellen ist der Zweck dieser Geschichte.

Erstes

Erstes Kapitel.

Streit über die bayersche Erbfolge.

Am Schlusse des Jahrs 1777 starb unerwartet Maximilian Joseph, Churfürst von Bayern, durch die Ungeschicklichkeit eines Arztes, der die Kennzeichen der Kinderblattern zu erkennen nicht verstand, im 51sten Lebensjahre [1]), ohne eheliche Erben zu hinterlassen. Mit ihm erlosch ein Stamm eines der ältesten deutschen Fürstenhäuser, das von Otto von Wittelsbach (im zwölften Jahrhundert blühend) abstammte, dessen zwey Hauptstämme, der eine die Pfalz am Rhein, der andere Bayern und die Oberpfalz, jeder auch, seit dem westphälischen Frieden, eine Churwürde besaß. Nach dem Gesetz des deutschen Lehnrechts folgte in den vom gemeinsamen Ahnherrn Eines Geschlechts für alle seine Nachkommen erworbenen Besitzungen, bey 1777 d. 30 Dec.

 dem

1) Er war den 28sten März 1727 geboren.

1777 dem Erlöschen des einen Stammes, sofort der übrig bleibende. Kein Rechtsgrundsatz war unbezweifelter. In dem Wittelsbachischen Hause war derselbe noch durch besondere zwischen beiden Stämmen seit mehrern Jahrhunderten abgeschlossene Erbverträge bestätiget, durch dieselben auch in allen später erworbenen Landen des zuerst erlöschenden Stammes dem übrig bleibenden die Erbfolge gegenseitig zugesichert. Der pfälzische Stamm blühte, bey dem Ableben des bayerschen, noch in mehrern Linien. Die Häupter beider Stämme hatten, auf den möglichen Fall des unbeerbten Ablebens, sich gegenseitig von ihnen unterzeichnete Patente zur Besitzergreifung von allen erledigten Landen anvertrauet. Churfürst Maximilian Joseph übergab dasjenige, welches er vom Churfürst Carl Theodor, dem Haupte des pfälzischen Stammes, erhalten hatte, einige Stunden vor seinem Tode, seinen Ministern mit dem Befehl, dasselbe sofort nach seinem Ableben zu publiciren. Dieser Befehl wurde noch am Sterbetage vollzogen. Churfürst Carl Theodor nahm durch dieses Patent von sämmtlichen ihm angefallenen bayerischen Landen, als nächster Erbe des Verstorbenen, in Bezug auf die gemeinsame Abstammung und die Hausverträge, feierlichst Besitz. Zugleich erhielten alle Behörden des Lan-

des

des Befehl, dem neuen Regenten überall huldigen 1777 zu lassen. Diese schnellen Verfügungen wurden durch die verwittwete Herzogin Clemens [2])

 und

---

2) Diesen Namen führte die Wittwe des von einer Nebenlinie abstammenden im Jahr 1770 gestorbenen Herzogs Clemens Franz de Paula von Bayern. Sie hieß eigentlich Maria Anna Charlotte Amalia, war eine geborne Prinzessin von Pfalz-Sulzbach und Schwester der Gemahlin Churfürst Carl Theodors, geboren 1722, und ist gestorben 1785. Sie hatte einen sehr gebildeten Verstand, edle Gesinnungen und warme Liebe des Vaterlandes. Diese hat sie in der kritischen Zeit, von der wir handeln, so thätig bewiesen, daß billig schon längst ein bayerischer Patriot durch eine biographische Schilderung ihr Andenken der Nachwelt zu erhalten hätte beflissen seyn sollen. Wie eifrig sie gestrebt, Bayern seinem alten Fürstenstamme zu erhalten, wird in dieser Geschichte bemerkt; doch kann ich mir nicht versagen, auch noch einen mir mitgetheilten Beweis ihres Patriotismus und ihrer Herzensgüte anzuführen. — Churfürst Maximilian Joseph hatte ein Cadetten-Corps errichtet, worin junge Edelleute erzogen wurden. Churfürst Carl Theodor, um Kosten zu sparen, hob diese Anstalt auf. Man klagte der Herzogin, wie nun so viele hoffnungsvolle Jünglinge, die entweder gar keine, oder unvermögende Eltern hätten, in ihren Studien und ihrer Laufbahn unterbrochen wären. Die Herzogin verwandte sich sehr ernstlich bey dem Churfürst, ihrem Schwager, für Erhaltung der Anstalt; da aber ihre Vorstellungen nichts wirkten, beschloß sie, dieselbe aus eigenen Mitteln fortdauern zu lassen, welches auch bis zu ihrem Tode geschehen ist.

1777 und zwey patriotische Staatsmänner, die Geheimenräthe von Obermayer und von Lory 3) bewirkt. Der sofort vom Todesfall benachrichtigte Churfürst Carl Theodor kam am zweiten Januar 1778 in der Residenz München an. Er bezeugte keine Zufrie-

3) Diese beiden Männer gehören zu den würdigsten Staatsbedienten, die Bayern hervorgebracht hat. Beide zeichneten sich durch gründliche Wissenschaft und edlen Patriotismus aus. Sie wurden unter Maximilian Joseph zu den wichtigsten Staatsgeschäfften gebraucht, und hatten vorzüglich an den von ihm mit Carl Theodor geschlossenen Hausverträgen Antheil. Angenehm ist es mir, von dem ersten dieser Edlen aus zuverlässiger Quelle eine kleine Nachricht geben zu können. Joseph Eucharius Obermayer war 1724 zu Wending, einem kleinen Orte im bayerischen Schwaben, geboren, wo sein Vater Meßner (Kirchendiener) bey einer stark besuchten Wallfahrtskirche war. Dieser wandte einiges von ihm erworbene Vermögen an, seinen Söhnen eine gute Erziehung zu geben, auch ihnen durch Reisen in fremde Lände höhere Ausbildung zu verschaffen. Denjenigen, von welchem hier die Rede ist, führte seine Geschicklichkeit früh zu wichtigen Aemtern; er wurde vom Churfürst Maximilian Joseph in den Freiherrnstand erhoben. Herzog Clemens machte ihn zu seinem Consulenten, und hierdurch wurde er auch dessen Gemahlin bekannt, deren Vertrauen er im hohen Grade genoß. Sein Eifer für die Erhaltung Bayerns machte ihn dem Wiener Hofe verhaßt, auf dessen Verlangen Carl Theodor ihm seine Stellen nahm und ihn nach Amberg verbannte, wo er 1789 gestorben ist.

friedenheit mit der in seinem Namen bereits gesche- 1778
henen Besitznahme aller bayerischen Lande, und auf den ihm davon erstatteten Bericht sagte er: „als zu hastig! als zu hastig!“ — Worte, die sehr auffallend waren, deren Sinn man aber einige Tage später erst verstehen lernte, als man erfuhr, es sey von einem beträchtlichen Theile Bayerns, im Namen der Kaiserin Königin Maria Theresia, durch österreichische von Truppen begleitete Commissarien Besitz genommen. Kaum ahndete die Prinzessin Clemens nach jenen bedenklichen Worten Carl Theodors, daß etwas Verderbliches vor sey; so gab sie dem von ihr sehr verehrten preußischen Könige, dessen Theilnahme sie hoffte, von ihren Besorgnissen Nachricht. Ein vertrauter Geistlicher überbrachte ihr Schreiben.

Bald erfuhr man, daß noch immer mehr österreichische Truppen in Bayern einrückten und die Besitznahme immer weiter schreite; man sezte hinzu, dieselbe geschehe im Einverständniß mit Carl Theodor. Diese Nachricht wurde in allen deutschen Landen mit Erstaunen und Misbilligung vernommen. Nichts war unbestrittener nach deutschen Gesetzen und ältestem Herkommen, als die Erbfolge in deutschen Fürstenhäusern nach den Grundsätzen des Lehnrechts.

1778 rechts. Jeder wußte, daß dieselben in dem Wittelsbachischen Hause seit Jahrhunderten befolgt, durch viele Verträge bekräftiget waren. Keiner begriff, warum jezt, da ein Stamm dieses Hauses erloschen war, nicht der überbleibende dessen Lande erben, sondern mit einem fremden Hause theilen sollte, von dessen Ansprüchen an Bayern Niemand sich erinnerte je gehört zu haben. Auch war die Unzertrennlichkeit der Churfürstenthümer in den Reichsgesezen ausdrücklich vorgeschrieben. Jeden mußte es besorgt machen, wenn ein grosser Hof, wenn selbst das Oberhaupt des Reichs, nicht achtend Verfassung und Gesez, einen Mitstand seiner Stammlande berauben wollte. Zwar erfuhr man bald, daß Churfürst Carl Theodor durch eine
1778 d. 3 Jan. abgeschlossene Convention die österreichischen Ansprüche als gegründet anerkannt habe. Aber die Kürze der Zeit, in welcher diese Convention zu Stande gekommen, bewies deutlich, daß sie nicht das Werk reifer Ueberlegungen und freier Wahl seyn könne. Es war einleuchtend, daß Carl Theodor widersprechend mit sich selbst handle, wenn er sich überzeugt erkläre von der Gültigkeit österreichischer Ansprüche an eben die Lande, die er sechs Tage vorher, als ihm rechtmäßig angefallen, hatte in Besiz nehmen lassen. Sogar waren die öster-

rei-

reichischen Truppen bereits vor der abgeschlossenen 1778
Convention ausgerückt, auch waren die Landes-Bezirke, welche Oesterreich wegnahm, nicht einmal bestimmt als diejenigen nachgewiesen, auf welche es Ansprüche zu haben vermeinte. In den bey der Besitznahme erlassenen Manifesten war Niederbayern, welches eine bereits im Jahr 1425 erloschene bayersche Linie besessen hatte, als der Gegenstand dieser Ansprüche angegeben. Kaiser Sigismund sollte den Erzherzog Albert V von Oesterreich mit diesem Lande beliehen haben; aber die Urkunde, durch die es geschehen, war weder dem Churfürsten noch seinem Bevollmächtigten vorgelegt, und über die Frage: ob dieser oder jener bestimmte Bezirk zu dem in Anspruch genommenen Niederbayern gehört habe? — darüber hatte in der Convention nicht der fordernde Wiener Hof, sondern der herausgebende Churfürst die Verpflichtung übernommen! Das Ungeziemende dieses Verfahrens fiel allgemein auf; Jeder glaubte einzusehen, daß Carl Theodor, der keine eheliche Leibeserben hatte, durch das Gefühl seiner Würde und der Pflichten, die er seinen Stamm-Verwandten schuldig war, nicht hinlänglich belebt gewesen sey, um die Zudringlichkeit abzuweisen, durch welche seine Genehmigung

1777 und zwey patriotische Staatsmänner, die Geheimenräthe von Obermayer und von Lory 3) bewirkt. Der sofort vom Todesfall benachrichtigte Churfürst Carl Theodor kam am zweiten Januar 1778 in der Residenz München an. Er bezeugte keine Zufrie-

---

3) Diese beiden Männer gehören zu den würdigsten Staatsbedienten, die Bayern hervorgebracht hat. Beide zeichneten sich durch gründliche Wissenschaft und edlen Patriotismus aus. Sie wurden unter Maximilian Joseph zu den wichtigsten Staatsgeschäfften gebraucht, und hatten vorzüglich an den von ihm mit Carl Theodor geschlossenen Hausverträgen Antheil. Angenehm ist es mir, von dem ersten dieser Edlen aus zuverlässiger Quelle eine kleine Nachricht geben zu können. Joseph Eucharius Obermayer war 1724 zu Wending, einem kleinen Orte im bayerischen Schwaben, geboren, wo sein Vater Meßner (Kirchendiener) bey einer stark besuchten Wallfahrtskirche war. Dieser wandte einiges von ihm erworbene Vermögen an, seinen Söhnen eine gute Erziehung zu geben, auch ihnen durch Reisen in fremde Lände höhere Ausbildung zu verschaffen. Denjenigen, von welchem hier die Rede ist, führte seine Geschicklichkeit früh zu wichtigen Aemtern; er wurde vom Churfürst Maximilian Joseph in den Freiherrnstand erhoben. Herzog Clemens machte ihn zu seinem Consulenten, und hierdurch wurde er auch dessen Gemahlin bekannt, deren Vertrauen er im hohen Grade genoß. Sein Eifer für die Erhaltung Bayerns machte ihn dem Wiener Hofe verhaßt, auf dessen Verlangen Carl Theodor ihm seine Stellen nahm und ihn nach Amberg verbannte, wo er 1789 gestorben ist.

an demselben Tage befehliget wurden, an welchem 1778
die Nachricht vom Tode Maximilian Josephs in Wien einging, so wie die in eine österreichische Erklärung eingeflossene Aeußerung, man habe diese militärische Besitznahme nöthig befunden, ehe man von des Churfürsten Carl Theodors Gesinnungen versichert gewesen, daß auch desselben Widerspruch den Wiener Hof nicht abgehalten haben würde, sich des Theils von Bayern zu bemächtigen, welchen mit seinen Staaten zu vereinigen er einmal beschlossen hatte.

Erst einige Zeit später wurde das Geheimniß, welches anfangs diese Sache bedeckte, nach und nach enthüllt. Man erfuhr, der Wiener Hof, schon

werde, in sehr unangenehmes Gedränge zu kommen und vielleicht die ansehnlichen Capitalien zu verlieren, die er zum Besten der Kinder in den österreichischen Staatsanleihen niedergelegt hatte. Bey den Ausschweifungen, die er bis ins hohe Alter fortsezte, wurden ihm die Beruhigungs-Gründe eines beschränkten religiösen Glaubens, über den er früher freier gedacht, willkommen. Dies gab den Geistlichen großen Einfluß und unterdrückte bessere Gefühle. In dieser Stimmung kam Carl Theodor nach Bayern, ein ihm bisher fremdes Land, das er nicht wie sein Vorfahr liebte, und diese Stimmung erklärt sein Benehmen, wie unsre Geschichte es darstellt.

1778 schon seit langer Zeit den Erwerb Bayerns wünschend [5]), habe das bevorstehende Erlöschen dessen Regentenstammes als eine günstige Gelegenheit betrachtet, entweder das ganze ihm so gelegene Land, oder doch einen Theil desselben an sich zu bringen. Hiezu durch irgend einen Vergleich mit Churfürst Maximilian Joseph Hoffnung zu erhalten, erlaubten die patriotischen Gesinnungen dieses Fürsten nicht [6]); er wünschte, seine Lande auch nach seinem Tode

---

5) Im Jahr 1743 hatte der Wiener Hof die Absicht, Bayern auf Kosten Frankreichs zu erwerben. Dem Kaiser Karl VII wurde angetragen, ihm für sein Land Elsaß, Lothringen und Franche comté zu geben, welche Lande, wenn sie erobert wären, zu einem Königreich erhoben werden sollten. S. Memoires du Duc de Noailles par Millot T. VI. p. 12.

6) Man hat allgemein behauptet, daß bey der im Jahr 1765 geschehenen Vermählung Kaiser Joseph II mit der jüngsten Schwester des Churfürsten Maximilian Joseph ein geheimer Vertrag geschlossen sey, durch welchen, auf den Fall, daß dieser Churfürst keine männliche Erben hinterließe, der Prinzessin und ihren Nachkommen ein Theil von Bayern zugesichert sey. Da dieses aber nach den Grundsätzen deutscher Erbfolge, welche weibliche Nachkommen in Reichs-Mannlehnen nie zulassen, unthunlich war; so ist es gar nicht wahrscheinlich, daß Maximilian Joseph in solche Zumuthung gewilliget habe, wenn auch Oesterreich wirklich sie gemacht haben sollte. Uebrigens ist Kaiser Josephs II bayerische Gemahlin 1767 ohne Erben gestorben.

Tode unzertrennt bey seinem Hause zu erhalten. 1778
Um dieses gegen jeden Widerspruch sicher zu stellen, schlöß er mit Churfürst Carl Theodor in den Jahren 1766, 1771 und 1774 neue Hausverträge, durch welche die ältern bestätiget und die Nachfolge des überlebenden Stammes in sämmtlichen Landen des zuerst erlöschenden, auch in denen, welche lezterer für sich allein erworben, von neuem bekräftiget wurde. Man schloß diese Verträge sehr insgeheim ab, weil der lezte Churfürst von Bayern alle Kenntniß derselben dem Wiener Hofe zu entziehen wünschte, dessen Absichten er ahnden mochte. Es wurden von beiden Seiten nur wenige vertraute Staatsdiener bey diesem Geschäfft gebraucht. Anders handelte Carl Theodor. Von Wien aus waren Mittel gefunden, einige seiner Räthe zu gewinnen. Man nannte besonders den Minister von Beckers. Nach Abschluß des leztern Hausvertrages äußerte Carl Theodor den Wunsch, ihn gemeinschaftlich dem Wiener Hofe zur Genehmigung vorzulegen; aber Maximilian Joseph fand es sonderbar, daß ein innerer Hausvertrag einem fremden Hofe mitgetheilt werden solle, dessen Genehmigung man durchaus nicht bedürfe. Carl Theodor erklärte sich überzeugt, und versprach das Geheimniß zu bewahren. Dennoch ließ er sich einige Jahre später bewegen, dem

1778 Wiener Hofe von den Hausverträgen Kenntniß zu geben und die sonderbare Frage zu thun: ob das Haus Oesterreich nicht auch Ansprüche an die künftige bayersche Nachlassenschaft habe, über welche im Voraus sich zu vergleichen er sehr bereit sey? Die Antwort war: man habe allerdings solche Ansprüche und wolle sehr gern sich über dieselben mit dem Churfürst Carl Theodor verständigen. Wirklich wurde hierauf eine Unterhandlung mit dem pfälzischen Gesandten von Ritter zu Wien angefangen. Man machte demselben die Ansprüche bekannt, welche man an einige Theile von Bayern zu haben glaubte, erklärte sich aber zugleich bereit, denselben gegen Abtretung der ganzen Oberpfalz zu entsagen. Der pfälzische Hof eröffnete seine Zweifel gegen diese Ansprüche. Der sehr österreichisch gesinnte Gesandte von Ritter wurde veranlasset, nach Manheim zu gehen, um diese Zweifel zu heben und den Churfürst zu Eingehung eines Vergleichs, wie man ihn zu Wien wünschte, zu bestimmen. Da man vermuthen konnte, diese geheime Unterhandlung möchte der Aufmerksamkeit des französischen Hofes nicht entgehen, und dessen Gegenarbeiten bey dem pfälzischen besorgte; so gab man jenem, jedoch nur ganz im Allgemeinen, Nachricht, daß der Wiener und Manheimer Hof beschäfftiget seyen, sich wegen gewisser An-

ge-

gelegenheiten, die unter ihnen Irrungen veranlassen 1778
könnten, gütlich zu vergleichen, doch ohne die Natur
dieser Angelegenheiten anzudeuten. Nachdem Rit-
ter in Wien wieder angekommen, wurde die Unter- Nov. 1777.
handlung mit noch mehr Thätigkeit, wie vorhin,
fortgesezt, doch waren die Beweise der österreichi-
schen Ansprüche an Bayern noch nicht vorgelegt, als
plözlich der Tod Maximilian Josephs diese Unter-
handlung unterbrach. Die unmittelbar nachher er-
folgte Besiznahme sämmtlicher bayerschen Lande im
Namen Carl Theodors, der sich als alleinigen
Erben darstellte, erregte in Wien die Besorg-
niß, dieser Fürst werde, da er noch durch kei-
nen Vergleich gebunden war, jezt zu keiner Ab-
tretung sich verstehen wollen. Deshalb ließ man
sofort Truppen in Bayern einrücken, und be-
gleitete dies mit der Erklärung, daß man, auch
ohne Carl Theodors Einwilligung, einen Theil
der bayerischen Lande, an welche man alte An-
sprüche habe, in Besiz nehmen werde. Diese
Drohung bewog den pfälzischen Gesandten, eine
Convention abzuschließen, durch welche er, ohne 1778 d. 3 Jan.
dazu autorisirt zu seyn, österreichische Rechte an
einige Theile von Bayern anerkannte. Dieser Ge-
sandte eilte mit der abgeschlossenen Convention nach
München, und der Churfürst vermochte dem An-

C 2 drin-

1778 dringen der österreichischen Minister [7]) nicht länger
d. 14ten Jan. zu widerstehen. Er ratificirte die Convention [8]), durch welche er einem bedeutenden Theil der Erbschaft entsagte, die er so eben, gestüzt auf unstreitiges Recht, angetreten hatte. Als Beweis der Zufriedenheit, welche seine Nachgiebigkeit bey dem Wiener Hofe ihm erworben hatte, erhielt der Churfürst den Orden des goldnen Vließes. Zur Trauer patriotischer Bayern legte er das Ehrenzeichen desselben öffentlich an, nicht fühlend, wie wenig dies ihn zu ehren fähig sey.

Der nächste Agnat und Lehnserbe des Churfürsten war Carl Herzog von Pfalz-Zwey-

---

7) von Harding und von Lehrbach. Ersterer war bisher kaiserlicher Gesandter in München, lezterer in Manheim; er hatte Carl Theodor nach Bayern begleitet.

8) Obgleich die Convention durch ihre Vollziehung bald allgemein bekannt werden mußte, so wurde doch die Ratifikation derselben sehr geheim gehalten. Der patriotisch gesinnte Geheimerath von Lory wurde berufen, um zu sehen, daß der Churfürst eine Schrift unterzeichnete. Ohne ihm von deren Inhalt Etwas zu eröffnen, befahl ihm dieser Fürst, diese Schrift nebst andern Papieren zu versiegeln, aber die Adresse schrieb der Churfürst selbst, und erst nachher erfuhr Lory, daß das von ihm versiegelte Packet die ratificirte Convention enthalten habe, und an den Gesandten von Ritter in Wien abgeschickt sey.

Zweybrück 9). Sein Beitritt zu der abgeschlos- 1778
senen Convention war nöthig, wenn dieselbe über das Leben des Churfürsten hinaus Bestand haben sollte; denn dieser hatte durch die Hausverträge sich ausdrücklich verbindlich gemacht, ohne Einwilligung seiner Agnaten über die Stammlande nie etwas einzugehen, wozu ihn bekanntes Recht ohnedem verpflichtete. Sogleich nach erfolgter Nachricht von dem Tode des bayerschen Churfürsten hatte der Herzog seinen Geheimenrath von Hofenfels nach München abgesandt. Wie dieser von den österreichischen Forderungen, und auch bald von der abgeschlossenen Convention hörte, verlangte er dringend vollständige Mittheilung der Gründe, welche zu einem für das gesammte Haus so nachtheiligen Schritt hätten bewegen können. Alle seine Aeußerungen ließen vermuthen, daß der Herzog von der Gültigkeit dieser Gründe sich schwerlich überzeugen werde. Indeß wandten sowohl die österreichischen, als die churfürstlichen Geschäfftsmänner Alles an, um ihn zu gewinnen; auch dem Herzoge wurde das goldne Vließ bestimmt und zu mehrern Vortheilen ihm die Aussicht eröffnet.

9) Er war geboren 1746, regierender Herzog seit 1775.

1778 Die Allodial-Erbschaft des verstorbenen Churfürsten war dessen hinterlassener einzigen Schwester, der verwittweten Churfürstin von Sachsen, angefallen. Sie wurde in ihrem Namen von dem Sohn derselben, Churfürst Friedrich August, gefodert, welcher zu deren Besitznahme seinen Geheimenrath Freiherrn von Zehmen nach München abordnete. Aber die Kaiserin Königin wollte auch diese Allodialverlassenschaft theilen, weil sie von zwey bayerschen Prinzessinnen abstamme, die im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert, die eine an Erzherzog Carl von Oesterreich, die andere an Kaiser Ferdinand II vermählt gewesen. Churfürst Carl Theodor erklärte, daß, weil er einen Theil der bayerschen Lande an Oesterreich abgetreten habe, der Churfürst von Sachsen sich zuvörderst mit diesem verständigen müsse. Er erlaubte deshalb auch nicht die verlangte gemeinsame Versiegelung des Nachlasses und gemeinsame Eröffnung des Testaments des lezten Churfürsten. Der chursächsische Bevoll-
Mitte Febr. mächtigte reisete wieder ab, ohne irgend Etwas ausgerichtet zu haben, und mußte sich begnügen, die Rechte seines Herrn durch feierliche Protestation zu verwahren.

Alle Fürstenhäuser, fast alle denkende Menschen waren erschüttert durch diese Begebenheiten. Auch

Auch außer den deutschen Gränzen machten dieselben 1778
Aufsehen. Man glaubte in der kühnen That des Wiener Hofes ein Fortschreiten in dem Geiste zu bemerken, der wenige Jahre zuvor die Theilung Polens eingegeben hatte.

Alle nun sahen auf Friedrich! Wird er, so fragte man, zugeben, daß das Oberhaupt des deutschen Reichs dessen Gesetze kühn hintansezt, unter dem Vorwande weither gesuchter, veralteter, wahrscheinlich unbegründeter Ansprüche die Stammlande eines deutschen Fürstenhauses zersplittert, und, was ihm gelegen, an sich reißt? Wenn Friedrich solcher Gewalt ruhig zusieht, wo kann sie enden? Ist nicht dann schneller oder langsamer Umsturz der Verfassung des deutschen Reichs vorauszusehen, und zwar, um eine Macht zu vergrößern, deren Zunahme des Hauses Brandenburg Abnahme ohnfehlbar drohet? Verminderung der Achtung, welche Friedrichs große Thaten begründet haben, scheint nächste Folge, wenn er jezt unthätig bleibt, und zulezt muß auch er, oder doch nach ihm sein Haus, dem neuen Gebieter Deutschlands sich beugen! Wär' er gefallen in jenem siebenjährigen Kampfe, so hätte ewiger Ruhm ihn bedeckt, denn er wäre physischer Uebermacht unterlegen; aber wenn er jezt sein wohlge-

1778 übtes Heer, den weise gefüllten Schaz nicht anwendet, die Unabhängigkeit deutschen Staatvereins, zu dem er selbst gehört, zu schüzen, wenn er nicht eilt, die dem eigenen Hause drohende Gefahr abzuwenden — dann wird er fallen, ein Spott der Feinde, ein Jammer der Freunde, welche eben so sehr das Hinsinken eines hohen Genius, als den Fall eines blühenden Staats beklagen werden! Friedrichs Ehre, das höchste Interesse seines Staats, fodern jezt seinen Widerstand auf, und Klugheit scheint zu rathen, diesen Widerstand dem ersten Versuch der Gewalt entgegen zu sezen, bevor noch das Gelingen zu mehr kühnen Eingriffen den Gegner ermuntere, den Muth der Genossen schwäche und Friedrich selbst die Gefahr näher bringe! — So urtheilten viele verständige Beobachter. Der Meisten Vermuthung aber war, Friedrich werde nicht unthätig zusehen dem Unrecht, sondern entweder ihm entgegentreten, oder ihm beistimmen und es nachahmen.

Manche waren geneigt, ihm das Leztere zuzutrauen. Soll er, sagten diese, den mühvoll errungenen Ruhm, die Ruhe seines Alters, den neugeschaffenen, sorgsam gepflegten Wohlstand seiner Lande dran wagen, um einen Kampf zu bestehen ge-

gegen einen Monarchen, der voll Jugendkraft da- 1778
steht an der Spitze eines mehr als dreifach größern Staats und eines treflich geübten Heers, brennend von ungeduldigem Ehrgeiz, den zu bekämpfen, der auf Kosten seines Hauses den Ruhm des ersten Feldherrn errungen hat? Und soll Friedrich diesen Kampf bestehen für eine Sache, die nur entfernt ihn angeht? Soll er die Rechte des pfälzischen Hauses, gegen den Willen des Hauptes desselben, vertheidigen, den Churfürst Carl Theodor zwingen, wieder zurückzunehmen, was er, nach erhaltener Ueberzeugung vom Recht der Forderung, freiwillig abgetreten zu haben behauptet? Und ist, so fragte man weiter, der deutsche Staatsverein es werth, daß Friedrich, um ihn zu schützen, das Mark seiner Lande, das Blut seiner Unterthanen vergeudet? Wie wenige der Glieder dieses Vereins werden die Wohlthat erkennen und es verdanken, wenn Friedrichs kräftiger Arm sie gegen Unterdrückung schüzt, die ihnen nur in der Ferne, jezt noch ungeahndet, droht? Ist es nicht sicherer, statt der Gewaltthat des mächtigen Nebenbuhlers gefahrvollen Widerstand entgegen zu setzen, lieber ihr billigend zusehen und dadurch die Erlaubniß sich bedingen, selbst ein Gleiches zu üben? Lezteres Verfahren schien wirklich Manchem, selbst für Deutschlands

1778 Völker, das Bessere zu seyn. Schon lange war der deutsche Staatsverein nicht mehr im Stande, sich selbst zu vertheidigen. Er bestand wirklich nur, weil es den Nachbaren an dem Entschluß und an der Einigkeit zum Angriff fehlte. Die Verfassung des Reichs war zu Förmlichkeiten herabgesunken, die Würde seines Oberhaupts wurde nur dem Namen nach durch Wahl ertheilt; wirklich war sie seit Jahrhunderten im Hause Oesterreich erblich, und die kurze Regierung Kaiser Karls VII von Bayern hatte bewiesen, daß Oesterreich, wenn es nicht Haupt des Reichs seyn könne, auch dessen Glied zu seyn verschmähe. Die Reichsstände hingen weit weniger von den Gesetzen ab, als, je nachdem es ihre Lage erfoderte, die einen von Oesterreich, die andern von Preußen. Gegen diese beiden vereinten Mächte war der deutsche Staatskörper nicht im Stande sich zu behaupten. Bey Erwägung dieser Umstände schien es rathsamer, einem so unsichern Zustande ein Ende zu machen und das deutsche in viele kleine Staaten zertheilte Volk zu zwey großen Massen zu vereinigen, die äußern Schutz und Kraft zum innern Wohlstand zu gewähren vermögten. Auch für Friedrich schien es größerer Ruhm, und dieser ohne Gefahr zu erreichen, ein morsches Gebäude umstürzen helfen, und aus dessen Trümmern dem eigenen neuen

Um-

Umfang und neue Stärke geben, als für Erhaltung jenes, ohne Dank der meisten seiner Bewohner, den ungewissen Kampf bestehen wollen. 1778

Solche Gedanken bewegten damals die Gemüther Vieler. Noch war Polens Theilung in frischem Andenken. Ist, sagte man, Deutschlands Verfassung unverlezlicher und heiliger? Die Umstände schienen günstig, um auch den Umsturz dieser zu beginnen. Frankreich hatte durch politischen und Familienbund dem Recht entsagt, gegen Oesterreich aufzutreten. Seine Finanzen waren erschöpft und es rüstete sich so eben, für Nordamerika's Freiheit einen neuen Kampf zu beginnen, von dem es nur dann Erfolg hoffen konnte, wenn seine Kräfte nicht durch einen Landkrieg geschwächt wurden. Das mit Preußen verbundene Rußland war mit eigenen großen Entwürfen beschäfftiget, und schien befriediget werden zu können, wenn man diesen nicht entgegentrat, wenn man allenfalls seiner Willkühr noch den Rest von Polen überließ.

Auch in Friedrichs Nähe waren Manche der Meinung, das, was offenbar das Nüzlichste scheine, verdiene den Vorzug, und die vom alten Nebenbuhler dargebotene gute Gelegenheit sey nicht vorbey zu lassen, um Preußen die ihm noch fehlende Rundung

und

1778 und innere Kraft zu geben. Auch Friedrichs Brüder, Prinz Heinrich und Ferdinand, wurden dieser Meinung geneigt geglaubt. Sicher entging dem Könige selbst das Lockende der Versuchung nicht; doch sicher sah auch Niemand so richtig, wie er, die Gefahren, wenn Preussen dieser Versuchung nachgebe. Dem alle Umstände ruhig Erwägenden konnten solche Gefahren nicht gering erscheinen. Das an Polen verübte Unrecht war zwar gelungen und bisher ungeahndet geblieben, aber doch war Europa durch dieses Unrecht aufgeregt und duldete vielleicht nicht ein zweites und grösseres. Die in allen ihren Theilen so vollendet ausgearbeitete deutsche Verfassung, die bey derselben eines glücklichen Wohlstandes geniessenden Völker flößten mehr Theilnahme ein, als die Anarchie eines Landes, wo die grössere Menge, der Menschheitsrechte beraubt, bey keinem Wechsel des bisherigen Zustandes sehr verlieren konnte. Gerade die nicht kriegerische Verfassung Deutschlands war für die übrigen europäischen Staaten wichtig, die dieses in ihrer Mitte liegende von kräftigen Völkern bewohnte Land wohlthätig trennte. Schwerlich wurde daher der Unterjochung des deutschen Reichs durch zwey seiner übermächtigen Glieder ohne Theilnahme zugesehen. Leicht konnten, um solcher Gewaltthat zu wehren, bis jezt von einander ent-

entfernte Mächte sich vereinen; auch in Deutsch- 1778
lands Innerm war Widerstand gar nicht unwahrscheinlich. Wie sehr auch immer man die Sitten und Anhänglichkeit an alte Verfassung erschlafft glauben mochte; doch lebte vielleicht noch in einem der deutschen Fürstenhäuser ein Edler, der die schlummernden Kräfte wecken und einen Kampf hervorbringen konnte, dessen Gerechtigkeit allgemeine Beistimmung erwarten ließ. Schwer wird ein großes, kräftiges und gebildetes Volk unterdrückt, das, bey allen seiner Verfassung vorgeworfenen Mängeln, doch durch größere dem Einzelnen gelassene Freiheit sich glücklicher fühlte, als die Nachbaren in mehr geregelten Staatsformen. Auch die Unterthanen der Unterdrücker selbst hätten vielleicht mit Unwillen sich zu Werkzeugen des Unrechts misbrauchen lassen. Wie leicht konnten ihre Waffen anders gewandt werden! Aber auch abgesehen von möglichen sehr furchtbaren Folgen, immer war zu erwarten, das Gehässige der Ungerechtigkeit werde mehr Preußen treffen, der Vortheil mehr Oesterreich zufallen. Die Regierung des leztern Staats war in vielem Betracht milder; den Nachbaren weniger gehässig. Mannichfache Verhältnisse machten es für Oesterreich möglich, der Unterwerfung bisheriger Reichslande mildernde Formen zu geben.

Durch

1778 Völker, das Bessere zu seyn. Schon lange war der deutsche Staatsverein nicht mehr im Stande, sich selbst zu vertheidigen. Er bestand wirklich nur, weil es den Nachbaren an dem Entschluß und an der Einigkeit zum Angriff fehlte. Die Verfassung des Reichs war zu Förmlichkeiten herabgesunken, die Würde seines Oberhaupts wurde nur dem Namen nach durch Wahl ertheilt; wirklich war sie seit Jahrhunderten im Hause Oesterreich erblich, und die kurze Regierung Kaiser Karls VII von Bayern hatte bewiesen, daß Oesterreich, wenn es nicht Haupt des Reichs seyn könne, auch dessen Glied zu seyn verschmähe. Die Reichsstände hingen weit weniger von den Gesetzen ab, als, je nachdem es ihre Lage erfoderte, die einen von Oesterreich, die andern von Preußen. Gegen diese beiden vereinten Mächte war der deutsche Staatskörper nicht im Stande sich zu behaupten. Bey Erwägung dieser Umstände schien es rathsamer, einem so unsichern Zustande ein Ende zu machen und das deutsche in viele kleine Staaten zertheilte Volk zu zwey großen Massen zu vereinigen, die äußern Schutz und Kraft zum innern Wohlstand zu gewähren vermögten. Auch für Friedrich schien es größerer Ruhm, und dieser ohne Gefahr zu erreichen, ein morsches Gebäude umstürzen helfen, und aus dessen Trümmern dem eigenen neuen

Um-

Umfang und neue Stärke geben, als für Erhal- 1778
tung jenes, ohne Dank der meisten seiner Bewohner, den ungewissen Kampf bestehen wollen.

Solche Gedanken bewegten damals die Gemüther Vieler. Noch war Polens Theilung in frischem Andenken. Ist, sagte man, Deutschlands Verfassung unverlezlicher und heiliger? Die Umstände schienen günstig, um auch den Umsturz dieser zu beginnen. Frankreich hatte durch politischen und Familienbund dem Recht entsagt, gegen Oesterreich aufzutreten. Seine Finanzen waren erschöpft und es rüstete sich so eben, für Nordamerika's Freiheit einen neuen Kampf zu beginnen, von dem es nur dann Erfolg hoffen konnte, wenn seine Kräfte nicht durch einen Landkrieg geschwächt wurden. Das mit Preußen verbundene Rußland war mit eigenen großen Entwürfen beschäfftiget, und schien befriediget werden zu können, wenn man diesen nicht entgegentrat, wenn man allenfalls seiner Willkühr noch den Rest von Polen überließ.

Auch in Friedrichs Nähe waren Manche der Meinung, das, was offenbar das Nüzlichste scheine, verdiene den Vorzug, und die vom alten Nebenbuhler dargebotene gute Gelegenheit sey nicht vorbey zu lassen, um Preußen die ihm noch fehlende Rundung

1778 und innere Kraft zu geben. Auch Friedrichs Brüder, Prinz Heinrich und Ferdinand, wurden dieser Meinung geneigt geglaubt. Sicher entging dem Könige selbst das Lockende der Versuchung nicht; doch sicher sah auch Niemand so richtig, wie er, die Gefahren, wenn Preussen dieser Versuchung nachgebe. Dem alle Umstände ruhig Erwägenden konnten solche Gefahren nicht gering erscheinen. Das an Polen verübte Unrecht war zwar gelungen und bisher ungeahndet geblieben, aber doch war Europa durch dieses Unrecht aufgeregt und duldete vielleicht nicht ein zweites und grösseres. Die in allen ihren Theilen so vollendet ausgearbeitete deutsche Verfassung, die bey derselben eines glücklichen Wohlstandes geniessenden Völker flößten mehr Theilnahme ein, als die Anarchie eines Landes, wo die grössere Menge, der Menschheitsrechte beraubt, bey keinem Wechsel des bisherigen Zustandes sehr verlieren konnte. Gerade die nicht kriegerische Verfassung Deutschlands war für die übrigen europäischen Staaten wichtig, die dieses in ihrer Mitte liegende von kräftigen Völkern bewohnte Land wohlthätig trennte. Schwerlich wurde daher der Unterjochung des deutschen Reichs durch zwey seiner übermächtigen Glieder ohne Theilnahme zugesehen. Leicht konnten, um solcher Gewaltthat zu wehren, bis jezt von einander

ent-

entfernte Mächte sich vereinen; auch in Deutsch- 1778
lands Innerm war Widerstand gar nicht unwahrscheinlich. Wie sehr auch immer man die Sitten und Anhänglichkeit an alte Verfassung erschlafft glauben mochte; doch lebte vielleicht noch in einem der deutschen Fürstenhäuser ein Edler, der die schlummernden Kräfte wecken und einen Kampf hervorbringen konnte, dessen Gerechtigkeit allgemeine Beistimmung erwarten ließ. Schwer wird ein großes, kräftiges und gebildetes Volk unterdrückt, das, bey allen seiner Verfassung vorgeworfenen Mängeln, doch durch größere dem Einzelnen gelassene Freiheit sich glücklicher fühlte, als die Nachbaren in mehr geregelten Staatsformen. Auch die Unterthanen der Unterdrücker selbst hätten vielleicht mit Unwillen sich zu Werkzeugen des Unrechts misbrauchen lassen. Wie leicht konnten ihre Waffen anders gewandt werden! Aber auch abgesehen von möglichen sehr furchtbaren Folgen, immer war zu erwarten, das Gehässige der Ungerechtigkeit werde mehr Preußen treffen, der Vortheil mehr Oesterreich zufallen. Die Regierung des leztern Staats war in vielem Betracht milder; den Nachbaren weniger gehässig. Mannichfache Verhältnisse machten es für Oesterreich möglich, der Unterwerfung bisheriger Reichslande mildernde Formen zu geben.

Durch

1778 Durch den langen Besiz der Kaiserkrone hatte das Erzhaus die Völker Deutschlands, besonders des südlichen, schon an Ehrfurcht gewöhnt. Die Fürsten desselben würden leichter die Abhängigkeit, unter der sie schon bisher lebten, noch vollendeter anerkennen, und ihre Unterthanen sich ganz einem Monarchen unterwerfen, den sie und ihre Vorfahren bereits seit Jahrhunderten als den Obern ihrer unmittelbaren Regenten zu verehren gewohnt waren.

Ganz eine andere war dagegen die Lage Preussens. Dieses hätte die grössern Staaten des nördlichen Deutschlands unterjochen müssen, die vereint weit kräftigern Widerstand, als die kleinern des südlichen entgegensetzen konnten, und um so gewisser entgegengesezt haben würden, da jene Staaten schon bisher Preussens neuerliche Erhebung und wachsende Grösse mit Eifersucht betrachtet und sorgsam, bey jeder Gelegenheit, gewehrt hatten, daß der Churfürst von Brandenburg nicht auf den neuerworbenen Königstitel ungebührliche Anmaaßungen gründe. Nie würden Sachsen, Hannoveraner, Hessen und andre nördliche Deutsche sich so schnell und folgsam zu preussischen Unterthanen haben umwandeln lassen, wie die in kleinere Staaten zersplitterten Bewohner des südlichen Deutschlands zu Oesterreichern. Aber gesezt,

sezt, die Theilung Deutschlands wäre gelungen: 1778
immer erhielt Oesterreich den größern, fruchtbareren Antheil und, bey ergebenern Unterthanen, ruhigern Besitz; Preußen würde verhältnißmäßig geschwächt, da die Behauptung seines kleinern Antheils größere Anstrengungen nothwendig machte.

Wenn Friedrich über die Wahl seines Entschlusses einen Augenblick gewankt hat, worüber keine Nachricht uns aufbehalten ist, so entgingen gewiß Betrachtungen dieser Art seinem weit in die Zukunft schauenden Blick nicht. Auch befand er sich in der Periode des Lebens, in welcher der Mensch abgeneigt ist, gewaltsame Umwälzungen des gewohnten Zustandes zu unternehmen. Ruhmvoller und sicherer war es, wenn gleich auch mit Gefahr verbunden, für das Bestehende, für die Erhaltung dessen zu kämpfen, was den Fürsten und Völkern Deutschlands theuer war. Diese wünschten eifrigst, daß dem ehrgeizigen durch Gefühl seiner Macht übermüthigen Beherrscher Oesterreichs nicht gestattet werden möge, nach Willkühr zu schalten, und mit offener Verletzung der Gesetze des Reichs sich zu vergrößern. Dieses nicht zu gestatten war edel, war zugleich ein gewisser und bleibender Vortheil für Preußen. Der Kampf gegen das Unrecht, das

nicht

1778 nicht ihm selbst, sondern einem entfernten Mitstande geschah, erwarb Vertrauen und Achtung, und sicherte den willigen Beistand deutscher Völker, wenn einst die Gefahr Friedrich und seinem Hause näher treten sollte. Ohne zu wanken, ohne mit Jemand zu berathen, entschied der König für die Sache des Rechts, der Ehre und — augenblicklicher Gefahr.

3ten Jan. Er entschied so an eben dem Tage, an welchem er die Nachricht vom Tode Maximilian Josephs erhielt [10]). Er hatte von den schon bis dahin sehr insgeheim betriebenen Unterhandlungen Oesterreichs mit Churfürst Carl Theodor einige, obgleich nur unbe-

10) Sehr angenehm ist es mir, in dem nächst Folgenden dem ehrwürdigen Staatsmanne nacherzählen zu können, der vor allen im Stande war, glaubwürdige Auskunft von der wichtigen Unterhandlung zu geben, die Friedrich II ihm anvertrauet hatte, nämlich dem Mémoire historique de la négociation en 1778 pour la succession de Bavière confiée par le Roi de Prusse Fréderic le Grand au Comte Eustache de Goertz. à Francfort sur le Meyn. 1812. Ich rathe das eigne Nachlesen dieser Schrift, welche ein musterhaftes Beispiel einer mit großer Einsicht und ächt deutschem Patriotismus glücklich zu ihrem Ziel geleiteten Unterhandlung darstellt. Sie enthält noch viele einzelne interessante Züge, die, meinem Zwecke getreu, ich nicht habe aufnehmen können.

unbestimmte, Kenntniß. Er ahndete ihren Gegenstand, und besorgte, das Haus Oesterreich werde die Umstände benutzen wollen, um Bayern, wenigstens einen Theil desselben, zu erwerben. Ohne das Gutachten irgend eines seiner Räthe über die Parthey, welche er in solchem Falle zu nehmen habe, zu fodern, beschloß er sofort, die Gewaltthat nicht zu dulden. Vor allem aber wollte er sich erst vergewissern, ob bereits wirklich Unterhandlungen des Wiener Hofes mit den Erben des verstorbenen Churfürsten betrieben, und wie weit dieselben, in diesem Fall, schon gediehen wären? Ob nicht vielleicht der Churfürst von der Pfalz, oder einer der übrigen Agnaten aus der Zweybrücker oder Birkenfelder Linie, zu bewegen seyn möchte, den österreichischen Absichten sich nicht zu fügen, und gegen Gewalt den Schutz der deutschen Reichsverfassung nachzusuchen? Zu diesem Zwecke beschloß der König, einen zuverlässigen und einsichtsvollen Mann nach Manheim oder Zweybrücken abzusenden, und, um das Geheimniß desto sicherer zu bewahren, wollte er einen Mann gebrauchen, der nicht in seinem Dienst war, und diesem zunächst keinen diplomatischen Charakter beilegen. Derselbe sollte allein an ihn berichten, und allein von ihm unmittelbar instruirt werden. Seine Wahl fiel auf den aus einem reichsritterschaft- 1778

1778 lichen Geschlecht stammenden Grafen von Görtz [11]), der jezt zu Weimar als Obersthofmeister lebte, wo er die Erziehung zweier Prinzen, des jezt regierenden Herzogs Carl August und dessen Bruders, vollendet hatte. Der König hatte ihn nur einigemal gesprochen, aber eine so vortheilhafte Meinung von seinen Talenten und seinem Charakter gefaßt, daß er ihn zu diesem Geschäfft vorzüglich brauchbar hielt. Der Bruder dieses Grafen Görtz stand als General bey der Suite in des Königs Diensten. Diesen berief er in der Nacht, nachdem er die wichtige Nachricht erhalten, zu sich, und eröffnete ihm die Absicht, welche er mit seinem Bruder habe. Wenn das Haus Oesterreich, sagte Friedrich, sich Bayerns bemächtige, so werde dadurch alles Gleichgewicht umgestoßen, und die Freiheit und Verfassung Deutschlands so sehr gefährdet, daß er es unmöglich zugeben könne; er müsse in solchem Falle einen Krieg wagen, in welchem sein Haus, oder vielleicht das österreichische den Untergang finden werde. Der General Graf Görtz erwiederte: er zweifle zwar gar nicht an seines Bruders Bereitwilligkeit, des Königs Auftrag zu übernehmen, doch wünsche er ihn selbst mündlich von demselben zu unterrichten, um etwaige Bedenken heben zu können. Der König bil-

ligte

11) Er ist geboren zu Schlitz im Jahr 1737.

ligte dieses, und mit einem von ihm selbst geschriebenen 1778
aber nicht unterzeichneten Aufsatz, der seine Wünsche enthielt, schickte er den General sofort nach Weimar. Graf Görtz fühlte die große Wichtigkeit, aber auch die Gefahr des Auftrags, den er, ohne geborner Unterthan oder Diener des Königs zu seyn, ohne alle Beglaubigung und ohne eine vollständige auf die verschiedenen möglichen Fälle berechnete Instruktion, übernehmen sollte; er konnte nicht verkennen, daß die Ausrichtung dieses Auftrags ihn nothwendig dem höchsten Misfallen eines großen Hofes aussetzen werde, gegen dessen Folgen er von dem Souverain, der ihn gebrauchte, vielleicht nicht geschützt werden würde. Vielmehr mußte er, im Fall die politischen Verhältnisse sich änderten, als ein nicht anerkannter Unterhändler aufgeopfert zu werden fürchten. Diese sehr gegründeten Bedenklichkeiten wurden indeß durch die Besorgniß, eine Ablehnung möchte dem Bruder bey dem Könige schaden, durch die Wichtigkeit der Sache für das deutsche Vaterland, endlich durch das Providentielle des so unerwartet kommenden Auftrages überwogen.
Graf Görtz nahm ihn an, und reisete ab unter dem 10ten Jan.
Vorwande, daß er, nach dem Wunsche seines Bruders, wegen eines wichtigen Familien-Prozesses bey dem Reichskammergericht nach Wetzlar gehen

 müsse.

1778 müsse. Wegen Sicherheit der Correspondenz mit dem Könige traf er die nöthigen Abreden. Nach des Königs Willen sollte er zuerst nach Manheim und, je nachdem er den Churfürst Carl Theodor gestimmt finden würde, auch nach Zweybrücken gehen. Da indeß bereits bekannt geworden, der Churfürst habe Manheim verlassen, um sich nach München zu begeben, es jedoch zweifelhaft war, ob er, nachdem österreichische Truppen in Bayern eingerückt, gewagt habe, die Reise bis dahin fortzusetzen; so beschloß Görtz, zunächst nach Franken zu gehen und sich dann dahin zu wenden, wo er, nach Maaßgabe näherer Nachrichten, den Churfürsten zu treffen hoffen durfte. Zugleich bat er den König um ein Creditiv an diesen Souverain, da er, ohne unter dem Schutze des Völkerrechts zu seyn, sich nicht in ein Land wagen könne, das von dem Hofe, gegen dessen Absichten er arbeiten sollte, so eben militärisch besezt werde. Graf Görtz ging, wie er
16ten Jan. Carl Theodors Ankunft in München erfahren, nach Regensburg, einem bequemen Orte, um, ohne Aufsehen zu erregen, von dem, was in Bayern vorging, unterrichtet zu werden und nach Maaßgabe dessen, was er erfuhr, so wie der weitern Befehle des Königes, handeln zu können. Er ging von dort auf einige Tage nach München, doch, weil er noch

ohne

ohne Creditiv war, ohne von seinem Auftrage etwas 1778
zu eröffnen. Er war hier Zeuge der Bestürzung, worin die österreichische Besitznahme Alles gesezt hatte. In Regensburg, wohin er zurückging, machte ihm der bayersche Gesandte von Leyden, der auch bayerscher Landstand war, Hoffnung, daß die österreichischen Absichten vielleicht noch, bey gehörig unterstüztem Widerstand, vereitelt werden könnten. Görtz erfuhr durch diesen für sein Vaterland wohlgesinnten Mann, was im Innern vorging, besonders, daß die verwittwete Herzogin Clemens eifrig bemüht sey, eine patriotische Parthey zusammen zu halten und derselben Schritte zu leiten.

Außer vielen wohlmeinenden Staatsdienern, an deren Spitze die schon genannten Geheimenräthe von Obermayer und von Lory standen, bildeten die Landstände diese patriotische Parthey. Sofort, nachdem es zu allgemeiner Kunde gekommen, daß mit Einstimmung des neuen Landesherrn ein bedeutender Theil Bayerns fremder Herrschaft unterworfen werden solle, und dieses auch durch die täglich weiterrückenden österreichischen Truppen und Commissarien bewirkt wurde, vereinten sich die Stände des gesammten bayerschen Landes, bestehend aus Prälaten, Ritterschaft und Städten, um dem Churfürst ernstliche Vorstellungen zu thun. In einem

1778 nem ehrerbietigen doch freimüthigen Tone bemerkten sie, daß, nach den von Alters her zwischen den Ständen der verschiedenen Landschaften, mit Wissen und Billigung ihrer Fürsten, getroffenen Einigungen, auch nach den von diesen Fürsten ertheilten bey jedem Regierungswechsel bis auf die neueste Zeit bekräftigten Freiheiten und Zusicherungen, endlich nach den Bestätigungen derselben durch die Kaiser, das gesammte Land zu Ober- und Niederbayern immer ungetheilt beisammen bleiben müsse. In frühern Zeiten, vor Einführung der Primogenitur [12]) im Fürstenhause, sey zwar zu Zeiten die Regierung unter die verschiedenen Linien dieses Hauses getheilt worden, doch ohne der Untheilbarkeit des Landes Eintrag zu thun; die Stände und Unterthanen desselben wären in ihrem Verein immer unzertrennt geblieben, besonders aber hätten durch jene Privilegien und Freiheiten die Fürsten sich ausdrücklich verpflichtet, in keinem Fall und unter keinem Vorwand irgend einen Theil des Landes an Fremde zu veräußern, zu vertauschen oder auch nur zu verpfänden. Deshalb sey auch wegen standesmäßiger Versorgung fürst-

12) Diese war zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts durch einen zwischen sämmtlich damals vorhandenen Gliedern des fürstlichen Hauses getroffenen Verein, den der Kaiser bestätigte, eingeführt.

fürstlicher Töchter, ohne Abbruch der Unzertrennlich- 1778
keit des Landes, ausdrücklich verfüget und festgesezt, daß diese nie das Land oder einen Theil desselben an ein fremdes Haus bringen könnten. Die Urkunden, auf welchen diese Freiheiten und Gerechtsame beruhen, wurden vorgelegt, und die Stände äußerten: sie glaubten nicht es verdient zu haben, daß ihr neuer Landesherr bey Antritt der Regierung ihnen einen solchen Mangel an Vertrauen und landesväterlicher Huld beweise, einen Theil des ihm angestammten Landes an einen fremden Regenten übergeben zu wollen, ohne einmal über die zu einem so höchst wichtigen Schritte ihn bestimmenden Gründe seine getreuen Stände einiger Eröffnung zu würdigen. Sie bezeugten hierüber den bittersten Kummer, und baten inständigst, der Churfürst möge seine Stände und Unterthanen behalten, welche insgesammt und ohne alle Ausnahme unter seiner Regierung zu bleiben sehnlichst verlangten. Das ganze Land gab herzlichste Theilnahme zu diesen Vorstellungen der Stände, und den höchsten Widerwillen gegen alle Zersplitterung und österreichische Herrschaft zu erkennen. Leicht würde es gewesen seyn, den kräftigsten Widerstand der Unterthanen entgegenzusetzen. Aber alles dieses machte auf Carl Theodor nicht den mindesten Eindruck.

1778 Sowohl sämmtlichen fremden Gesandten in
20sten Jan. Wien, als auch am Reichstage, wurde nun eröff-
net: die Kaiserin-Königin habe ihre Ansprüche an die bayersche Nachlassenschaft dem Churfürsten von der Pfalz mitgetheilt, und wegen derselben sich mit ihm durch eine Convention gütlich verständiget. Diese wurde bald auch bekannt. Noch wußte man indeß nicht mit völliger Gewißheit, ob der Churfürst sie bereits ratificirt habe; und da mehrere bayersche Patrioten hieran zweifelten, so sahe Graf Görtz noch eine Möglichkeit, diesen Souverain zurückzubringen, wenn er die Versicherung erhielte, daß er bey einem Widerspruch gegen die ungerechte Zumuthung auf des Königs von Preußen Unterstützung rechnen könne. Er hielt für nöthig, deshalb einen Versuch zu machen, und ließ durch den churpfälzischen Reichstag-Gesandten Brentano dem Churfürst von seiner Sendung Nachricht geben, mit dem Erbieten, sich sofort weiter zu erklären und deshalb entweder insgeheim nach München zu kommen, oder auch an einem dritten Orte mit einem der Minister des Churfürsten zusammen zu treten. Der Versuch schlug fehl. Brentano erhielt Befehl zu antworten: der Churfürst sey zwar für den guten Willen des Königs sehr verbunden, könne aber keinen Gebrauch von demselben mehr machen, indem

durch

durch eine Convention, die er bey dem Einrücken 1778 österreichischer Truppen in sein Land abschließen müssen, bereits Alles beendiget und der Churfürst gebunden sey. Nachher erfuhr man, daß zugleich dem braven Brentano es hart verwiesen war, einen preußischen Bevollmächtigten nur angehört und eine Anfrage von demselben bey seinem Herrn übernommen zu haben. Indeß erhielt der Wiener Hof durch die ihm von diesem Schritte gemachte Mittheilung die erste gewisse Nachricht von Görtzens Auftrage und von dem Widerstande, den er vom Könige zu erwarten habe.

Görtz beschloß nun, ungesäumt sich zu dem Herzoge von Zweybrück zu begeben und dessen Gesinnungen zu erforschen. Der Gesandte von Leyden, welcher großen Antheil an der Sache nahm, und andre bayersche Patrioten glaubten, dieser Fürst sey noch nicht beigetreten, und hofften gewiß, er werde auch nicht beitreten, sobald er vernehme, daß Friedrich sich für ihn und sein Haus interessiren wolle. Doch hielten alle dringend nöthig, durchaus keine Zeit zu verlieren, indem Oesterreich gewiß Alles versuche, um den Herzog zu gewinnen. In dem Augenblick, wo Görtz von Regensburg abreisen wollte, erhielt er das erbetene Creditiv vom

1778 Könige für den Churfürst, mit dem Befehl, davon sofort, doch möglichst insgeheim, Gebrauch zu machen. Hier entstand die Verlegenheit, ob dem Buchstaben dieses Befehls, oder vielmehr dem Geist des ganzen Auftrages gemäß gehandelt werden müsse? Görz entschied sich für Lezteres. Der von ihm durch Brentano gemachte Versuch hatte über des Churfürsten Gesinnung bereits alle Aufklärung gegeben. Ein neuer Versuch durch Uebergabe des Creditivs konnte nichts mehr bewirken; dagegen konnte er compromittiren und das, was der König noch geheim gehalten wissen wollte, kund machen. Zugleich war zu besorgen, daß durch eine neue Reise nach München kostbare Zeit verloren gehen möchte, worin das Einzige geschehen konnte, was noch vielleicht bey dem Herzoge zu bewirken möglich war. Doch beschloß Görz, die Herzogin Clemens von seinem Auftrage zu unterrichten und ihr eine Abschrift des Creditivs für den Churfürst zu übersenden, mit welchem er bey diesem Regenten zu erscheinen sich bereit erklärte, sobald die Prinzessin es für die Sache rathsam finden würde. Noch erfuhr Görz vor der Abreise, der zweybrückische Geheimerath von Hofenfels sey in München angekommen, erkläre sich mit großem Nachdruck gegen die Abtretung, und gebe wenig Hoffnung, daß sein Herr der Convention

bei-

beitreten werde. Görtz fand nöthig, auch an diesen 1778
zu schreiben. Dieser Schritt war von grossen Folgen. Der Herzog hatte der dringenden Einladung, nach München zu kommen, nicht länger widerstehen können. So empfindlich ihm die Zersplitterung Bayerns und der sehr wahrscheinlich für sein Haus bevorstehende gänzliche Verlust dieses Landes war, so fühlte er doch sein Unvermögen, dieses Unglück allein abwenden zu können, da er von keiner Seite Beistand sahe. Von Frankreich wäre, nach seinen alten Verbindungen mit dem pfälzischen Hause und nach eignem politischen Interesse, solcher Beistand am meisten zu erwarten gewesen. Aber diese Macht vermied jede Aeußerung. Seit des bayerschen Churfürsten Tode hatten die französischen Gesandten im Reich auch nicht eine Zeile von ihrem Hofe erhalten, die sie über dessen Ansicht der Sache hätte belehren können. Hierdurch schienen die Gerüchte bekräftiget, welche von Wien aus verbreitet wurden: Frankreich sey von Oesterreichs Absichten unterrichtet und billige sie. Einige sezten hinzu: die Abtretung eines an Frankreich gränzenden Stücks der Pfalz und des Herzogthums Zweybrücken sey zugesichert, um diese Billigung zu belohnen. Unter solchen Umständen wirkten schwache und furchtsame Rathgeber auf die Entschlüsse des Herzogs Carl. Er befahl Hofenfels,

1778 fels, seinen Beitritt zu der Convention zu erklären, noch ehe er nach München komme, damit er selbst eines ihm wehe thuenden Schrittes überhoben sey, und sich dort nur zeigen dürfe, um vom alten Erblande seines Hauses für immer Abschied zu nehmen. Hofenfels wagte nachdrückliche Gegenvorstellungen zu thun, und seinem Herrn die Aussicht zu eröffnen, daß noch nicht alle Hoffnung verloren sey; doch hatte er keine Gründe, um solche Hoffnung zu unterstützen. Der Herzog wurde also durch seine Rathgeber bewogen, den Befehl noch bestimmter zu wiederholen, daß Hofenfels seinen Beitritt unterzeichnen solle. In dem Augenblick, wie der patriotische Mann hiedurch in die ängstlichste Verlegenheit gesezt war, erhielt er Görtzens Schreiben. Diese unerwartete Aussicht auf den Beistand Friedrichs gab ihm neue Hoffnung, und regte alle seine Kraft auf. Statt den verderblichen Befehl seines Herrn zu vollziehen, eilte er diesem bis Augsburg entgegen, belebte ihn mit neuem Muth und bewog ihn, von nun an jedem Gedanken an Beitritt zu entsagen. Der Herzog entschloß sich sogleich, und blieb seitdem fest bey dem, was der Wunsch seines Herzens immer gewesen war. Er schrieb eigenhändig an Görtz, daß er, im Vertrauen auf den Schutz des Königs, nie in die Zersplitterung Bayerns willigen werde.

Die-

Dieses Schreiben wurde nach Zweybrücken gesandt, 1778
wo man den Grafen Görtz bereits angekommen glaubte. Aber noch auf der Reise dahin sahe Görtz selbst den Courier, der das Schreiben an ihn überbrachte, durch Canstatt passiren, und erfuhr hier, daß der Herzog bereits in München sey. Er hielt nun, statt seine Reise fortzusetzen, besser, sich dieser Hauptstadt zu nähern, gab Hofenfels hiervon Nachricht, und begab sich, auf erhaltene Einladung des Herzogs, doch unter fremden Namen, nach München. Ein vertrauter Bedienter der Herzogin 6ten Febr.
Clemens kam ihm an einem bestimmten Orte entgegen, und brachte ihn nach dem vor dem Thor belegenen Gartenpalais dieser Prinzessin. Hier brachte er mehrere Tage jedem spähenden Auge unbemerkbar zu, und hatte einige geheime Conferenzen mit dem Herzoge, deren Resultat war, daß dieser seinen Beitritt zu der Convention vom dritten Januar bestimmt verweigerte. Nachdem dieses geschehen und alle Unterhandlung hierüber abgebrochen war, ging der Herzog nach Zweybrücken zurück, wohin Graf 11ten Febr.
Görtz ihm bald folgte und nun öffentlich als Gesandter des Königs bey diesem Fürsten auftrat.

Um die Sache in einen verfassungsmäßigen Gang einzuleiten, wandte sich der Herzog an das

ver-

1778 versammelte Reich, verwahrte feierlich seine Rechte und bat um kräftigste Unterstützung der Mitstände gegen deren versuchte Beeinträchtigung. Um diesen wichtigen Schritt wenigstens aufzuhalten und dadurch Zeit zu gewinnen, riethen die österreichischen Geschäfftsmänner zu Regensburg dem zweybrückischen Comitial-Gesandten von Schneid, zuvörderst bey dem Churfürst anzufragen, ob er die Erklärung des Herzogs abgeben solle? und als der Churfürst dieses zu untersagen nicht wagte, bewogen jene Geschäfftsmänner den herzoglichen Gesandten, die Erklärung dennoch nicht abzugeben, sondern seine Stelle niederzulegen. Doch schnell eilte der brave Hofenfels von München nach Regensburg, ließ (wie es bey erledigten Gesandschaftsposten am Reichstage Sitte war) die Erklärung vom Gesandschafts-Sekretair unterzeichnen und jedem einzelnen Reichs-
den 16ten März. tags-Gesandten zustellen. Zugleich wandte sich der Herzog in ehrerbietigen Schreiben an den Kaiser und an die Kaiserin-Königin. Er that dieses nach dem Rath des französischen Hofes. Aber der österreichische Gesandte, Freiherr von Lehrbach zu München, welcher auch bey dem Herzoge accreditirt war, weigerte sich schlechterdings, diese Schreiben anzunehmen, wenn nicht der Herzog vorher der Convention beigetreten wäre, und erklärte, daß, so lange die-

dieser Fürst einen preußischen Gesandten bey sich habe, 1778
durchaus keine Communikation zwischen ihm und dem kaiserlichen Hofe Statt finden könne. Görtz rieth nun, die Schreiben durch den französischen Bothschafter in Wien übergeben zu lassen. Es war vorauszusehen, daß Vorstellungen nichts mehr ausrichten würden. Die Kaiserin-Königin antwortete: da sie mit dem Chef des pfälzischen Hauses sich auf eine für seine Erben und Nachfolger verbindliche Art verglichen habe, so könne sie mit dem Herzoge sich in keine Erörterung einlassen; er habe sich an den Churfürst zu wenden, um von ihm die Gründe zu erfahren, durch welche er sich bewogen gefunden, ihre Ansprüche anzuerkennen. Der Kaiser bezog sich in seiner Antwort auf diese Erklärung seiner Mutter, und wegen der von ihm als Oberhaupt des Reichs in Besitz genommenen durch Maximilian Josephs Tod eröffneten Reichslehen erklärte er, daß Jedem, der an diese Anspruch zu haben vermeine, der gesetzliche Weg vorbehalten sey; dieser stehe also auch dem Herzoge offen, um die seinigen geltend zu machen. Jedes Mittel wurde indeß noch angewandt, um den Herzog zur Nachgiebigkeit zu bringen. Carl Theodor gab zu erkennen, daß, nach der ihm eröffneten Aussicht, der Titel eines Königs von Burgund für ihn und seine Regierungsnachfolger eine der

be-

1778 belohnenden Folgen dieser Nachgiebigkeit seyn werde. Der Herzog erwiederte: er finde mehr Ehre darin, sein Stammland unzertrennt zu behalten und ein mächtiger Churfürst zu bleiben, als, ohne jenes, König zu heißen. Schon war die dem Herzoge bestimmte Dekoration des goldnen Fließes in München angekommen. Er hatte den Muth zu erklären, daß er unter jetzigen Umständen sie verbitten müsse. Nachher wurden noch Subsidien, Bezahlung der Schulden des Herzogs angeboten, und die Drohung hinzugefügt, daß man bey beharrlicher Weigerung die Gläubiger aufreizen werde. Auch die dem Kaiser gehörige dem Herzoge sehr gelegene Grafschaft Falkenstein sollte abgetreten werden. Alles war vergebens. Gleich bieder und standhaft bewies sich der herzogliche Minister von Hofenfels. Weder glänzende Versprechungen noch Drohungen konnten ihn bewegen, dem Herzoge ein Anderes zu rathen, als er für Pflicht hielt, und dessen Rechte nicht mit höchster Thätigkeit zu vertheidigen. Graf Görtz versichert, er selbst mit Mehreren habe die Beweise gesehen, daß die Anerbietungen, welche dem von Hofenfels, wenn er seinen Herrn zum Beitritt bewöge, gemacht worden, nach mäßigster Schätzung, den Werth von viermal hundert tausend Gulden überstiegen hätten. Und der Mann, der dieses

aus-

ausschlug, sezt Görtz hinzu, hatte kein eignes 1778
Vermögen und keine Aussicht, im zweybrückischen Dienst etwas zu erwerben! Nicht schlecht gehandelt zu haben verdient kein besonderes Lob; denn strenge Pflichterfüllung ist eine Tugend, die jeder Staatsdiener, unter allen Umständen, üben muß. Dennoch ist eine so edle Uneigennützigkeit ruhmvoller Erwähnung werth. Bis auf die spätesten Zeiten müssen alle Bayern den Namen Hofenfels, so wie die Namen Obermayer, Lory, Leyden, und vor allen auch den Namen der Herzogin Clemens, mit hoher Achtung nennen, und nie darf unter ihnen das dankvolle Andenken an das Verdienst erlöschen, das Graf Görtz sich um ihr Vaterland erworben hat. Denn vorzüglich seinem thätigen Eifer, seinen mit Klugheit bemessenen Schritten verdankt es Bayern, daß der uralte Regentenstamm ihm erhalten ist. Dieser Minister war noch nie vorher in diplomatischen Geschäfften gebraucht; aber er fühlte die Wichtigkeit der Sache, die ihm übertragen war. Der glückliche Erfolg seiner Unterhandlung wurde ihm Angelegenheit des Herzens. Dies ist das sicherste Mittel für jeden Geschäfftsmann, um seinen Zweck zu erreichen; keine Anweisungen können diese Gesinnung ersetzen. Sehr viele Unternehmungen mislingen, weil der Beauftragte selbst

1778 keinen wahren Antheil an der Sache nimmt, weil es ihm genügt, nur Alles zu vermeiden, was ihn einer Verantwortung aussetzen könnte. Nicht so Graf Görtz. Ihm war es ein eigenes Anliegen, sein Ziel zu erreichen. Er that Alles, um das festeste gegenseitige Vertrauen zwischen dem Könige und dem Herzoge, auch dessen Bruder, dem Prinzen Maximilian [13]), zu stiften, der in französischen Kriegsdiensten war, und der, wie Graf Görtz dem Könige schrieb, Energie mit edler Gesinnung verband. Der König befestigte nun durch seine Briefe den Herzog in den seiner Stelle würdigen Gesinnungen. Auch der Herzogin Clemens bezeugte Friedrich die hohe Achtung, welche ihr Patriotismus ihm eingeflößt hatte. Er schrieb ihr: Ah! Madame! que n'étiez-vous Electeur, nous n'aurions pas vu arriver les honteux événemens, dont tout bon allemand doit rougir jusqu'au fond du coeur.

Der Herzog erkannte den redlichen Eifer, der Graf Görtz für seine Sache begeisterte. Er folgte dessen Rath, und dieser war immer der weiseste, der in der Lage dieses Fürsten gegeben werden konnte.

13) Jetziger König von Bayern.

te. So rieth er dem Herzoge, auch um die Freundschaft des Prinzen von Preußen sich zu bewerben, um bey des Königs wahrscheinlich nicht mehr sehr entfernten Tode auch an ihm eine Stütze zu haben. Friedrich erfuhr dieses, und, erhaben über kleinliche Eifersucht, billigte es sehr. Noch ein Schritt Görtzens verdient um so mehr Bewunderung, je mehr er von der Handelsweise gewöhnlicher Diplomatiker abwich. Er rieth dem Könige, dem Erbfolgerecht seines Hauses auf die wichtigen Herzogthümer Jülich und Berg [14]), nach dem mit Carl Theo- 1778

14) Das Verhältniß dieser Sache war folgendes. Das Fürstenhaus, welches die nach und nach vereinten Lande Jülich, Berg, Cleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein besaß, erlosch 1609 im Mannsstamme. Unter mehreren Prätendenten waren die Häuser Brandenburg und Pfalz-Neuburg die wichtigsten. Jedes derselben suchte, mit Hülfe fremder Mächte, sich in Besitz zu setzen. Endlich verglichen sie sich dahin, daß Pfalz-Neuburg die Lande Jülich, Berg und Ravenstein, Brandenburg aber Cleve, Mark und Ravensberg erhalten, und die Ansprüche eines jeden Hauses an die dem andern überlassenen Lande so lange ruhen sollten, als dieses im Mannsstamme vorhanden seyn werde. Der Mannsstamm des Hauses Pfalz-Neuburg erlosch mit Churfürst Carl Philipp im Jahr 1742. Noch vor dessen Absterben aber hatte Friedrich II seinen Rechten an Jülich, Berg und Ravenstein zum Besten der Enkelin Carl Philipps, und ihres Gemahls, des Sulz-

1778 Theodors Tode bevorstehenden Erlöschen des Hauses Pfalz-Sulzbach, zum Besten des Zweybrückischen zu entsagen. Dem Könige, der zur Vertheidigung dieses Hauses einen Krieg unternehmen wollte, noch überdem die Aufopferung eigener Rechte zuzumuthen, schien gewagt und konnte misfallen; aber Görtz glaubte, daß ein Souverain, der wenige Jahre zuvor mit eben der Macht, deren Gewaltthat er jezt widerstehen wollte, sich zur Theilung Polens verbunden hatte, etwas thun müsse, um den Glauben zu begründen, er handle ohne Eigennutz. Wirklich suchte man, sobald die Theilnahme Friedrichs bekannt wurde, dem Herzoge die Meinung beizubringen, die Entsagung auf Jülich und Berg werde unstreitig eines der Opfer seyn, die Preußen für den anerbotenen Beistand verlange. Es hätte ein solches Verlangen nicht getadelt werden können, da die dereinstige Nachfolge in Jülich und

Sulzbachischen Pfalzgrafen, nachherigen Churfürsten Carl Theodors, und ihrer Nachkommen entsagt. Da es nun im Jahr 1778 höchst wahrscheinlich war, daß Carl Theodor keine eheliche Erben hinterlassen werde, so mußten mit seinem Tode die Rechte des Hauses Brandenburg wieder aufleben. Diesen Rechten zu entsagen und die Jülich-Bergischen Lande dem Herzoge von Zweybrücken und seinen Erben zu überlassen, war der Rath, den Graf Görtz dem Könige gab.

und Berg, und die jetzige in Bayern einander ganz 1778
fremde Gegenstände waren. Aber der König fühlte, daß, um völliges Vertrauen zu gewinnen, er Görtzens edlen Rath befolgen müsse. Er that es und zerstreute dadurch jeden Verdacht.

Gern hätte Friedrich in dieser Sache mit Frankreich gemeinschafftlich gehandelt, und er wünschte sehr, dieser Garant des westphälischen Friedens möchte seine Pflicht erfüllen. Aber dieses erlaubte die furchtsame Politik des damaligen Staatsministers Grafen von Vergennes nicht. Zwar erhielten die französischen Gesandten im Reich, nachdem sie lange ohne alle Weisung geblieben, endlich den Befehl, dem Gerücht zu widersprechen, es sey die Convention vom dritten Januar mit Vorwissen und Billigung Frankreichs geschlossen. Die Gesandten mußten erklären: schon bey dem Leben des Churfürsten von Bayern sey von den Wiener und Manheimer Höfen dem französischen vertraulich eröffnet, daß man sich über gewisse Ansprüche des erstern gütlich vergleichen wolle; aber über die Natur dieser Ansprüche sey durchaus nichts mitgetheilt, und der französische Hof habe also nicht anders als dem guten Vorsatze, sich über ihm unbekannte Irrungen zu vergleichen, seinen Beifall geben

den 10ten Febr.

1778 können, ohne dadurch an dem, was nachher vorgegangen, den mindesten Antheil zu nehmen. — Auch erhielt der Herzog von Zweybrücken ein Schreiben von Ludwig XVI, worin dieser sein bisheriges Betragen, auch daß er sich an Preußen gewandt, sehr billigte, und ihm die freundschaftlichste Theilnahme zusicherte, aber immer wagte das Kabinet von Versailles nicht, seine eigene Ansicht der österreichischen Forderungen deutlich zu erkennen zu geben. Sogar die vom Herzoge erbetene Garantie der Hausverträge wurde so lange ausgesezt, bis die jezigen Irrungen beigelegt seyn würden.

Sobald dieses Friedrich erfuhr, übernahm er solche Garantie allein, und verband sich feierlich, die Rechte des pfälzischen Hauses auf die Nachfolge in Bayern gegen die ungerechten Ansprüche des Wiener Hofes mit seiner ganzen Macht zu vertheidigen. Gegen den Akt, worin der König dieses versprach, wechselte Graf Görtz einen andern des Herzogs ein, durch welchen dieser sich verpflichtete, ohne Genehmigung des Königs keine Art von Vergleich mit dem Wiener Hofe einzugehen. So wurde der Zweck dieser wichtigen Unterhandlung

den 28sten März.

glück-

glücklich erreicht. Graf Görtz ging nach Berlin, 1778
wo der König ihm eine ansehnliche Hofstelle (Grand-Maitre de la Garderobe) und die Würde eines Staatsministers ertheilte. Noch mehr belohnte ihn die vollkommenste Zufriedenheit des großen Monarchen, und die hohe Achtung Aller, mit denen er zu thun gehabt. Höchst angenehm war ihm auch die Bemerkung, daß er überall biedere Männer gefunden hatte, die unter schwierigen Umständen sich für die Sache des Rechts thätig bewiesen. Auch nicht Einem, sagt Graf Görtz selbst, habe er in diesem Geschäfft Vertrauen bewiesen, der sich dessen unwürdig bezeigt hätte. Eine solche Erfahrung macht Muth, für gerechte Sache zu arbeiten!

Noch ehe diese wichtige Verbindung zu Stande gebracht war, hatte Friedrich versucht, durch Vorstellungen den Wiener Hof zu bewegen, die gemachten Schritte zurückzunehmen. Wenn gleich er keine große Hoffnung haben mochte, diesen Zweck zu erreichen; so lag ihm doch sehr daran, Alles zu thun, um die Sache auf gütliche Weise beizulegen. Auch gedachte er während der Unterhandlung Zeit zu gewinnen, um zu sehen, ob er von irgend einer Seite, besonders von Frankreich oder Rußland,

1778 einigen Beistand erwarten dürfe. Er fing damit an, daß er über die in den ministeriellen Erklärungen eröffneten Gründe des österreichischen Verfahrens Zweifel mittheilen ließ. Das Wiener Kabinet suchte diese Zweifel zu heben, aber seine Erläuterungen befriedigten nicht.

Anfang Febr. So begann ein lebhafter Schriftwechsel zwischen beiden Höfen. Ehe wir den Gegenstand desselben darstellen, machen wir die Hauptpersonen bemerklich, die an beiden Seiten den Streit führten. — Bereits seit einer Reihe von Jahren war Wenzel Anton, Fürst von Kaunitz-Rittberg, abstammend [15]) aus einem alten mährischen Geschlecht, das auch die Reichs-Grafschaft Rittberg im westphälischen Kreise besaß, unter dem Titel eines Hof- und Staats-Kanzlers [16]), oberster Leiter der Staatsgeschäffte des österreichischen Hofes. Die-

15) Er war geboren 1711. Nachdem er wichtige Gesandschafften bekleidet, den Frieden zu Aachen geschlossen, kam er 1753 an die Spitze der Geschäffte, wurde 1764 Reichsfürst, starb 1794.

16) Als solcher war er alleiniger Minister der auswärtigen Geschäffte, und hatte auch die Verwaltung der niederländischen und italienischen Provinzen mit sehr ausgedehnter Vollmacht.

Dieser Minister, ein Mann von großem Verstande 1778
und durch vielfache Erfahrungen erworbenen ausgebreiteten Staatskenntnissen, auch Freund und Beförderer der Wissenschafften und Künste, war Gründer des neuen politischen Systems, durch welches im Jahr 1756 Oesterreich und Bourbon, der alten Eifersucht entsagend, sich zu gemeinsamer Beförderung ihrer Zwecke vereint hätten. Schon schien der Vortheil dieses Systems durch Erfahrung erprobt. Oesterreich war durch dasselbe von der Seite gesichert, wo angegriffen zu werden ihm am gefährlichsten werden konnte. Die von Frankreich im westphälischen Frieden übernommene Garantie der deutschen Verfassung war seit dieser Verbindung Oesterreichs Absichten nicht mehr Hinderniß, und dem preußischen Staate war sein natürlicher Allürter entwandt. Sogar zu dem beabsichteten Untergang dieses leztern Staats hatte im siebenjährigen Kriege Frankreich treulich, und zu eignem großen Nachtheile, mitgewirkt. Meisterhaft war der Entwurf berechnet, den Fürst Kauniß für diesen Krieg angelegt hatte, nach welchem widerwärtige Höfe, ohne eigenes Interesse, Werkzeuge seiner Zwecke wurden. Nur die mit jeder Coalition unabwendbar verbundenen Gebrechen, und Friedrichs überwiegender Genius hatten damals diesen Monarchen ret-

1778 ten können. Späterhin war die Idee der Theilung Polens von Kauniß zuerst ausgegangen. Er wußte sie zu bewirken, ohne Frankreichs Allianz zu verlieren. Kühnheit in den Entwürfen, Schlauheit in der Ausführung bildeten den Charakter dieses Ministers. Er wußte seine Entwürfe in undurchdringliches Geheimniß zu hüllen, und war Meister in jeder Kunst der Verstellung; über niedrigen Eigennuß war er weit erhaben, Talente und Verdienst ehrend und belohnend, insofern diejenigen, welche sie besaßen, zu tief unter ihm standen, um die seinen verdunkeln zu können. Von seinen eignen Fähigkeiten hatte er die höchste Idee. Sein Ehrgeiz war, der Staat, dem er diente, sollte der erste in Europa, er aber wollte der erste Mann in diesem Staate seyn. Jedes Mittel, was zu diesem Zweck paßlich schien, war ihm gleich; Achtung für Recht war nicht in seiner Seele. Doch hatte er gewußt, der Welt die Meinung von sich zu geben, daß er immer gerade und offen handle, kleine Vortheile und Nebenwege unter seiner Würde halte. Selbst Aeußerung des Stolzes, der andere Menschen und auch fremde Staaten tief herabwürdigte, auch auffallende Sonderbarkeiten seines äußern Benehmens, konnten die Achtung für ihn nicht mindern, erhöhten sie wol gar in den Augen

der

der Menge, die oft Stolz und Sonderbarkeit für 1778 Größe hält [17]). So wurde Kaunitz für den vollendetsten Staatsmann seiner Zeit allgemein anerkannt. Maria Theresia hatte unbegränztes Vertrauen zu seiner erprobten Einsicht, und ihr Sohn und Mitregent, wenn gleich weniger ergeben, wagte nicht, einem Minister zu widersprechen, der die Verehrung von Europa für sich hatte. Dieser aber war gewandt genug, den ehrgeizigen Entwürfen des Sohnes in einer Art beizustimmen, die auch die

17) Diese Schilderung des berühmten Staatsmanns ist nach den zuverlässigsten schriftlichen und mündlichen Berichten entworfen, die ich mir habe verschaffen können. Doch, wenn meine Entwickelung seiner Art zu handeln in dieser bayerschen, in der holländischen, und in der polnischen Theilungs-Sache (leztere in der Beilage A.) nicht mislungen ist, so wird sie dem Leser ein deutlicheres Bild von seinem Geist und Charakter geben, als allgemeine Schilderungen es vermögen. Ich weiß, daß man den Fürst Kaunitz oft sittlich edler vorgestellt hat. Ein ächt historischer Beweis, daß er es wirklich gewesen sey, würde mich freuen. Eine gute biographische Schilderung des denkwürdigen Staatsmannes findet sich in Hrn. Schlichtegrolls Nekrolog aus dem Jahr 1794. Auch Hr. v. Hormayr hat im österreichischen Plutarch 12tes Bändchen eine Biographie desselben gegeben, die zwar mit Partheilichkeit gegen Preußen geschrieben ist, aber Kaunitzens Eigenschaften als Mensch und Minister interessant entwickelt.

1778 die Mutter, welche die Erhaltung der Ruhe wollte, nicht zu sehr kränken konnte. Vom Fürst Kauniß ging der Plan aus, seinem Hofe einen bedeutenden Theil von Bayern, vielleicht auch, bey fortgesezter Unterhandlung, das ganze Land zu verschaffen. Er leitete Alles, was in dieser Angelegenheit geschehen ist.

An der Spiße der auswärtigen Geschäffte des Berliner Hofes standen zwey Staats- und Kabinets-Minister [18]), der Graf von Finkenstein und von Herzberg. Jener stammte aus dem Königreich Preußen, war von gleichem Alter [19]) mit Friedrich und mit ihm erzogen. Von früher Jugend an zu politischen Geschäfften gebildet, hatte er Gesandschaffts-Posten an mehrern Höfen, zulezt am russischen, bekleidet. Seit dem Jahr 1749 war er Kabinets-Minister, und seit dem Jahr 1760 der erste. Er verband mit gründlicher Kenntniß der Staatsverhältnisse alle jene Leichtigkeit in Behandlung

18) Kabinets-Ministerium hieß im preußischen Staat das Ministerium oder Departement der auswärtigen Geschäffte. Seit König Friedrich Wilhelm I bestand dasselbe bald aus einem, bald, und meistens, aus zwey, bald auch aus drey Ministern.

19) Er ist geboren 1712, und gestorben 1801.

lung derselben und alle jene Annehmlichkeit der äus- 1778
ßern Form, die nur das Leben in der großen Welt zu geben vermag. Erfahrung hatte ihm Menschenkenntniß erworben, ihm ein feines und richtiges Gefühl in Geschäfften gegeben; die Rechtlichkeit seines Charakters gewann ihm die Achtung Aller, die mit ihm in Verhältnisse kamen, und die gute Meinung fremder Höfe. Der König hatte große Zuneigung und ein Vertrauen zu ihm, welches der Minister dadurch ununterbrochen erhielt, daß er mit der Gewandheit des Hofmanns in jede Idee und jede Laune des Monarchen sich fügte. Sein Rath hatte um so mehr Gewicht, da er ihn nie ungefodert gab.

Andern Geist und andern Charakter hatte der zweite Kabinets-Minister, Ewald Friedrich von Herzberg. Er stammte aus Pommern [20]. Ohne Vermögen und glänzende äußere Vorzüge hatte er von früher Jugend an mit Eifer dem tiefen Studium der Geschichte, des Staatsrechts und allen den Wissenschafften sich gewidmet, durch die er dem Vaterlande nüzlich zu werden hoffte. Früh war er

20) Er war geboren 1725, wurde 1786 von König Friedrich Wilhelm II in den Grafenstand erhoben, entlassen 1791, ist gestorben 1795.

1778 er im Departement der auswärtigen Geschäffte, doch nicht zu Versendungen an fremde Höfe [21]), gebraucht. Er arbeitete mehrere Jahre im geheimen Archiv, und brachte einen wichtigen Theil desselben in neue, bessere Ordnung. Die Staatsschrift, durch welche der Anfang des siebenjährigen Krieges gerechtfertiget wurde, so wie die folgenden Schriften, welche während desselben erschienen, waren seine Arbeiten. Sie erhielten den Beifall des Königs und erwarben die Aufmerksamkeit von Europa. Herzberg schloß den Frieden mit Oesterreich und Sachsen zu Hubertsburg unter Friedrichs unmittelbarer Leitung, der ihm seine Instruktionen in die Feder diktirte, und von Leipzig aus, wo er damals war, sich täglich mit ihm über alle Vorfälle unterhielt. Am Ende der Unterhandlung sagte er ihm das belohnende Wort: vous avez fait la paix comme moi la guerre, und ernannte ihn zum zweiten Minister der auswärtigen Geschäffte. Herzberg hatte eine gelehrte Kenntniß der Verhältnisse und Rechte aller europäischen Staaten; die Beziehungen des preußischen kannte er im kleinsten Detail. Alle Thatsachen waren seinem Geiste

21) Nur zu der Wahl Kaiser Franz I im J. 1745 war er bey der brandenburgischen Gesandtschaft angestellt gewesen.

Geiste in ihrem Zusammenhange, so oft er es be- 1778
durfte, gegenwärtig. Er hatte eine schnelle und leichte Fassung, bemerkte auch in den verwickeltsten Sachen bald die Hauptpunkte, auf die er dann Alles zurückführte und an ihnen festhielt. So wurde seine Darstellung klar, einfach und überzeugend. Seine Thätigkeit und sein Fleiß waren ohne Gränzen, seine Gesinnungen edel. Liebe des Vaterlandes war Leidenschaft bey ihm, und die einzige, die bey ihm bemerkt wurde. Preußens Größe und Ruhm, und durch diesen eigener Ruhm, war das alleinige Ziel aller seiner Bestrebungen. Er erwartete viel von den moralischen Kräften der Menschen, und sein Geist weilte immer gern bey den Beweisen derselben in alter und neuer Geschichte. Gleiche Gesinnungen suchte er auf alle Weise in der Nation zu wecken, und alle ihre Söhne mit so feuriger Liebe des Vaterlandes zu beleben, wie er sie in eigener Brust fühlte. Doch jede menschliche Tugend ist immer nahe mit Schwächen und Mängeln verwandt. So verschmähete Herzberg oft die Regeln der Klugheit, welche in großen Geschäften Geheimniß der vorgesezten Zwecke und der anzuwendenden Mittel anräth. Im Bewußtseyn reiner Absicht, im Gefühl der Kraft seines Staats hielt er mit dem, was seine Politik bezielte, nicht zurück.

Preu-

1778 Preußens Größe war der Hauptgedanke, der ihn immer beschäfftigte. Gern eröffnete er sich über diesen Gegenstand gegen Jeden, der dafür Empfänglichkeit zu haben schien. Dies wurde von den Fremden oft schlau benuzt und zog ihm von den Einheimischen bittern Tadel zu. Auch brachte diese Art zu handeln ihn mit dem ganz anders denkenden Collegen Finkenstein nicht selten in Mishelligkeit; sogar mit des Königs Verfahren war Herzberg oft unzufrieden und hielt dieses weder gegen ihn selbst, noch gegen Andere zurück. Friedrich wollte, vorzüglich während der spätern Periode seines Lebens, vor Allem Behauptung des Ruhestandes. Der Minister war für große Maaßregeln, für kühne und rasche Thätigkeit. Friedrich beurtheilte die Kräfte seines Staats, in Verhältniß zu denen der übrigen, richtiger. Herzberg täuschte sich vielleicht zuweilen, indem er den natürlichen Kräften Preußens zuschrieb, was nur Folge von Friedrichs außerordentlichen Talenten und dem Zusammentreffen seltner Umstände war. Auch hatte Herzberg die Meinung, der Krieg sey von Zeit zu Zeit Bedürfniß für Preußen, um nicht dessen Uebung zu verlieren und patriotische Gesinnung immer neu zu beleben. Im Bewußtseyn, wie er nichts als das Wohl des Staats und höchsten Ruhm des Königs wolle,

wartete er nicht immer ab, bis dieser seinen Rath 1778
verlangte, sondern legte, wenn es ihm Noth schien, auch ungefragt das vor, was er für das Beste hielt, und drang lebhaft auf dessen Ausführung. Friedrich, der guten Absicht versichert, ertrug dieses meistens sehr freundlich und entwickelte seinem Minister umständlich die Gründe, warum er nicht seiner Meinung seyn könne; doch zuweilen, und wenn lezterer gar zu oft mit seinen Gegenvorstellungen kam und zudringlich wurde, wies der König ihn etwas rauh zurecht. Bald jedoch, und immer mit vollem Vertrauen, kehrte er zu ihm zurück.

Gerade die Verschiedenheit der Charaktere und der Handlungsart der beiden Minister machte sie zu treflichen Werkzeugen der Regierung Friedrichs, der Jeden von ihnen nach seinen eigenthümlichen Vorzügen zu benutzen verstand. Alle Nachtheile, die aus dieser Verschiedenheit bey einem Regenten, der nicht selbst regierte, hätten hervorgehen können, fielen bey Friedrich weg. Er leitete die großen Staats-Geschäffte unmittelbar; er selbst gab in jedem solchen Geschäfft das Ziel an, das erreicht werden sollte; er selbst bestimmte die Mittel, welche deshalb anzuwenden waren. So handelte er auch in der bayerschen Erbfolge-Sache. Aus eige-

1778 ner Bewegung hatte er beschlossen, den österreichischen Absichten entgegen zu treten. Ohne seine Minister zuzuziehen, hatte er den Grafen Görtz abgesandt und ihn allein durch seine Instruktionen geleitet bis zu der Vereinbarung mit dem Herzoge von Zweybrücken. Aber von nun an, da er mit dem Wiener Hofe in nähere Erklärungen eingehen wollte, überließ er es dem Ministerium, und vorzüglich seinem Herzberg, entweder diesen Hof zu billigern Grundsätzen zu bewegen, oder, wenn dieses mislänge, dessen Verfahren in seinen für die Freiheit aller deutschen Reichsstände gefährlichen Folgen so nachdrücklich zu schildern, um dem Widerstande des Königs die Billigung Deutschlands und der europäischen Höfe zu erwerben.

Herzberg entledigte sich dieses Auftrags mit der ihm eigenen Thätigkeit, und voll Eifers für die Gerechtigkeit der Sache, von der er lebendig durchdrungen war. Alle Aufsätze, welche im Namen des Hofes erschienen, auch die vom Gesandten von Riedesel in Wien übergebenen Noten, sind aus dieses Ministers Feder geflossen. Seine Schriften wurden in und außer Deutschland mit herzlicher Theilnahme gelesen. Alles, was der staatskluge Kaunitz entgegensezte, vermogte Niemand zu über-

zeu-

zeugen. Die klare Darstellung der Thatsachen, die 1778
bündigen rechtlichen Folgerungen aus denselben, die Würde und Mäßigung des Tons unterschieden Herzbergs Aufsätze so sehr, daß sie als Meisterwerke in ihrer Art anerkannt wurden. Die erste derselben machte Herzberg noch nicht im Namen des Hofes, sondern als Privatschrift, unter dem Titel: „Betrachtungen über das Recht der bayerschen Erbfolge" bekannt. Sie stellte klar die Hauptpunkte dar, auf welche es in der Sache ankam, und that große Wirkung. In Beziehung auf diese Schrift und die folgenden, bemerken wir hier nur das Wesentliche der gemachten Ansprüche, so wie dessen, was von der Gegenseite gesagt worden [22].

22) Die Schriften des preußischen Hofes finden sich in dem zweiten Bande des Recueil des déductions et autres écrits publiés par le Comte de Herzberg. Berlin 1789. Eine gründliche Erörterung aller damals zur Sprache gekommenen Rechtsfragen, nebst einer Sammlung beweisender Urkunden, enthält die Deduktion des Zweybrücker Hofes, unter dem Titel: „Vorlegung der fideicommissarischen Rechte des Chur- und fürstlichen Hauses Pfalz," deren Verfasser der herzogliche geheime Archivar Bachmann war. Auch der chursächsische Hof bewies seine Rechte durch eine Deduktion: „Ihro Chur-

1778 Oesterreichs Besitznahme bayerscher Lande wurde durch dreifache Ansprüche begründet. Der erste und wichtigste derselben ging auf einen sehr beträchtlichen Theil des eigentlichen Herzogthums Bayern, denjenigen nämlich, der unter dem Namen Niederbayern von einer bereits im Jahr 1425 mit Herzog Johann erloschenen sogenannten Straubingeschen Linie besessen war.

Churfürstl. Durchlaucht zu Sachsen rechtsbegründete Ansprüche an die bayersche Allodial-Verlassenschaft," die den Staats-Minister Freihrn. von Gutschmidt zum Verfasser hat, wenigstens unter seinen Augen gemacht ist. Die österreichische Hauptschrift ist unter dem Titel: „Unpartheyische Gedanken über verschiedene Fragen bey Gelegenheit der Succession Maximilian Josephs" erschienen. Ihr Verfasser ist von Schröter, ein durch mehrere gelehrte Schriften bekannter und verdienter Publicist. Hr. v. Hormayr hat eine Biographie von ihm gegeben im österreichischen Plutarch, XItes Bändchen. Obgleich Schröters Schrift nur als die Arbeit eines Privatgelehrten erschien, so bewies doch ihr Inhalt, daß sie mit Wissen und auf Befehl des Hofes geschrieben sey. Sie theilte zuerst, doch nur im Auszuge, die beiden Urkunden mit, auf welche Oesterreich sein Recht an Niederbayern gründete. Erst viel später erschien die Hauptschrift des Hofes: „Ihro Kaiserl. Königl. Apostolisch. Majestät Gerechtsame und Maaßregeln in Absicht auf die bayersche Erbfolge." — Wahrscheinlich hatte auch diese denselben Verfasser. Alle von den strei-

war. Wegen des Umfanges, den dieser Landestheil 1778 gehabt habe, bezog man sich auf einen Theilungsbrief vom Jahr 1353, und das Recht an denselben gründete man darauf, daß Kaiser Sigismund seinen Schwiegersohn Herzog Albert V [23]) von Oesterreich, dessen Mutter des lezten Straubingeschen Herzogs Johann Schwester gewesen, 1426 mit diesem Lande belehnt habe. Von diesem Herzoge Albert V stammte Maria Theresia doch nur in weiblicher Linie ab, und verlangte deshalb jezt, bey Ausgang des bayerschen Mannsstamms, das demselben verlie-

 hene

streitenden Höfen bekannt gemachten öffentlichen Schriften, so wie auch viele von Privatmännern versuchte Erörterungen, findet man aufbewahrt in zwey Sammlungen:

1) Abhandlungen und Materialien zum neuesten deutschen Staatsrecht. Berlin 1778. Der Herausgeber war Prof. Hausen zu Frankfurt an der Oder.
2) Vollständige Sammlung von Staatsschriften zum Behuf der bayerschen Geschichte. Frankfurt und Leipzig 1778; deren Herausgeber der Professor Arndt zu Leipzig war.

Auf diese Sammlungen verweisen wir Leser, welche noch vollständiger sich unterrichten wollen. Uns genügte es, hier die Hauptpunkte und den Geist anzudeuten, in welchem der Streit geführt worden.

23) Unter den Kaisern hatte er nachher den Namen Albert II.

1778 hene Land [24]). Doch weder die Urkunde, durch welche diese Belehnung geschehen seyn sollte, noch jener Theilungs-Brief, der die Gränzen des Landes, mit dem belehnt worden, bestimmte, wurden gleich anfangs, sondern erst später im Fortgange der Unterhandlung mitgetheilt. Dennoch hatte Carl Theodor den Anspruch als gültig anerkannt, sogar sich mit der Verbindlichkeit des Beweises belastet, daß diese oder jene Orte zu dem von der Straubingeschen Linie besessenen Landestheile nicht gehört haben. Dieses hatte die Folge, daß bald darauf Irrung über den Umfang dieses Landes entstand, und der Churfürst durch in seinem Archiv gefundene Urkunden bewies, Oesterreich habe eine große Menge Orte in Besitz genommen, welche die Straubingesche Linie nie besessen hatte, also auch Oesterreich, nach eigner Behauptung, nicht verlangen konnte.

Bey näherer Untersuchung der geschichtlichen Umstände, auf welche der österreichische Anspruch gegründet werden sollte, ergab sich Folgendes. Bey dem Ausgange der Straubingeschen Linie, im Jahre 1425, waren die in den andern Linien des bayer-

24) Zur Uebersicht aller dieser genealogischen Verhältnisse ist in Beilage B. eine Tafel beigefügt.

bayerschen Mannsstammes lebenden Herzöge un- 1778
streitige Erben des eröffneten Lehns. Kaiser Sigis-
mund erkannte sie in einem bald nach Absterben des
lezten Herzogs Johann an sie erlassenen Schreiben
als solche an, und ermahnte sie, sich wegen Thei-
lung des ihnen angefallenen Landes (da unter ihnen
streitig war, ob sie nach den Köpfen oder den
Stämmen geschehen solle) gütlich zu vergleichen;
wenn sie dies aber nicht vermögten, wolle es der
Kaiser entscheiden. Dieser sehr angemessenen Er-
klärung zuwider belehnte Kaiser Sigismund aber im
folgendem Jahre seinen Schwiegersohn, Herzog
Albert V von Österreich, mit seinem Rechte,
das er an das Niederland zu Bayern habe oder
haben sollte. Dieses Herzogs Albert Mutter war
Schwester des lezten Straubingeschen Herzogs, also
war er dessen Allodial-Erbe, und sein Recht konnte
kein anders seyn, als was in diesem Verhältniß
begründet war. Zu gleicher Zeit, und unter glei-
cher Formel, belieh der Kaiser die noch vorhan-
denen vier Herzöge von Bayern, jeden beson-
ders, mit seinem Rechte an eben das Land
Niederbayern. Wenige Tage nachher erklärte eben
dieser Kaiser, im Widerspruch mit dem, was er
so eben gethan, in einer andern Urkunde: das Land
Niederbayern sey dem Reiche angefallen, und auf

 den

1778 den Fall, daß dieser Anspruch gültig erkannt würde, ernannte er den Herzog Albert V zum Statthalter des Landes, beliehe aber mit demselben seine an eben diesen Herzog vermählte Tochter Elisabeth und deren Erben, und erst, wenn diese nicht mehr wären, den Herzog Albert selbst und dessen Erben. Nachher übertrug eben dieser Kaiser die Untersuchung der verschiedenen Ansprüche erst dem Churfürst von Brandenburg, nebst einiger andern Fürsten, dann dem Churfürst von Mainz, welcher deshalb ein Mannengericht zusammenberufen sollte, und endlich that er selbst, mit Zuziehung vieler Fürsten des Reichs, einen oberstrichterlichen Spruch, durch welchen er die Herzoge von Bayern für rechtmäßige Erben des streitigen Landes erklärte und sie mit demselben belieh, wobey er den von ihm selbst, Namens des Reichs, gemachter Anspruch zurücknahm, des Anspruchs des Herzogs Albert aber gar nicht erwähnte.

Alle diese widersprechenden Handlungen des Kaiser Sigismund wurden vom preußischen Hofe und dem Herzoge von Zweybrücken bemerklich gemacht und unwidersprechlich bewiesen, daß Bayern von ältester Zeit her ein Reichs-Mannlehn gewesen, also nicht ein Theil desselben an weibliche Nach-

kom-

kommen habe vererbet, eben so wenig, bey noch 1778
vorhandenem Mannsstamme des ersten Erwerbers, dem Reiche habe anheimfallen können; daß der Kaiser dieses auch selbst eingesehen, und deshalb von seinem unrechtlichen Versuch, das bayersche Haus seines Stammlandes zu berauben, zurückgekommen sey. Auch wurde bemerkt, daß Herzog Albert V und seiner Gemahlin Elisabeth Mannsstamm mit ihrem Sohn Ladislaus längst erloschen [25]), deren weibliche Nachkommen in den Häusern Brandenburg und Oesterreich aber noch vorhanden seyen, jedoch jenes von der ältesten, dieses von der jüngsten Tochter Herzogs Albert und Elisabeth abstamme, also, wenn Kaisers Sigismund Belehnung gültig und jezt noch Wirkung haben könne, diese sich zu Gunsten des Hauses Brandenburg, nicht Oesterreichs, äußern würde. Ueber alles dieses wurde noch eine Urkunde Herzogs Albert V vorgelegt, durch welche dieser Fürst im Jahr 1429 allen von ihm gemachten Ansprüchen an das Niederland zu Bayern feierlichst entsagt und dagegen von den bayerschen Herzögen eine Summe Geldes empfangen hatte [26]). Zulezt wurde sogar noch höchst

 wahr-

25) Ladislaus starb 1457 ohne Kinder.

26) Die von einem bayerschen Archivar 1569 gemachte Abschrift

1778 wahrscheinlich gemacht, daß die Urkunden, auf welche Oesterreich sich jezt berufe, vom Kaiser Sigismund nie ausgestellt, sondern von einem in der Geschichte seiner Zeit übel berüchtigten Betrüger erdichtet seyen [27]).

Alle

---

schrift der vom Herzog Albert ausgestellten Renunciations-Urkunde war dem ehemaligen Reichshofrath von Senkenberg, einem großen Kenner der Geschichte des Mittelalters, zugekommen, und dessen Sohn, der Hessendarmstädtische Regierungs-Assessor von Senkenberg, hatte sie zufällig unter den hinterlassenen Papieren seines Vaters gefunden, und aus guter patriotischer Gesinnung dem pfälzischen Hofe mitgetheilt. Obgleich das Original im Münchner Archiv nicht gefunden werden konnte, so bezeugte doch ein bey demselben angestellter bejahrter Registrator eidlich, daß ihm diese Urkunde sehr wohl bekannt sey, weil er sie im Jahr 1734, auf Befehl des damaligen Ministeriums, mehrmals habe abschreiben müssen. Nach allen Umständen war an der Aechtheit der Urkunde nicht zu zweifeln, und die gegen dieselbe gemachten Einwürfe waren unbedeutend. Die harte Behandlung, welche der Freiherr von Senkenberg, als er bald nachher nach Wien reisete, daselbst erfuhr, bewies nur, wie unangenehm dortigem Hofe die von ihm gemachte und mitgetheilte Entdeckung sey.

27) Michael von Priest, Probst zu Bunzlau und Protonotarius der kaiserlichen Kanzley, war vom Kaiser Sigismund selbst im Jahr 1426 für einen Urkunden-Verfälscher öffentlich erklärt, und hatte, durch

Zeu-

Alle diese gehäuften Beweise ließen über den 1778 gänzlichen Ungrund des österreichischen Anspruchs an Niederbayern gar keinen Zweifel. Es ist in der That kaum begreiflich, wie Fürst Kaunitz es wagen konnte, solche keine Prüfung bestehenden Vorwände dem denkenden Publikum vorzulegen und eine unrechtliche Anmaaßung durch dieselben beschönigen zu wollen. Die Würde des eigenen Hofes wurde durch solches Betragen herabgesezt.

Der zweite österreichische Anspruch ging auf einen Theil der Oberpfalz, der als Lehn der Krone Böh-

Zeugen überführt, selbst eingestehen müssen, dem Herzoge Erich von Sachsen-Lauenburg einen falschen von ihm erdichteten Lehnbrief ausgestellt zu haben. Höchst merkwürdig war es also, daß grade in eben diesem Jahre die beiden Urkunden, auf welche Oesterreich sich jezt berief, von eben dem Michael Priest ausgestellet und nur von ihm unterzeichnet waren, dagegen die andern in dieser Sache ergangenen Urkunden die kaiserlichen Kanzler unterzeichnet hatten. Alle diese Umstände machten es sehr wahrscheinlich, daß dieser Betrüger jene Urkunden erdichtet, Herzog Albert aber, um aller Untersuchung über diesen Betrug auszuweichen, seinen gemachten Ansprüchen förmlich entsagt und sich wegen seiner Allodialforderungen mit einer Summe Geldes hatte abfinden lassen. Dieses angenommen wurde es auch erklärlich, warum Kaiser Sigismund in seinem lezten Urtheils-Spruch der Ansprüche Herzogs Albert gar nicht gedacht hatte.

1778 Böhmen nur dem bayerschen Churhause verliehen, nach dessen jetzigem Erlöschen also dem Lehnherrn angefallen sey. Gegen diese Behauptung wurde, mit Vorlegung urkundlicher Beweise, gezeigt: der in Anspruch genommene Theil der Oberpfalz sey vom gemeinschaftlichen Ahnherrn erworbenes Stammland des Wittelsbachischen Hauses, das durch alte Verträge zuerst dem pfälzischen Stamme zugetheilt, zwar nachher an die Krone Böhmen gekommen, aber von dieser wieder dem pfälzischen Stamme verliehen und von demselben bis auf Churfürst Friedrich V besessen war. Lezterer, führte man weiter an, habe durch seinen unglücklichen Versuch, die böhmische Krone dem Hause Oesterreich zu entreißen, im dreißigjährigen Kriege dieses Land verwirkt, und durch den westphälischen Frieden sey dieses böhmische Lehn, so wie die ganze Oberpfalz, dem bayerschen Stamme zuerkannt, mit ausdrücklicher Bedingung jedoch, daß, wenn dieser bayersche Stamm ausgehen, der pfälzische aber übrig bleiben sollte, alsdann die Oberpfalz, ohne einige Ausnahme, diesem leztern wieder anfalle. Da nun der vorgesehene Fall jezt eingetreten sey, so könne die Krone Böhmen durchaus kein Recht des Anfalls behaupten, sondern die ganze Oberpfalz, mit Einschluß des darin befindlichen böhmischen Lehns, gehöre jezt, nach bestimmter Vorschrift des

west-

westphälischen Friedens, dem pfälzischen Stamme, 1778
grade unter eben den Verhältnissen, unter welchen der bayersche dieses Land bisher besessen habe.

Der dritte österreichische Anspruch betraf die in Schwaben belegene Herrschaft Mindelheim. Kaiser Matthias, wurde behauptet, habe im Jahr 1614 dem Erzhause auf diese Herrschaft Anwartschaft ertheilt. Auch hierüber wurde die beweisende Urkunde nicht vorgelegt. Bekannt war indeß, daß das Haus Bayern von eben dem Kaiser Matthias im Jahr 1618 mit Mindelheim beliehen, und daß weder damals noch in der Folgezeit bey verschiedenen Veränderungen, welche das Ländchen erfahren, des österreichischen Anspruches je gedacht sey. Den Hausverträgen gemäß behauptete also das Haus Pfalz, es sey jezt ihm angefallen.

Das Erzwungene und Hervorgesuchte sämmtlicher österreichischer Ansprüche entging keinem Unpartheyischen. Die Anerkennung derselben von dem Churfürst Carl Theodor konnte ihnen nicht mehr Werth beilegen, als sie wirklich hatten. Er selbst gestand in einem Schreiben an den Herzog von Zweybrücken: er sey vom Wiener Hofe so gedrängt worden, daß er, um nicht einer gewaltsamen Ueberziehung seiner Lande, und selbst der Hauptstadt sich

aus-

1778 den Fall, daß dieser Anspruch gültig erkannt würde, ernannte er den Herzog Albert V zum Statthalter des Landes, beliehe aber mit demselben seine an eben diesen Herzog vermählte Tochter Elisabeth und deren Erben, und erst, wenn diese nicht mehr wären, den Herzog Albert selbst und dessen Erben. Nachher übertrug eben dieser Kaiser die Untersuchung der verschiedenen Ansprüche erst dem Churfürst von Brandenburg, nebst einiger andern Fürsten, dann dem Churfürst von Mainz, welcher deshalb ein Mannengericht zusammenberifen sollte, und endlich that er selbst, mit Zuziehung vieler Fürsten des Reichs, einen oberstrichterlichen Spruch, durch welchen er die Herzoge von Bayern für rechtmäßige Erben des streitigen Landes erklärte und sie mit demselben belieh, wobey er dei von ihm selbst, Namens des Reichs, gemachter Anspruch zurücknahm, des Anspruchs des Herzogs Albert aber gar nicht erwähnte.

Alle diese widersprechenden Handlungen des Kaiser Sigismund wurden vom preußischen Hofe und dem Herzoge von Zweybrücken bemerklich gemacht und unwidersprechlich bewiesen, daß Bayern von ältester Zeit her ein Reichs-Mannlehn gewesen, also nicht ein Theil desselben an weibliche Nachkom-

So unwidersprechlich die Nachfolge des pfälzi- 1778
schen Hauses in sämmtlichen hinterlassenen Lehnen des verstorbenen bayerschen Churfürsten war; eben so gewiß konnte dessen Allodial-Erbschaft nur seiner einzigen hinterlassenen Schwester, der verwittweten Churfürstin von Sachsen, zufallen. Wenn die Kaiserin-Königin wegen ihrer Abstammung von bayerschen Prinzessinnen des 16ten und 17ten Jahrhunderts auch als Allodial-Erbin auftreten wollte; so waren die noch vorhandenen Nachkommen aller übrigen seit Jahrhunderten vermählt gewesenen Töchter des Hauses Bayern zu gleicher Forderung [28]) berechtiget. Der Allodial-Nachlaß des lezten Churfürsten mußte dann unter sehr viele deutsche und europäische Regenten-Häuser zersplittert werden, die so gut als das österreichische in ihren Stammtafeln bayersche Prinzessinnen als Ur- und Aeltermütter aufführten. Der Wiener Hof kam hier mit allgemein angenommenen Rechtssätzen, ja mit eigenen Behauptungen, denen er seine Lande verdankte, in auffallenden Widerspruch. Denn, galt nicht der Grundsaz, daß die nächste weibliche Verwandtin des lezten männlichen Besitzers die Nachkommen älterer Töch-

28) Das herzogliche Haus Würtemberg versuchte wirklich die seinige geltend zu machen.

1778 Töchter ausschließe, so hatte Maria Theresia in der Erbfolge der österreichischen Monarchie, als Tochter Kaiser Karls VI, den Töchtern dessen ältern Bruders, Kaiser Josephs I, d. i. den Häusern Bayern und Sachsen, nicht vorgehen können.

Der Kaiser hatte, Namens des Reichs, mehrere von dem erloschenen Churhause besessene Herrschaften, als eröffnete Lehne, militärisch besetzen, dabey aber einem Jeden, der an diese Lehne Anspruch zu haben vermeine, seine Rechte vorbehalten lassen. Dieses Verfahren schien allerdings der Verfassung gemäß, nur drang der preußische Hof darauf, der Kaiser solle, wie seine Wahlkapitulation ihn dazu verpflichte, über diese Lehne nicht anders als mit Berathung des Reichs verfügen, vor allem zuvörderst die Frage, gleichfalls mit Zuziehung des Reichs, erörtern lassen: ob diese Lehen wirklich erlediget, oder, nach Abgang des bayerschen Stammes, dem überlebenden pfälzischen angefallen seyen? Der Herzog von Zweybrücken behauptete lezteres, weil durch die Hausverträge ausdrücklich bestimmt sey, daß alle von einem Stamme des Gesammthauses gemachten Erwerbungen nach dessen Abgange dem andern zufallen sollen. Dergleichen Verträge deutscher Fürstenhäuser waren, nach der Reichsverfassung, gültig, auch

der

der Kaiser zu ihrer Aufrechthaltung verpflichtet. 1778
Immer war es klar, nicht der Kaiser allein mußte über diese Frage entscheiden wollen. Seine Wahlkapitulation (Artikel 11) verband ihn bestimmt, bey solcher Entscheidung das Reich zuzuziehen; es geschahe aber jezt kein Schritt, um dieser Pflicht ein Genüge zu thun, und alle bayersche Lehen blieben unter österreichischer Verwaltung und von österreichischen Haustruppen besezt.

Auf eines dieser Lehen, die Landgrafschaft Leuchtenberg, machte das herzogliche Haus Mecklenburg, Kraft einer vom Kaiser Maximilian I erhaltenen Anwartschaft, Anspruch. Der Herzog von Zweybrücken widersprach demselben und der preußische Hof verlangte, auch dieser streitige Gegenstand solle von Kaiser und Reich untersucht und entschieden werden.

Der Wiener Hof war zu entschlossen, seine Absichten durchzusetzen, als daß ihn irgend etwas hätte bewegen können, die gethanen kühnen Schritte zurückzuthun. So sehr Maria Theresia die Erhaltung des Friedens bey herannahendem Alter wünschte, so erlaubte doch der Ehrgeiz ihres Sohnes kein Nachgeben; auch dem stolzen Sinne des Fürsten Kaunitz

1778 war dieses nicht gemäß. Des Herzogs von Zweybrücken gründliche Darstellungen, Herzbergs lichtvolle Staatsschriften überzeugten ganz Deutschland; nur in Wien konnten sie keine Aenderung der Gesinnung bewirken. Immer bestand man hier darauf, das Recht, sich über streitige Gegenstände zu vergleichen, gebühre jedem Privatmanne, so auch jedem Reichsstande. Da die Kaiserin-Königin sich mit der Hauptperson, dem Churfürsten, verglichen habe, so sey kein Dritter ermächtiget, die Gründe, bey denen er sich beruhiget, neuer Prüfung zu unterwerfen. Zulezt schien Fürst Kaunitz aller weitern Diskussion ein Ende machen zu wollen, indem er, ohne auf die vom preußischen Hofe vorgelegten Gründe sich weiter
d. 1sten April. einzulassen, erklärte: sein Hof werde die durch Vertrag erworbenen Besitzungen nicht zurückgeben, auch nicht zugeben, daß ein Reichsstand sich zum Vormund und Richter seiner Mitstände aufwerfe; gegen Jeden, der dieses unternehme, werde er sich zu vertheidigen wissen, auch gegen einen solchen sich in den Fall eines Angriffkriegs versezt glauben. In gleichem Sinn erklärte auf dem Reichstage der österreichische Gesandte, daß die Kaiserin-Königin den Richterstuhl des Königs von Preußen in dieser Sache nicht anerkennen könne.

Zu

Zu eben der Zeit, da diese Erklärungen geschahen, wurden die österreichischen Truppen aus den entfernteren Gegenden in Ungarn, Italien und den Niederlanden in Bewegung gesezt, und in Böhmen gegen die schlesische Gränze zusammengezogen. Kaiser Joseph II begab sich selbst zu dem versammelten Heer. Friedrich besorgte einen Einfall in seine Lande; diese Besorgniß hatte aber wenig Wahrscheinlichkeit. Man wußte, daß Maria Theresia den Ausbruch eines Krieges höchst ungern sahe, und man konnte voraussetzen, daß der Kaiser, obgleich er den Krieg sehr wünschte, doch sowohl aus Schonung für seine Mutter, als auch aus Rücksicht für Frankreich und Rußland, Alles thun werde, um nicht den Schein des angreifenden Theils zu haben. Prinz Heinrich, überhaupt diesem Kriege abgeneigt, widersprach lebhaft den Besorgnissen und Vermuthungen des Königs. Dieser bestand aber auf seiner Ansicht und zog gleichfalls seine Truppen zusammen; einen Theil bey Berlin, dieser wurde den Befehlen des Prinzen Heinrich übergeben, und war bestimmt, im Fall des Krieges, mit den sächsischen Truppen vereint, in Böhmen einzurücken. Die übrigen preußischen Heere wurden in Schlesien und Glatz, nahe an der böhmischen Gränze, zusammengezogen; zu diesen begab sich der König selbst. Noch wurden indeß die Un-

1778

d. 4ten April.

1778 Unterhandlungen nicht abgebrochen. Der Kaiser fieng dieselben an, wohl vorzüglich um Zeit zu gewinnen, da er zum Kriege noch nicht genug gerüstet war. Zu Schönwalde bey Silberberg erhielt Friedrich einen eigenhändigen Brief dieses Monarchen, aus Olmütz datirt, worin dieser mit sehr freundlichen und gefälligen Worten bezeugte, wie sehr er wünsche, das gute Verständniß möge nicht unterbrochen werden. Er fügte den Entwurf eines Vergleichs bey, durch welchen man sich verständigen könne. Nach demselben sollte der König die Gültigkeit der Convention vom dritten Januar anerkennen, auch im Voraus sich mit jedem Tausch zufrieden erklären, der noch ferner zwischen dem Wiener Hofe und Carl Theodor getroffen würde. Dagegen sollte er die Zusicherung erhalten, daß Oesterreich die dereinstige Verbindung der fränkischen Markgrafthümer mit dem preußischen Hauptstaat, auch jeden Tausch derselben mit andern gelegenen Landen gern zugeben und sogar befördern werde, vorausgesezt jedoch, daß bey den Austauschungen Alles so eingerichtet würde, um jede neue unmittelbare Berührung von Oesterreich und Preußen zu vermeiden. Sichtbar war dieses Vorschlags Absicht, die Aufmerksamkeit von dem Punkte des Rechts in dem österreichischen Verfahren abzulenken und durch vorgehaltenes eigenes Interesse den König

zu bewegen, sich zu Entwürfen beiderseitiger Conve- 1778
nienz zu vereinen. Vielleicht hoffte man, Friedrich,
bey der jezigen Entfernung von seinen Ministern, in
einer günstigern Stimmung zu finden. Aber seine
Antwort bewies bald den Ungrund dieser Hoffnung.
Er bezeugte, wie aufrichtig auch er wünsche, die Ru-
he nicht gestört zu sehen; aber auf den gemachten
Vorschlag, sezte er hinzu, könne er schlechterdings
nicht eingehen. „Ich habe, sagte er, durchaus kein
„persönliches Interesse bey der Sache; aber Ew.
„Majestät müßten mich Ihrer Achtung unwerth hal-
„ten, wenn ich zugebe, daß der Kaiser nach seiner
„Willkühr mit Reichslanden verfährt, und wenn ich
„die Rechte und Freiheiten aufopferte, welche ich
„selbst und meine Mitchurfürsten von unsern Vorfah-
„ren ererbt haben. Es wird mir gewiß sehr hart
„fallen, gegen einen Fürsten zu kämpfen, den ich
„persönlich achte und liebe; ich sehe auch wohl ein,
„wie gelegen Bayern dem österreichischen Hause ist;
„aber da ihm jedes Recht zu dessen Erwerb fehlt, so
„muß ich bitten, andere Vorschläge zu thun, bey
„welchen die Rechte des Herzogs von Zweybrücken
„nicht verlezt werden, auch der Churfürst von Sach-
„sen, der, um den Frieden zu erhalten, von seinen
„Forderungen wol etwas nachlassen wird, befriediget
„werde.“ — Zu allen billigen Auskunftsmitteln,

1778 versicherte der König, werde er mit Freuden mitwirken, weil dieses seinen Pflichten, und dem Platze, den er behaupte, gemäß sey. Die Nachfolge seines Hauses in den fränkischen Markgrafthümern sey übrigens ein der jetzigen Angelegenheit ganz fremder Gegenstand. Das Recht dieser Nachfolge sey entschieden; aller Wahrscheinlichkeit nach aber werde der König den Anfall jener Lande nicht erleben, da der Markgraf, sein Neffe, so viel jünger an Jahren sey. Friedrich versichert dem Kaiser, daß er mit einem Bruder nicht offener reden könne, entschuldiget übrigens, wenn er, als ein alter Soldat, in seinem Schreiben gegen das Cerimoniell gefehlt haben sollte. „Ich habe, sagt er, weder Minister noch Schreiber „bey mir, und vierzig Meilen in der Runde Niemand, der mich hierin unterrichten könnte.“ — Es wurden noch einige Briefe gewechselt 29), worin beide Monarchen mit vielen Complimenten bezeugten, wie leid es ihnen thue, sich schlagen zu müssen, es aber doch nicht anders werde seyn können, da es gar nicht möglich scheine, sich über die streitigen Gegenstände zu verständigen. Friedrich wünschte jedoch sehr

29) S. diese Correspondenz in Oeuvres posthumes de Fréderic II Tom. V, auch in Herzbergs Recueil Tom. II.

sehr ernstlich, einen Krieg zu vermeiden, der ihm 1778
bey seinem Alter äußerst lästig wurde, und der alle
Bemühungen zur innern Aufnahme seiner Lande zu
unterbrechen drohte. Maria Theresia ging aus moralischen und religiösen Gründen eben so ungern daran, ihre Staaten einem Kriege auszusetzen, um
Ansprüche zu behaupten, welche zu machen sie nur
das Andringen ihres Sohnes und das Ansehen eines
viel geltenden Ministers hatten bewegen können.
Auch Kaiser Joseph wünschte noch einigen Aufschub,
da ein grosser Theil der Truppen noch auf dem
Marsch und weit entfernt, auch das Heer noch nicht
mit allen erforderlichen Bedürfnissen versehen war.
Auf die Correspondenz beider Monarchen folgte also
ein neuer Versuch, sich durch Unterhandlung zu vereinigen, welche zu Berlin zwischen dem preußischen
Ministerio und dem österreichischen Gesandten, Graf
Cobenzl, eröffnet wurde. Dieser erneuerte den Antrag,
die Convention vom dritten Januar sollte als gültig
anerkannt und Oesterreich zugestanden werden, durch
Tausch noch mehr Theile von Bayern, oder auch das
Ganze an sich zu bringen, wogegen auch Preußen erlaubt würde, Anspach und Bayreuth zu erwerben
und über diese Lande jeden ihm vortheilhaften Tausch
zu treffen.

1778 Offenbar suchte der Wiener Hof, ohne alle Rücksicht auf das Recht seiner Ansprüche, die Sachen so einzurichten, wie es den Vortheilen, über welche beide Höfe sich verständigen könnten, gemäß sey. Dieses Recht der Convenienz-Politik, wie man es nannte, wurde von ihm öffentlich als der Grund beiderseitiger Handlungen aufgestellt. Habe man, dachte Fürst Kauniz, über die Theilung Polens eins werden können, so werde man auch in der jetzigen Sache sich endlich verständigen. „Ein Hof, sagte „dieser Minister, setze sich nur immer in die Stelle „des andern; Jeder verlange von dem Andern immer „nur das, was er im gleichen Falle für sich verlangen „wird. Wenn Preußen der durch die Umstände „dargebotenen Vergrößerung Oesterreichs jezt nicht „widerspricht, so wird Oesterreich auch einst gern zu„geben, daß Preußen in Franken, oder durch pas„senden Vertausch seiner dortigen Stammlande sich „vergrößere. Geschiehet ersteres aber nicht, so wird „es solche Vergrößerung nimmer zugeben. Beide „Mächte, schloß er, handeln weiser, wenn sie ihre „Vortheile gegenseitig befördern, als wenn eine der „andern entgegenarbeitet, und beide sich schwächen.“ — Der preußische Hof blieb unwandelbar dabey: es komme hier gar nicht darauf an, was dem einen oder andern Hofe passend und nüzlich sey, sondern allein

dar-

darauf, was einer mit Recht und nach Grundsätzen 1778 deutscher Verfassung behaupten und in Anspruch nehmen könne. Diese Verfassung ungekränkt aufrecht zu erhalten, sey das Wichtigste von Allem. Preußen erklärte, es verlange nicht, sich auf Kosten dieser Verfassung zu vergrößern, könne aber deshalb auch nicht ruhig zusehen, wenn Oesterreich sie zu seinem Vortheil nach Willkühr umstoßen wolle. Da der Churfürst Carl Theodor nur durch angedrohete Gewalt zu der eingegangenen Convention genöthiget sey, so müsse vor Allem dieser entsagt und das gewaltsam in Besitz genommene Stück von Bayern wieder herausgegeben werden. Der künftige jezt nur noch mögliche Rückfall der fränkischen Markgrafthümer sey, als ein gar nicht streitiger Gegenstand, keiner Unterhandlung bedürftig.

Niemand konnte verkennen, daß das Recht auf der Seite des preußischen Hofes war, und der österreichische nur deshalb einem dereinstigen Erwerb Preußens widerspreche, um dessen Einstimmung zu seiner jetzigen Vergrößerung zu erhalten. Die Grundsätze, von denen beide Kabinette ausgingen, waren einander zu sehr entgegengesezt, als daß eine Einigung unter ihnen möglich gewesen wäre. Dennoch wünschte Friedrich so sehr den Krieg zu vermeiden, daß er von der

1778 Strenge seiner Grundsätze etwas nachzulassen und dem Wiener Hofe einige Vortheile zuzugestehen beschloß. Er ließ deshalb antragen: es möchte ein neuer Vergleich zwischen dem Wiener Hofe und dem Churfürsten Carl Theodor, jedoch mit Zuziehung des Herzogs von Zweybrücken und des Churfürsten von Sachsen, unter seiner, des Königs Mitwirkung, geschlossen werden. Durch diesen Vergleich sollte, nach dem preußischen Vorschlage, der Wiener Hof zwey bayersche Distrikte, an der Donau und an dem Inn, der eine an Böhmen, der andere an das Erzherzogthum gränzend, erhalten, und dagegen dem pfälzischen Hause zwey diesem wegen seiner rheinischen Besitzungen gelegene kleine Provinzen, Limburg und Geldern, abtreten, auch dieses Haus mit dem größern Theil der vom bayerschen Mannsstamme besessenen Reichslehne, jedoch mit Mindelheim und Wiesensteig das sächsische Churhaus beleihen, zugleich den Lehnsrechten der Krone Böhmen über einen Theil der Oberpfalz und über einige Distrikte in Sachsen, und in den fränkischen Markgrafthümern entsagen.

Der Berliner Hof glaubte durch diesen Vorschlag der Convenienz-Politik so viel nachzugeben, als es irgend möglich sey. Oesterreich sollte durch denselben

gegen

gegen Aufopferung zwey entlegener kleinen Provin- 1778
zen und einiger wenig wichtigen Lehnrechte in fremden Landen zwey bedeutende ihm sehr gelegene Distrikte erwerben. Der König hoffte also, der Wiener Hof werde mit dieser Vergrösserung zufrieden seyn. Aber Fürst Kauniß sah die Sache ganz anders an. Er fand es eine übertriebene Zumuthung, daß sein Hof Lande, die er bereits durch Vergleich erworben hatte, wieder abtreten und nur durch zu gebendes Aequivalent einige Distrikte von Bayern erwerben, auch noch obendrein eigene Rechte aufopfern und dadurch zur Befriedigung des Churfürsten von Sachsen beitragen sollte. Solche Forderung schien diesem Minister um so unbilliger, da er immer den Erwerb, welchen sein Hof jezt machen wollte, mit dem dereinstigen Anfall der fränkischen Markgrafthümer für Preussen in gleiche Linie stellte. Nochmals bot er seine Genehmigung nicht nur zu diesem Anfall, sondern auch zu einer bedeutenden Vergrösserung dadurch an, daß es dem Könige erlaubt seyn solle, die brandenburgischen Lande in Franken an das Churhaus Sachsen gegen die Lausiß zu vertauschen, auf welches Land in dem Fall die Krone Böhmen ihren lehnherrlichen Rechten sowohl, als dem ihr gebührenden Rückfall zu entsagen sich bereit erkläre 30).

Ge-

---

30) Durch den Prager Frieden von 1635 war die Lausiß an Chur-

1778 versicherte der König, werde er mit Freuden mitwirken, weil dieses seinen Pflichten, und dem Platze, den er behaupte, gemäß sey. Die Nachfolge seines Hauses in den fränkischen Markgrafthümern sey übrigens ein der jetzigen Angelegenheit ganz fremder Gegenstand. Das Recht dieser Nachfolge sey entschieden; aller Wahrscheinlichkeit nach aber werde der König den Anfall jener Lande nicht erleben, da der Markgraf, sein Neffe, so viel jünger an Jahren sey. Friedrich versichert dem Kaiser, daß er mit einem Bruder nicht offener reden könne, entschuldiget übrigens, wenn er, als ein alter Soldat, in seinem Schreiben gegen das Cerimoniell gefehlt haben sollte. „Ich habe, sagt er, weder Minister noch Schreiber „bey mir, und vierzig Meilen in der Runde Niemand, der mich hierin unterrichten könnte.“ — Es wurden noch einige Briefe gewechselt [22]), worin beide Monarchen mit vielen Complimenten bezeugten, wie leid es ihnen thue, sich schlagen zu müssen, es aber doch nicht anders werde seyn können, da es gar nicht möglich scheine, sich über die streitigen Gegenstände zu verständigen. Friedrich wünschte jedoch sehr

29) S. diese Correspondenz in Oeuvres posthumes de Fréderic II Tom. V, auch in Herzbergs Recueil Tom. II.

Blick irren ließ, sondern standhaft dabey beharrete, 1778
die Wiederherstellung des verlezten Rechts und die Behauptung der gekränkten deutschen Verfassung sey die Hauptsache, auf die es jezt allein ankomme. Manche in damaliger Zeit befremdete dieses Betragen, Manche tadelten sogar, daß der König seinem Vortheile nicht gemäß handle. Aber Friedrich sah weiter als diese Tadler; er erkannte, sein größter Vortheil sey standhafte Befolgung des politischen Systems, das er angenommen hatte, der Beschützer des unterdrückten Rechts zu seyn.

Friedrichs Benehmen bey diesem Anlaß verdient um so mehr die Achtung der Nachwelt, wenn man einen Blick auf seine persönliche Lage wirft. Am 24sten Januar dieses Jahrs hatte er sein Sechs und sechsigstes Lebensjahr vollendet. Sein Körper empfand jezt die Folgen der Sorgen und Beschwerden, die er im siebenjährigen Kriege bestanden hatte. Seine Gesundheit schien vorzüglich im lezten Winter ungemein angegriffen; man vermuthete in seiner Nähe allgemein, daß sein Ende nicht mehr fern sey. Aber er hielt die Vertheidigung der als gerecht anerkannten Sache für eine Pflicht der Stelle, auf der er sich befand, und er wankte nicht einen Augenblick, solcher Pflicht die Ruhe seines Alters

auf-

1778 Offenbar suchte der Wiener Hof, ohne alle Rücksicht auf das Recht seiner Ansprüche, die Sachen so einzurichten, wie es den Vortheilen, über welche beide Höfe sich verständigen könnten, gemäß sey. Dieses Recht der Convenienz-Politik, wie man es nannte, wurde von ihm öffentlich als der Grund beiderseitiger Handlungen aufgestellt. Habe man, dachte Fürst Kauniß, über die Theilung Polens eins werden können, so werde man auch in der jeßigen Sache sich endlich verständigen. „Ein Hof, sagte „dieser Minister, seße sich nur immer in die Stelle „des andern; Jeder verlange von dem Andern immer „nur das, was er im gleichen Falle für sich verlangen „wird. Wenn Preußen der durch die Umstände „dargebotenen Vergrößerung Oesterreichs jezt nicht „widerspricht, so wird Oesterreich auch einst gern zu„geben, daß Preußen in Franken, oder durch passenden Vertausch seiner dortigen Stammlande sich „vergrößere. Geschiehet ersteres aber nicht, so wird „es solche Vergrößerung nimmer zugeben. Beide „Mächte, schloß er, handeln weiser, wenn sie ihre „Vortheile gegenseitig befördern, als wenn eine der „andern entgegenarbeitet, und beide sich schwächen.“ — Der preußische Hof blieb unwandelbar dabey: es komme hier gar nicht darauf an, was dem einen oder andern Hofe passend und nüzlich sey, sondern allein dar-

chen. So sehr auch der älteste dieser Brüder, 1778
Prinz Heinrich, nur Preußens Vergrößerung durch jedes Mittel wünschte, scheint er dennoch zu solchem Widerspruch nicht abgeneigt gewesen zu seyn; wenigstens war dieses damals die allgemeine Meinung. Hat sie dem Prinzen nicht Unrecht gethan, so war diese Schwäche eine Folge der Liebe, die er für die Söhne seines Bruders, des Prinzen Ferdinand, hatte. Denn, wenn auch der Gedanke, einst regierender Reichsfürst zu werden, für diesen Prinzen Reiz gehabt hätte (welches nach Allem, was man von seinem Charakter weiß, nicht wahrscheinlich ist), so konnte derselbe nicht hoffen, den viel jüngeren Markgrafen von Anspach zu überleben, und er selbst war ohne Kinder.

Der in Wien gegebnen Erklärung folgte bald eine Staatsschrift [31]), welche das bisherige Betragen des Königs und den jetzigen Abbruch der Unterhandlungen rechtfertigte. Sie ist ein Meisterwerk Herzbergs; der ganze Gang der Unterhandlungen ist

---

31) Exposé des motifs qui ont engagé S. M. le Roi de Prusse à s'opposer au démembrement de la Bavière. S. dieselbe in Herzbergs Recueil T. II.; auch in den oben angeführten Sammlungen.

1778 ist lichtvoll entwickelt. Alle Hauptpunkte sind so dargestellt, daß die ruhig abwägende Nachwelt nie wird verkennen können, wie grundlos Oesterreichs Forderungen waren, und wie von den Fürsten, deren Rechte unterdrückt werden sollten, so wie von ihrem Beschützer, dem Könige, Alles erschöpft worden, um wo möglich ohne Blutvergießen die Irrung zu schlichten.

den 18ten März. Noch bemerken wir, daß schon vorher Friedrich auch mit dem Churfürst von Sachsen eine Convention abgeschlossen hatte, durch welche er für die sächsischen Allodial-Forderungen angemessene Befriedigung zu bewirken versprach, wogegen der Churfürst sich verbindlich machte, ohne des Königs Zustimmung keinen Vergleich anzunehmen.

Zwei-

Blick irren ließ, sondern standhaft dabey beharrete, 1778
die Wiederherstellung des verlezten Rechts und die Behauptung der gekränkten deutschen Verfassung sey die Hauptsache, auf die es jezt allein ankomme. Manche in damaliger Zeit befremdete dieses Betragen, Manche tadelten sogar, daß der König seinem Vortheile nicht gemäß handle. Aber Friedrich sah weiter als diese Tadler; er erkannte, sein größter Vortheil sey standhafte Befolgung des politischen Systems, das er angenommen hatte, der Beschützer des unterdrückten Rechts zu seyn.

Friedrichs Benehmen bey diesem Anlaß verdient um so mehr die Achtung der Nachwelt, wenn man einen Blick auf seine persönliche Lage wirft. Am 24sten Januar dieses Jahrs hatte er sein Sechs und sechsigstes Lebensjahr vollendet. Sein Körper empfand jezt die Folgen der Sorgen und Beschwerden, die er im siebenjährigen Kriege bestanden hatte. Seine Gesundheit schien vorzüglich im lezten Winter ungemein angegriffen; man vermuthete in seiner Nähe allgemein, daß sein Ende nicht mehr fern sey. Aber er hielt die Vertheidigung der als gerecht anerkannten Sache für eine Pflicht der Stelle, auf der er sich befand, und er wankte nicht einen Augenblick, solcher Pflicht die Ruhe seines Alters

auf-

1778 aufzuopfern, so ungern er auch immer diese Ruhe gestört sahe.

Seinem Befehle gemäß drang sein Ministerium auf eine bestimmte Erklärung, ob es des Wiener Hofes ernstliche Absicht sey, sich mit den Interessenten der bayerschen Erbfolge unter Mitwirkung des Königs zu vergleichen? welche Distrikte von Bayern er in dem Falle zu behalten, und welchen Ersatz er dagegen zu geben gedenke? Der Wiener Hof blieb immer bey allgemeinen unbestimmten Zusicherungen. Endlich erklärte Fürst Kaunitz: wenn der Berliner Hof die gemachten Vorschläge nicht annehmen wolle, so sey ein Vergleich unmöglich, und jede weiter zu gebende Aufklärung überflüssig. Der König sah hierdurch die Unterhandlung als abgebrochen an, und ließ dieses in einer zu Wien übergebenen Note erklären. Friedrich zauderte jezt um so weniger, da schon ein guter Theil der zum Kriege tauglichen Jahrszeit verstrichen war. Auch glaubte man, daß er gern den österreichischen Gesandten von Berlin entferne, der sich bemühte, in dem königlichen Hause selbst Trennungen zu veranlassen, indem er des Königs Brüder aufregte, dem künftigen Verein der fränkischen Markgrafthümer mit dem Hauptstaat zu widersprechen.

den 24sten Jun.

d. 3ten Jul.

chen. So sehr auch der älteste dieser Brüder, 1778
Prinz Heinrich, nur Preußens Vergrößerung durch jedes Mittel wünschte, scheint er dennoch zu solchem Widerspruch nicht abgeneigt gewesen zu seyn; wenigstens war dieses damals die allgemeine Meinung. Hat sie dem Prinzen nicht Unrecht gethan, so war diese Schwäche eine Folge der Liebe, die er für die Söhne seines Bruders, des Prinzen Ferdinands, hatte. Denn, wenn auch der Gedanke, einst regierender Reichsfürst zu werden, für diesen Prinzen Reiz gehabt hätte (welches nach Allem, was man von seinem Charakter weiß, nicht wahrscheinlich ist), so konnte derselbe nicht hoffen, den viel jüngeren Markgrafen von Anspach zu überleben, und er selbst war ohne Kinder.

Der in Wien gegebnen Erklärung folgte bald eine Staatsschrift [31]), welche das bisherige Betragen des Königs und den jetzigen Abbruch der Unterhandlungen rechtfertigte. Sie ist ein Meisterwerk Herzbergs; der ganze Gang der Unterhandlungen ist

31) Exposé des motifs qui ont engagé S. M. le Roi de Prusse à s'opposer au démembrement de la Bavière. S. dieselbe in Herzbergs Recueil T. II.; auch in den oben angeführten Sammlungen.

1778 ist lichtvoll entwickelt. Alle Hauptpunkte sind so dargestellt, daß die ruhig abwägende Nachwelt nie wird verkennen können, wie grundlos Oesterreichs Forderungen waren, und wie von den Fürsten, deren Rechte unterdrückt werden sollten, so wie von ihrem Beschützer, dem Könige, Alles erschöpft worden, um wo möglich ohne Blutvergießen die Irrung zu schlichten.

den 18ten März. Noch bemerken wir, daß schon vorher Friedrich auch mit dem Churfürst von Sachsen eine Convention abgeschlossen hatte, durch welche er für die sächsischen Allodial-Forderungen angemessene Befriedigung zu bewirken versprach, wogegen der Churfürst sich verbindlich machte, ohne des Königs Zustimmung keinen Vergleich anzunehmen.

Zweites Kapitel.

Krieg wegen der bayerschen Erbfolge [1]).

Schon zu Anfang des May kamen die Regimenter 1778
aus Friedrichs entferntester Provinz, dem König-
reich

1) Friedrich selbst hat uns eine Nachricht von diesem Kriege hinterlassen im 5ten Theile der Oeuvres posthumes. Außerdem haben wir von einem sehr einsichtsvollen Officier, dem Grafen von Schmettau, einen Bericht über den Feldzug der preußischen Armee im Jahr 1778 unter Anführung des Königs, Berlin 1789, der sehr schäzbar ist. Graf Schmettau war während des Krieges als Brigade-Major stets um die Person des Königs. Seine Unpartheilichkeit gehet so weit, daß man vielleicht finden könnte, er habe diesen Monarchen zu hart beurtheilt. Von Kennern wird auch sehr geschäzt: Versuch einer militärischen Geschichte des bayerschen Erbfolge-Kriegs, von einem preußischen Officier, Königsberg 1781. Der Verfasser ist Hr. v. Saidl, der als Premier-Lieutenant 1778 seinen ersten Feldzug machte. Von dem österreichischen General Fürst von Ligne, der bey Loudons Heere diente, ist gleichfalls eine Nachricht vorhanden, im 17ten Theil der Mélanges militaires et

1778 reich Preußen, in Schlesien an, und vereinten sich mit den dort bereits früher zusammengezogenen schlesischen, pommerschen und brandenburgischen Truppen. Sie bildeten zusammen eine Armee von hundert tausend Mann, die vom 12ten May an, mit Allem wohl versehen und offensive zu agiren im Stande war. Der König hatte ihr eine Stellung zwischen Reichenbach, Silberberg, Frankenstein, Neiße und Glatz gegeben, Böhmen und Mähren gleich bedrohend. Hätte der König sich sofort zu dem Einfall in eins dieser beiden Lande entschlossen, so wäre dies wahrscheinlich mit großem Erfolg geschehen, der Feind vielleicht zur Annahme billiger Be-

et literaires dieses geistvollen Mannes. Das vorzüglichste Werk aber, das wir von österreichischer Seite, so wie über Friedrichs Kriege überhaupt, so besonders über diesen leztern besitzen, ist: Geständnisse eines österreichischen Veterans in politisch-militärischer Hinsicht. Breslau 1788. Der Verf. ist Hr. von Cogniazo, der den siebenjährigen Krieg im österreichischen Dienst mitgemacht, nachher seine Muße den Wissenschaften widmete, und 1812 gestorben ist. Außer diesen Quellen sind alle anderen Nachrichten, welche der Verfasser sich hat verschaffen können, vorzüglich Tagebücher beider Heere, benuzt, um eine deutliche Darstellung der Kriegsbegebenheiten zu geben, wie sie Lesern zureichend seyn kann, die nicht Militairs sind. Denn leztere werden durch die angeführten Werke sich noch vollständiger belehren können.

Bedingungen gezwungen, und so der Kampf glor- 1778
reich geendet, denn noch waren die österreichischen Heere nicht hinlänglich gerüstet, um einem kraftvollen Angriffe bedeutenden Widerstand entgegen zu setzen. Ein österreichischer General a) gesteht selbst, daß die Unternehmung auf Bayern in Wien große Verwunderung erregt habe, weil jeder Kundige voraussah, daß sie ohne Krieg mit Preußen nicht durchzusetzen sey, und zu diesem Kriege nichts bereit war. Obgleich die österreichischen Truppen aus den entferntern Provinzen bereits im März sich in Bewegung gesezt hatten, so waren doch zu Anfang May nur noch wenige in Böhmen und Mähren zusammengezogen, und diese weder mit der erforderlichen Artillerie, noch mit Lebensmitteln hinlänglich versehen. Friedrichs Heer hatte dagegen Alles, was es bedurfte. Durch thätige Fürsorge des schlesischen Finanz-Ministers von Hoym waren die Magazine reichlich gefüllt. Nichts hinderte den König, seine Unternehmungen, an welcher Seite er es gut fand, anzufangen, und dadurch den Muth seiner Truppen neu zu beleben. Mit kühnem Jugendfeuer entwarf Friedrich den Plan seiner Operationen. Er wollte in Mähren einbre-

 chen,

a) Der Fürst von Ligne.

1778 chen, das dort stehende feindliche Corps umgehen, auf die Hauptstadt Ungarns, Preßburg, vordringen, und so, durch erregte Besorgniß für Wien, den Gegner zwingen, seine Hauptarmee von der Gränze Schlesiens zurückzuziehen und im Herzen seiner Staaten den Krieg zu führen. Der Bruder Heinrich wäre zu eben der Zeit von Sachsen aus in Böhmen eingedrungen, hätte die dort stehenden kaiserlichen Heere beschäfftiget, vielleicht der Hauptstadt Prag sich bemächtiget. Dies war ein Plan, wie Friedrich im siebenjährigen Kriege ihn nie entwerfen konnte, da die Menge seiner Feinde immer von einer Seite seiner bedroheten Staaten ihn zur andern rief. Jetzt schien ein solcher Plan ausführbar, und gewiß würde er von großer Wirkung gewesen seyn, wäre er mit eben der kühnen Schnelligkeit ausgeführt, mit welcher er gedacht war. Der Schrecken von Friedrichs Namen, das Andenken an die Thaten der vorigen Zeit wären seinem Zuge vorangegangen, und Jedem wäre kräftig bewiesen, der alte Friedrich sey wieder da. Wäre es ihm gelungen, die Donau zu erreichen, und die stolze Kaiserstadt, die seit langer Zeit keine Feinde in ihrer Nähe gesehen hatte, mit Furcht zu erfüllen; — vielleicht wäre dann selbst Joseph erschüttert worden. Bayern war von den österreichischen

Trup-

Truppen wieder verlassen, und vielleicht wäre das 1778
edle Volk dieses Landes, das treu dem alten Herrscher-
stamme anhing, wenn es die Retter sich ihm nähern
sahe, selbst gegen die aufgetreten, welche es zer-
splittern wollten. Die Prinzessin Clemens hatte
dem Könige hierzu Hoffnung gemacht, und nach der
damaligen Stimmung des ganzen Volks ist es sehr
wahrscheinlich, daß es geschehen wäre. Vielleicht
hätte, bey Annäherung solcher Gefahr, Maria
Theresia ihren Sohn bewogen, ungerechten Forde-
rungen zu entsagen. Auch die Rücksicht auf andere
Mächte konnte den König nicht abhalten, diesen
Plan zu verfolgen. Er hatte bereits im Monat
May genug gethan, um durch Vorstellungen den
Wiener Hof zu überzeugen. Damals eben so gut,
als nachher im Julius, würden Deutschland und
Europa erkannt haben, daß Friedrichs Würde und
Ehre ihm nicht erlaubten, der Gewaltthat, gegen
die er einmal öffentlich sich erklärt hatte, länger zu-
zusehen; Jeder hätte gefühlt, daß er zum Angriff
gezwungen sey. Dies Alles kann dem nicht entge-
hen, der in jener Zeit gelebt hat und sich jezt in ihre
Verhältnisse ganz zurück versezt. Doch können wir
Friedrich tadeln, wenn er das größte aller Uebel so
lange zurückhielt, als ihm noch irgend ein Schein
von Hoffnung blieb, es vielleicht noch ganz seinem

1778 Volke zu ersparen? Können wir geringer von ihm denken, wenn er als Mensch erscheint, dem in dem Alter, worin er jezt war, die Natur nicht erlaubte, so rasch und kühn zu handeln, wie in früherer Zeit? Wahrlich, wir können es nicht, wenn wir erwägen, wie sehr er durch körperliche schmerzhafte Leiden niedergedrückt war.

Doch Friedrich zögerte nicht nur mit der Ausführung seines ersten kühnen Entwurfs, er gab denselben, wie es nach zerschlagenen Unterhandlungen wirklich zum Bruch kam, ganz auf. Er selbst führt zwey Gründe an, die ihn hierzu bestimmten. Erstlich fürchtete er, wenn er mit seiner Hauptarmee sich weit entferne, möchte der Feind die wenigen zur Deckung Schlesiens zurückgelassenen Truppen überwältigen und mit Uebermacht in diese Provinz eindringen. Zweitens besorgte er, der Feind möchte seine Entfernung nutzen, um Dresden wegzunehmen, den Churfürsten von Sachsen entweder zum Uebergange zu seiner Parthey zwingen, oder doch dessen Land zum Schauplatz des Krieges machen. Kaum läßt es sich denken, bemerkt mit Recht ein einsichtsvoller Augenzeuge [3]), daß diese Be-

3) Graf Schmettau.

Bedenklichkeiten einem so erfahrnen Feldherrn nicht 1778
auch bereits in dem Augenblicke, wie er den Entwurf, in das Herz der feindlichen Staaten einzubringen, machte, vorgeschwebt, und daß sie ihn wirklich von der Ausführung sollten abgehalten haben. Kein Angriff im Kriege, zu dem man den Hauptheil seiner Macht gebraucht, kann je unternommen werden, ohne daß dem Gegner es möglich bleibt, auch von seiner Seite einen andern Angriff zu unternehmen, der uns nöthigt, den unsern aufzugeben. Alles kommt in solchem Falle auf die Schnelle der Ausführung, auf das Gewinnen der Zeit an. Im jetzigen Falle waren hier die Vortheile ganz auf der Seite des Königs. Sein Heer war wohl gerüstet, das kaiserliche war es bey weitem noch nicht so vollständig. Vom Könige hing es ab, von welcher Seite er angreifen wollte; der Kaiser mußte seine Bewegungen nach denen des Königs bemessen. Schlesien, so wie Sachsen, sind durch schwer ersteigliche Gebürge von Böhmen getrennt; jenes Land war durch die treflichsten Vestungen, dieses durch das vom Prinz Heinrich angeführte preußische und sächsische Corps gedeckt. Während die Oesterreicher einen Angriff von der einen oder der andern Seite nur anfingen, konnte Friedrich bereits die Ufer der Donau erreicht haben.

1778 Sein Gegner mußte nothwendig zurückeilen, um das Innere der eigenen Lande zu schützen. Schon allein die Versetzung des Krieges bis dahin war ein überwiegender Vortheil für Preußen, und mußte die Unternehmung anrathen, auch wenn nicht ein glorreicher Friede deren unmittelbare Folge seyn sollte.

So ungern wir also Friedrichs eignem Zeugniß mistrauen, zwingen doch alle Umstände anzunehmen, daß nicht die von ihm angegebnen Gründe es waren, welche ihn vorzüglich zur Abänderung seines Operations-Plans, bestimmten. Sein durch körperliche Leiden geschwächter Geist war nicht mehr fähig, kühn auszuführen, was er kühn beschlossen hatte; doch zweifeln wir nicht, daß er, dem das Gefühl der Abnahme seiner Kräfte natürlich höchst unangenehm war, sich selbst durch Vorhalten der von ihm angeführten Gründe zu seinen veränderten Entschlüssen bestimmt habe. Zwanzig Jahre früher hätte Friedrich rascher gehandelt; jezt erschien die Möglichkeit des Mislingens ihm im stärksten Lichte. Er fürchtete mehr, den Ruhm alter Thaten zu verlieren, als er hoffen konnte, ihn durch glücklichen Erfolg noch zu erhöhen. Dürfen wir uns wundern, daß Friedrich, bey aller Hoheit seines Geistes, doch als Mensch erscheint, daß Alter und Körperschwä-

che

che auf ihn, wie auf andre Erdensöhne, wirk- 1778
ten? Enthält die Geschichte nicht der Beispiele mehrere, daß große Männer, im Felde wie im Kabinet, bey herannahendem Alter vor Unternehmungen zurückbebten, die sie in der Kraft der Jugend und des männlichen Alters mit Entschlossenheit und Muth vollführt hätten? Einer der ersten Feldherren des achtzehnten Jahrhunderts, Prinz Eugen von Savoyen, ist hiervon ein bekanntes Beispiel. Friedrich selbst war Zeuge der Hinfälligkeit, welche er in seinem lezten Feldzuge, dem ersten des königlichen Jünglings, bewies, wo, nach seinem Ausdruck, nur noch der Schatten des großen Eugen gesehen wurde [4]. Fast eben dieses konnte man jezt von dem Könige sagen. Er war so schwach, daß er nur mit äußerster Mühe wenige Schritte machen konnte, um sein Pferd zu besteigen. Nicht mit dem Muthe, mit dem seine Gegenwart in voriger Zeit alles um ihn her mit neuem Leben begeisterte, stellte er sich jezt an die Spitze der Truppen. Er war niedergeschlagen, traurig, unzufrieden mit allem, was ihn umgab. Sein Anblick erfüllte Jeden, der sich ihm nahte, mit

4) So sagt der König in den Mémoires de Brandebourg.

1778 beunruhigenden Empfindungen. So schildert ihn ein Mann, der den großen König nahe begleitete. Dieser fühlte selbst, daß er in seinem damaligen Zustande nicht fähig sey, den Krieg nach gewohnter Weise zu führen; diese Führung aber einem seiner Feldherrn zu überlassen, war ihm durchaus zuwider. In der That würde auch ein solcher Entschluß die verderblichsten Folgen fast unvermeidlich gehabt haben. Die Uebertragung des General-Kommando an irgend einen Andern wäre das Geständniß der Schwäche Friedrichs gewesen, und hätte die Furcht entfernt, mit der sein bloßer Name die Feinde erfüllte. Das Geheimniß, Friedrichs Geist sey erloschen, welches man jezt, ohne es selbst recht zu glauben, sich zuflüsterte, wäre zur allgemeinen Kunde gekommen, und diese Sage, durch Zusätze vergrößert, hätte die Kraft des Gegners verdoppelt, dem eignen Heere den Muth genommen. Auch würde Friedrich, wenn er der persönlichen Anführung des Heers entsagte, doch gewiß alle Schritte aus seinem Kabinet haben leiten wollen. Welcher Feldherr hätte in dem Bewußtseyn, vor einem solchen Richter alles, was er that und was er unterließ, rechtfertigen zu müssen, mit Muth und Geistes-Gegenwart zu handeln vermogt? Wir wagen es zu sagen, auch Prinz Heinrich, auch der Erbprinz von Braunschweig vermogten es nicht. Das

Be-

Bestreben, Fehler zu vermeiden, Vorwürfen zu ent- 1778
gehen, wäre das alleinige Ziel jedes Feldherrn gewesen. Nein, so lange Friedrich lebte, konnte kein Krieg Preußens gelingen, wo er nicht selbst anführte. Jeder Nachtheil, der unter seiner eigenen Leitung erfolgte, war auch nur durch ihn selbst zu verbessern, und, wie groß er auch seyn mochte, war er immer nicht vergleichbar dem Unglück, welches befürchtet werden mußte, wenn der König aus der Ferne die Unternehmungen leitete. Dieses fühlte Friedrich, und so beschloß er, für jezt nur so viel zu thun, als seine Kräfte erlaubten, und abzuwarten, ob im künftigen Jahre seine gestärkte Gesundheit etwas Größeres gestatten werde. Die schon oft gemachte Erfahrung, daß seine auch noch so sehr gesunkenen Kräfte sich wieder erholt hatten, machte dieses nicht unwahrscheinlich. Zugleich belebte ihn auch immer die Hoffnung, daß es gelingen werde, noch vorher die Irrungen gütlich beizulegen. Gerade weil er diese Aussicht immer unterhielt, wollte er den Krieg nicht mit äußerster Anstrengung führen, nicht den Sachen eine Wendung geben, die den Gegner vielleicht zum Nachgeben, vielleicht aber auch zur Verzweiflung bringen konnte, welche Kräfte giebt, deren Anwendung immer einen ungewissen Erfolg besorgen ließ. Mag Friedrich zwischen diesen verschiedenen Ansichten geschwankt

1778 schwankt haben, mag Unentschlossenheit durch sie bey ihm hervorgebracht seyn; immer bleibt sein Benehmen im Ganzen wahrhaft groß und verehrungswerth. Keine körperlichen Leiden und Beschwerden, keine Gefahr des Lebens und (was ihm gewiß noch mehr war) keine Besorgniß, daß sein Ruhm vermindert werden könnte, vermogten ihn abzuhalten, das zu unternehmen, was in der Stelle, auf der er stand, ihm anständig und als Pflicht erschien. Seine Vorsätze und Entschließungen waren die eines großen, edlen Regenten; seine ersten Entwürfe, die eines weitsehenden Geistes und kühnen Muthes. Nur in der Ausführung erscheint die Hinfälligkeit des Menschen!

Kaiser Joseph, voll Hoffnung, auf den Trümmern vom Ruhm des alten Gegners seines Hauses selbst den Ruhm eines großen Feldherrn zu erwerben, hatte die Kraft, seine Begierde zu zähmen, und, dem Rath seines Marschalls Lacy folgend, sich nur auf den Vertheidigungskrieg einzuschränken. Auch wenn es nur gelänge, Friedrichs Angriff zu vereiteln, schien schon ein sehr Großes erreicht zu seyn. Diesen Plan empfahlen auch noch andre Rücksichten. Der Kaiser konnte mit Gewißheit vermuthen, daß er werde angegriffen werden; aber die Seite, von der es geschehen werde, vermogte er nicht vorauszusehen, da die

Stel-

Stellung des preußischen Heers sowohl Böhmen als Mähren bedrohete. Joseph gab also seinen Heeren, die zu Anfang des Julius aus allen Theilen der weiten Monarchie zusammengezogen waren, und gegen 200,000 Mann betragen mochten, folgende Stellung. Das Hauptcorps, bey welchem der Kaiser selbst sich befand, wurde von Königsgräz bis Arnau und Hohenelb, am Fuße des Riesengebürges aufgestellt, so, daß es die Elbe mit ihren hohen, steilen Ufern vor sich hatte. Die natürliche Schuzwehr, welche diese Ufer darboten, war noch durch die stärksten Verschanzungen vermehrt, die zum Theil schon vor Ausbruch des Krieges angelegt, nun aber zur Vollendung gebracht waren. Zwar war die Vestung Pleß oder Josephsstadt damals noch nicht vorhanden 5), aber Königsgräz in solchem Stand gesezt, um 1778

5) Schon General Lloyd hatte in der ersten Ausgabe seines schäzbaren Werks (die 1766 erschienen) auf die Nothwendigkeit, in dieser Gegend eine Vestung anzulegen, gedrungen, auch noch eine andere vorgeschlagen, um einen aus Sachsen kommenden Feind aufzuhalten. Aber bereits früher hatte Friedrich selbst seinem Gegner eben diesen Rath gegeben. Wie nämlich bey den Hubertsburger Unterhandlungen Oesterreich auf der Rückgabe von Glaz bestand, mit der Bemerkung, dieser Posten sey durch die Natur seiner Lage zur Vertheidigung Böhmens, nicht Schlesiens, bestimmt, schlug der König die-

1778 um wenigstens mehrere Wochen sich halten zu können. Die Elbe höher hinauf schien die Natur jeden Angriff unmöglich zu machen, und so die Armee des Kaisers hinter diesen natürlichen und künstlichen Verschanzungen völlig im Stande, dem Vordringen des Feindes Einhalt zu thun. Nur dieses war der Plan Josephs und seines Feldmarschalls Grafen Lacy [6]). Dieser Feldherr

dieses ganz ab, zeigte aber seinem Minister Herzberg die beiden Punkte auf der Charte, an welchen der Besitzer von Böhmen Vestungen anlegen müsse, um einem Feinde das Eindringen zu erschweren. Er befahl ausdrücklich, diesen seinen Rath den österreichischen Bevollmächtigten mitzutheilen. Man versäumte die Befolgung. Aber im bayerschen Kriege fühlte man die Richtigkeit dieser Bemerkung, und, nachdem Kaiser Joseph II sich selbst durch eigene Untersuchung völlig von derselben überzeugt hatte, wurden im Jahr 1780 die Vestungen Josephsstadt und Theresienstadt gerade an den Punkten angelegt, die von Friedrich angegeben waren.

6) Dies ist der richtige Name; gewöhnlich wird er Lasey geschrieben. Er war 1725 geboren und ist 1802 gestorben. Ich bedaure, daß der mir unbekannte Verfasser einer kleinen Schrift: Huldigung, dargebracht den Manen des Feldmarschalls Grafen von Lacy. 1812, uns nicht eine vollständige Biographie dieses ausgezeichneten Feldherrn gegeben hat. Nach den wenigen Blättern zu urtheilen, scheint er nicht nur von allen historischen Umständen sehr wohl un-

herr stammt aus irländischem Geschlecht, von einem 1778
Vater, der im russischen Dienst grossen Ruhm erworben. Früh dem österreichischen Kriegsdienst gewidmet, hatte er im siebenjährigen Kriege, wo er theils General-Quartiermeister war, theils eigene Corps befehligte, seinem Namen hohe Achtung verschafft. Bald nach dem Frieden trat er an die Spitze des österreichischen Kriegswesens und wurde für den Mann gehalten, den Niemand in der Befestigungs- und Lagerkunde, und in der Kenntniß alles dessen übertreffe, was dazu gehört, um mit mindestem Aufwande eine Armee wohlgenährt und gekleidet, also thätig und gesund zu erhalten. Sein Hauptgrundsatz war, den Krieg weniger durch eignen Angriff, als dadurch glücklich zu führen, daß man den Feind außer Stand setze, uns anzugreifen, durch eine ausgedehnte, wohlgesicherte Vertheidigungs-Linie den feindlichen Fortschritten überall Hindernisse entgegenstelle, ihn durch vergebliches Anstrengen seiner Kraft ermatte, endlich zum muthlosen Rückzuge ihn zwinge. Gleich einem andern großen Meister der Kriegskunst 7) hielt er

Schlach-

unterrichtet, sondern auch der Mann zu seyn, um das Edle und Große ganz aufzufassen, was in dem Charakter von Lacy lag.

7) Dem Marschall von Sachsen. Dieser sagt: Schlachten liefern

1778 Schlachten vermeiden unter sehr vielen Umständen für einen sicherern Beweis eines großen Feldherrn, als Schlachten liefern. Gegen einen Feind, wie Friedrich, der durch kühnen und wohlbereiteten Angriff zu siegen gewohnt war, dessen Heer durch Unthätigkeit und Mismuth gewisser, als durch offene Schlacht aufgerieben werden konnte, war dieser Grundsatz wohl angewandt; auch ließ er Erfolg hoffen in einem dem Feldherrn genau bekannten Lande, wo das Heer hinter einem schwer zu passirenden Strom und hinter Felsen sich kräftig verschanzen konnte, wo die Linie, auf der es sich ausdehnte, nur so lang war, um jedem Punkte die Stärke, die er nach veränderten Umständen bedurfte, immer schnell geben zu können, endlich, wo fruchtbare Lande im Rücken alle Mittel reichlich darboten, um den eigenen Soldaten gegen Krankheit, Mangel und Unzufriedenheit zu sichern. Dagegen hatte zehn Jahre später die Anwendung eben dieses Grundsatzes gegen einen Feind von ganz anderer Art, in einem Lande von anderer Beschaffenheit verderbliche Folgen. Friedrich mußte aufgehalten, die Türken mußten schnell angegriffen

liefern ist oft nur ein Hülfsmittel, durch welches unwissende Feldherrn sich aus einer Verlegenheit ziehen; wenn sie gar nicht wissen, was sie thun sollen, lassen sie es auf eine Schlacht ankommen.

griffen und geschlagen werden. Die Verschanzungen 1778
in Böhmen waren ein Meisterwerk und hatten die bezielte Wirkung. Aber das Cordons-System in Ungarn flößte den Türken Muth ein und nahm ihn dem eigenen Heere. So erwarb das gleiche Verfahren dem Feldmarschall Lacy im Jahr 1778 Ruhm, das im Jahr 1788 die österreichischen Patrioten, vielleicht nicht mit Unrecht, tadeln und beklagen mußten. Immer beruhet der Werth dessen, was der Mensch thut, auf richtiger Beurtheilung der Umstände, unter denen er es thut!

Die Stärke der österreichischen Hauptarmee, die hinter der Elbe verschanzt stand, betrug 100,000 Mann. Rechts von derselben war zur Deckung Mährens, an den Ufern der March, zwischen Littau und Muglitz, auch in einer festen Stellung, ein Corps von 30,000 Mann aufgestellt unter Befehl des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen [8]), eines sächsischen Prinzen, der während des siebenjährigen Krieges in österreichische Dienste getreten, mit einer Tochter der Kaiserin-Königin vermählt war, das Herzogthum Teschen und die Statthalterschaft des König-

8) Geboren 1738.

1778 Königreichs Ungarn erhalten hatte. Güte und Menschlichkeit erwarben diesem Fürsten die Liebe und das Zutrauen der Armee. Neben ihm befand sich, bey dem mährischen Corps, der Feldmarschall Graf Haddik, ein Ungar von Geburt, ein Mann von Verdienst, den bereits im siebenjährigen Kriege muthvolle Entschlossenheit und Fähigkeit auszeichneten. Links von der Hauptarmee war, zur Beobachtung der Lausitz und Sachsens, ein Corps von 70,000 Mann bestimmt; seine Stellung war von Reichenberg, Gabel, Schluckenau, von da über die Elbe bis Leutmeritz, Duchs und Töplitz, dessen Befehlshaber der Feldmarschall Loudon 9) war. Von einem irländischen Geschlecht abstammend, war er in Liefland geboren, hatte von frühester Jugend an 10) sich dem russischen Kriegsdienst

9) Loudon wird gewöhnlich Laudon geschrieben. Er war geboren 1726, ist gestorben 1790. Wir haben eine wohlgeschriebene Lebensbeschreibung Loudons von Pezzl, Wien 1791, nach welcher Schlichtegroll in dem Nekrolog vom Jahr 1790 einen sehr anziehenden biographischen Abriß gegeben hat. Auch Hr. v. Hormayer hat einen solchen geliefert im österreichischen Plutarch, Wien 1807, 12tes Bändchen, der sehr verdient gelesen zu werden.

10) Er soll schon 1733 bey der Belagerung Danzigs gewesen seyn, welches doch kaum glaublich ist, da Loudon damals erst sieben Jahre alt war.

dienst gewidmet, und die merkwürdigen Feldzüge un- 1778
ter Graf Münnich gegen die Türken gemacht. Da er aber sich nachher zurückgesezt glaubte, ging er gleich bey Anfang der Regierung Maria Theresens in österreichische Dienste, und wurde bey den Croaten angestellt. Obgleich er im österreichischen Erbfolge-kriege sich ausgezeichnet, hatte er doch viele Mühe, im siebenjährigen gebraucht zu werden; aber er entwickelte nun seine grossen Talente so schnell, daß er während der ersten Jahre dieses Krieges bereits zu den höchsten Stufen emporstieg, und während der lezten an der Spitze der Heere stand. Seine mit Ueberlegung angefangenen, mit Kühnheit ausgeführten Unternehmungen wirkten wesentlich auf den Erfolg des Krieges, sie erwarben ihm das Wohlwollen seiner Monarchin, Verehrung und Zutrauen der Truppen und die Achtung seiner Gegner. Feurig und nach Thaten begierig stimmte er den Grundsätzen Lacy's nicht bey, deren Befolgung ihn selbst mehr als den Feind ermüdete. Er war für kühne und rasche Unternehmungen, um ein bestimmtes Ziel auf kürzestem Wege zu erreichen. Im Kriege gegen die Türken war er glücklicher als Lacy. Jezt mußte jedoch auch er dem angenommenen System sich fügen.

1778 Der Kaiser zog den größern Theil der in Mähren aufgestellten Truppen an sich, sobald er gewiß wurde, daß des Königs Hauptmacht gegen Böhmen gerichtet seyn werde. Diese Hauptmacht war in zwey Heere vertheilt; das eine unter seinem eigenen, das andere unter des Prinzen Heinrichs Befehl, jedes etwa 100,000 Mann stark. Bey dem erstern Heere befanden sich drey Neffen des Königs, der Prinz von Preußen, der bey diesem seinem ersten Feldzuge durch Richtigkeit des Blicks, gute Anordnungen und Thätigkeit in der Ausführung die Zufriedenheit seines großen Oheims, und das Vertrauen der Armee erwarb; — der Erbprinz, und der Prinz Friedrich von Braunschweig, Söhne der Schwester Friedrichs. Beide leztere hatten bereits im siebenjährigen Kriege, unter ihres väterlichen Oheims Herzog Ferdinands Leitung, Geist und hohen Muth bewiesen.

d. 5ten Jul. Unmittelbar nach den abgebrochenen Unterhandlungen rückte der König aus der Grafschaft Glatz bey Nachod in Böhmen ein. Der kleine Strich dieses Landes bis zur Elbe wurde ihm ohne Widerstand überlassen. Aber unmöglich konnte das Heer hier so viel Mittel des Unterhalts finden, daß nicht das Bedürfniß der Zufuhr aus Schlesien noch bedeutend geblieben wäre. Die Art, wie Friedrich mit dem

be-

besezten feindlichen Lande verfuhr, verminderte noch 1778
mehr die Subsistenz, die er aus demselben hätte ziehen können. Die Unlust, mit welcher der König diesen Krieg anfing, war so groß, daß er durchaus Alles vernachlässigte, was für den glücklichen Erfolg des Feldzuges nöthig war. Die Umstände, welche hiervon erzählt werden müssen, würden keinen Glauben verdienen, wären sie nicht allgemein bekannt geworden und auch durch einen Mann, dessen Wahrheitsliebe nicht bezweifelt werden kann [11]), der Nachwelt aufbehalten worden. Kein Generalstab war angestellt, Niemand war mit der Sorge für die mannichfachen Bedürfnisse des Heers beauftragt. Der König selbst, belastet mit der Führung des Krieges im Großen, zerstreut durch Geschäffte aller Art, sowohl der äußern Verhältnisse, als der innern Regierung seiner Staaten, dabey körperlich äußerst schwach, wollte doch unmittelbar für Alles selbst sorgen, was in einem Kriege mehrere Beamten fodert, die, ein Jeder mit gewissen Geschäfften beauftragt, dafür verantwortlich sind. Die verderblichsten Folgen waren unvermeidlich, und traten sehr bald ein. Die Läger wurden so abgesteckt, daß sie jeden Augenblick feindlichem Angriff ausgesezt waren.

11) Den Grafen Schmettau.

1778 Die Soldaten waren in denselben auf einander gehäuft, entbehrten Alles, was ihr mühvolles Leben erleichtern konnte. Für den Unterhalt und die mannichfachen Bedürfnisse des Heers war nicht gesorgt, es fehlte daher bald an Allem. Der König wurde jeden Augenblick mit Kleinigkeiten behelligt, seine üble Laune dadurch aufs Höchste gebracht und allen, die ihn umgaben und die durch diese Laune oft ungerecht litten, mitgetheilt. Der Krieger, welcher weder hinlängliche noch gute Nahrung, oft nicht einmal das schlechteste Lagerstroh erhielt, wurde aus Noth und Verzweiflung grausam gegen die armen Landbewohner. Diesen wurde durchaus Alles genommen; nicht nur Lebensmittel, sondern auch die Werkzeuge des Ackerbaues. Sogar die Wohnungen wurden niedergerissen und zur Feuerung gebraucht. Gegen Soldaten, welche das Elend, worin man sie versezte, zu Barbaren machte, waren keine Geseße der Kriegszucht anwendbar; doch Friedrich duldete nicht nur die Unordnungen, er schien selbst zu ihnen anfachen zu wollen. Es thut weh, es dem mehrmals angeführten Augenzeugen nacherzählen zu müssen; aber die Wahrheit fodert es. Wo der König hinkam und von obern Befehlshabern, zur Erhaltung der Ordnung, gestellte Salvegarden fand, ließ er dieselben abziehen mit den Worten: „die Leute müssen wissen, daß sie

den

den Feind in ihrem Lande haben." Ja er befahl 1778
ausdrücklich, die Soldatenweiber (welche es in solchen Fällen am ärgsten zu machen pflegen) mit auf die Fouragirung zu schicken [12]). Diese Unmenschlichkeit rächte sich bald auf eine sehr fühlbare Weise an dem, der sie übte. Die Einwohner, zur Verzweiflung gebracht, benuzten jede Gelegenheit, ihren Peinigern den bittersten Haß zu beweisen, oder sie flüchteten mit ihrem Vieh und allen Habseligkeiten, die sie retten konnten, über die Elbe. Die ganze Gegend war bald verheert und völlig ausgeplündert. Durch die Barbarey, mit welcher die Armee verfuhr, beraubte sie sich selbst aller der Mittel des Unterhalts, welche sie bey Kriegszucht und guter Einrichtung aus dem feindlichen Lande hätte ziehen können. Sie mußte dasselbe weit früher verlassen, als sonst nöthig gewesen wäre, und ehe es zu dem Rückzuge kam, erlag mancher brave Krieger den Krankheiten, welche Mangel und schlechte Nahrung nothwendig hervorbringen mußten; andere gingen zu der österreichischen

 Armee

12) Daß dieses nur Folge augenblicklicher unglückliche Stimmung war, erhellet daraus, weil der König, noch vor dem Einmarsch in Böhmen, seinen sämmtlichen Generals befohlen hatte, auf die strengste Disciplin unablässige Aufmerksamkeit zu richten, und an den Feinden in jedem Zustande Leutseligkeit zu üben.

1778 Armee über, welche in ausgedehnten, bequemen Quartieren mit allen Lebensmitteln wohl versorgt war. Wirklich verlor der König binnen fünf Wochen durch Krankheiten und Desertion über 7000 Mann. Er rückte so nahe als möglich an die Elbe, deren Ufer doch an der Seite, wo er stand, noch mit österreichischen Vorposten besezt blieb. Der größere Theil der Armee stand bey Nachod; der König selbst ging mit einem kleinern Corps mehr vorwärts, und nahm
d. 8ten Jul. sein Hauptquartier zu Welsdorf, wo es sechs Wochen hindurch blieb. Während dieser Zeit fielen täglich kleine Scharmützel zwischen den sich so nahe berührenden Heeren vor. Doch kaum war dieser unthätige Feldzug begonnen, als schon Maria Theresia einen auch Friedrich sehr willkommenen neuen Versuch machte, den Frieden wieder herzustellen.

Drit-

Drittes Kapitel.

Erneuerte Friedens-Unterhandlungen.

Man rechnete in Wien so fest auf des Königs kör- 1778
perliche Schwäche und auf seine Abgeneigtheit, sich in einen Krieg einzulassen, daß man, bis auf den lezten Augenblick der abgebrochenen Unterhandlungen, sich fest überzeugt hielt, es werde zum wirklichen Bruche nicht kommen. Sogar das Zusammenziehen seiner Heere in Schlesien und seine Erscheinung bey denselben sahe man nur als Demonstrationen an und glaubte gewiß, der König werde, auch aus politischer Rücksicht für die Höfe, die er sich geneigt zu erhalten wünschte, nicht angreifen. Wie er dieses aber dennoch that, wurde sogar der Kaiser selbst dadurch sehr überrascht. Noch größer aber war die Bestürzung in der Hauptstadt. Schon dachte man daran, die Kaiserin-Königin und ihren Hof durch Flucht nach Preßburg zu sichern. Es machte dieser Monarchin den größten Kummer, ihre Lande wiederum einem verderblichen, weit aussehenden Kriege ausgesezt zu sehen. Auch fürchtete sie

1778 als Mutter für das Leben zweyer Söhne, des Kaisers und Erzherzogs Maximilian, und eines Schwiegersohns, des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, die bey der Armee waren. Entschlossen, lieber ihren Ansprüchen auf Bayern ganz zu entsagen, wollte sie sofort das Aeußerste versuchen, um das drohende Unglück abzuwenden. Sie beschloß, einen Vertrauten an den König zu senden, dem sie auftrug, Alles anzuwenden, um Herstellung des Friedens und sofort einen Waffenstillstand zu bewirken.

d. 17ten Jul. Es erschien im Hauptquartier zu Welsdorf ein Fremder, der sich für einen Sekretair der russisch-kaiserlichen Gesandtschaft in Wien und mit Depeschen beauftragt angab, die er dem Könige selbst überreichen müsse. Als er zu dem Monarchen gebracht wurde, erklärte er sich für den Baron Thugut, einen schon damals rühmlich bekannten österreichischen Staatsmann, der in der Folge noch berühmter geworden ist. Er übergab ein Schreiben der Kaiserin-Königin, nebst einer Vollmacht zu neuen Unterhandlungen. In jenem äußerte Maria Theresia, wie schmerzhaft ihr der Ausbruch des Krieges sey, und wie sehr sie wünsche, sich über dessen Anlaß noch gütlich zu verständigen. Sie hoffte, hatte sie Thugut ausdrücklich aufgetragen zu sagen, es werde dem

König

König eben so leid thun, als ihr, sich einander die 1778
Haare auszuraufen, die schon das Alter gebleicht habe. Sie thue, ließ sie hinzusetzen, diesen Schritt ohne Wissen ihres Sohnes, des Kaisers, und bitte den König um das strengste Geheimniß. Dieser bezeugte seine Bereitwilligkeit, den Wünschen der Kaiserin-Königin zu begegnen. Thuguts Vorschläge waren folgende:

1) seine Monarchin wolle von dem, was sie in Bayern in Besitz genommen, nur so viel Land behalten, als eine jährliche Revenüe von einer Million Gulden abwerfe.

2) Es solle ihr aber frey stehen, dieses Land gegen andere ihr mehr gelegene Distrikte zu vertauschen, doch immer mit dem Beding, daß das Einkommen nicht über jene Summe gehe, daß Bayern nicht zertheilt würde, auch die österreichischen Besitzungen die Reichsstadt Regensburg, als den Sitz des Reichstages, nicht einschlössen.

3) Die Kaiserin-Königin wolle vereint mit dem Könige sich bemühen, ein billiges Uebereinkommen zwischen dem Churfürsten von der Pfalz und dem Churfürsten von Sachsen zu bewirken, so, daß lezterer als Allodial-Erbe befriediget werde.

Thu-

1778 Thugut sezte noch mündlich hinzu, im Fall des Einverständnisses über Bayern werde sein Hof dem künftigen Anfall der fränkischen Markgrafthümer an den preußischen Staat sich nicht widersetzen, vielmehr die Vertauschung derselben gegen dem Könige besser gelegene Lande, entweder die Lausitzen, oder auch das Herzogthum Mecklenburg, gern befördern. Der König machte dem österreichischen Bevollmächtigten sofort bemerklich, wie sein Hof Dinge vermenge, die gar nichts mit einander gemein hätten, nämlich sein ganz unstreitiges Recht, die fränkischen Markgrafthümer, bey dereinstigem Anfall, mit seinen Staaten zu vereinigen, und Oesterreichs Anmaaßung, einen Theil von Bayern an sich zu reissen, an welches es gar kein Recht habe. Wenn man sich verständigen wolle, sagte er, müsse von solchem Vergleich gar keine Rede seyn; aber vor Allem sey nöthig, daß der Wiener Hof, was er gewaltsam genommen, wieder herausgebe, und das deutsche Reich gegen ähnliche Handlungen willkührlicher Gewalt für die Zukunft gesichert werde. Was den Tausch der fränkischen Markgrafthümer betreffe, so müsse derselbe ganz freiwillig geschehen, und solle durchaus kein Fürst dazu gezwungen werden. Nur unter dieser Bedingung, sagte der König, werde der Tausch ihm angenehm seyn; doch, sezte er hinzu, wenn es dazu kommen sollte, könnte

die

die eventuelle Huldigung bereits jezt an beiden Seiten 1778
den künftigen Beherrschern geleistet werden. Dieser Zusaz beweist, wie angenehm der vorgeschlagene Erwerb eines ihm gelegenen Landes dem Könige allerdings war. Nur das größere Interesse, vor Allem die Verfassung Deutschlands zu sichern, lag ihm noch mehr am Herzen; dieses Interesse allein hielt ihn ab, sich auf eine Idee einzulassen, die für seinen Staat so vortheilhaft war. Noch fügte der König den gemachten Vorschlägen einige Punkte hinzu, über die man sich gleichfalls verständigen müsse, nämlich den Erlaß der böhmischen Lehnrechte in Sachsen und einige Befriedigung des Hauses Mecklenburg. Das Resultat der Unterredung mit Thugut war, daß der König sich zu neuen Unterhandlungen sehr willig erklärte. Er wolle, sagte er, sofort seine Minister von Berlin kommen lassen, und diese sollten bereit seyn, mit dem österreichischen Bevollmächtigten zu unterhandeln, wenn dieser mit noch bestimmtern Instruktionen seiner Monarchin auf die ihm vom Könige gemachten Aeußerungen zurückkommen werde. Baron Thugut reiste nach Wien zurück und die preußischen Minister, Graf Finkenstein und Herzberg, kamen, auf Befehl des Königs, in Frankenstein an, wo sie jenes Rückkunft abwarteten. Um die Unterhandlung zu fördern, und ihr einen bestimmten Charakter zu geben, schrieb der Kö-

den 24sten Jul.

den 28sten Jul. 1778 König noch einmal an die Kaiserin-Königin, und legte, ohne Zweifel nach Herzbergs Rath, einen neuen Entwurf zum Vergleich vor, der in der That des Königs lebhaften Wunsch, den Frieden herzustellen, sehr deutlich beweiset. Nach diesem Entwurf sollte der Wiener Hof einen Distrikt von Bayern erhalten, der von Passau an, längst dem Inn und der Salza, bis Wildshut an der Salzburgischen Gränze sich erstreckt, dagegen aber allen Rechten über die böhmischen Lehen in der Oberpfalz und in Sachsen entsagen, und eine Million Thaler an den Churfürsten von Sachsen zahlen. Lezterer sollte auch als Allodial-Besitzungen das Fürstenthum Mindelheim in Schwaben, und die Herrschaft Rothenberg in Franken erhalten. Alle übrigen bayerschen Lehen sollten wieder dem pfälzischen Hause verliehen, doch die Herzoge von Mecklenburg entweder durch eins dieser Lehen, oder auch durch das von ihnen gewünschte privilegium de non appellando (Befreiung von der Gerichtsbarkeit der Reichsgerichte) für ihre Ansprüche entschädiget werden. Hauptbedingung bey Allem war, daß keiner der zwischen den verschiedenen Interessenten streitigen Punkte auf eine künftige Unterhandlung verwiesen, sondern alle sofort, unter Mitwirkung des Königs, gänzlich und für immer verglichen würden. Dieser Monarch verlangte für sich

selbst

selbst nichts, als daß der Wiener Hof den von ihm 1778
ganz unbefugt gedroheten Widerspruch der dereinstigen Vereinigung der fränkischen Markgrafthümer zurücknehme, auch, im Fall ein freiwilliger Tausch derselben gegen die Lausitzen zu Stande kommen sollte, alsdann die Kaiserin-Königin, ihrem eigenen Erbieten gemäß, den böhmischen Lehns- und Rückfalls-Rechten entsage.

Dieser Plan, so nachgebend er auch von Friedrichs Seite war, konnte doch in Wien nicht Beifall finden. Der Kaiser hatte die von seiner Mutter im Augenblick des ausgebrochenen Krieges wieder angefangene Unterhandlung mit höchstem Unmuth vernommen. Er schrieb dieser Monarchin: wenn sie auf so nachtheilige Bedingungen Frieden schliessen wolle, werde er nicht nach Wien zurückkehren, noch je sich seiner Mutter wieder nähern, sondern in Aachen, oder irgend einer andern freien Reichsstadt, nach Sitte der alten Kaiser, seine Residenz nehmen. Tief betrübt über diese Gesinnungen ihres ältesten Sohns berief Maria Theresia den zweiten, Großherzog Leopold von Toskana, zu sich und schickte ihn zur Armee, um Joseph zu besänftigen. Die Folge war, wie Friedrich sagt, daß beide Brüder, welche bisher in gutem Verständniß gelebt hatten,

1778 sich entzweiten. Auch bey Kaunitz fand Maria Theresia keinen Beistand gegen den kriegerischen Sinn ihres Sohns. Diesem Minister lag mehr daran, sich in der Gunst des Mitregenten zu befestigen. So sahe die Kaiserin-Königin sich genöthiget, Friedrich zu
d. 1sten Aug. antworten: in dem Augenblick, wie Thugut habe zurückreisen sollen, um Erläuterungen zu geben, von denen sie die Herstellung des Friedens gehofft hätte, erhalte sie den neuen Plan des Königs, der Alles abändere, und sie bedürfe nun noch einiger Zeit, ehe sie ihren Bevollmächtigten mit einer Erklärung über diesen Plan abfertigen könne.

den 10ten Aug. Thugut kam jedoch bald wieder zu Welsdorf an. Ohne irgend eine Erklärung über des Königs lezten Vergleichsplan zu geben, legte er das Erbieten seiner Monarchin vor, Friedrichs Hauptverlangen zu erfüllen. Sie wolle, sagte er, den Churfürst Carl Theodor von der am 3ten Januar eingegangenen Convention ganz entbinden, alle bayersche und oberpfälzische Lande wieder herausgeben, unter der alleinigen Bedingung jedoch, daß dagegen der König für sich und seine Nachkommen dem dereinstigen Rückfall der fränkischen Markgrafthümer für so lange Zeit, als jüngere Prinzen des Hauses Brandenburg vorhanden seyn würden, bündigst entsage. Der König verwarf

ohne Anstand diesen Vorschlag aus dem schon ange- 1778
führten Grunde, daß die inneren Verhältnisse seines
Hauses keinen Dritten etwas angingen und mit einem
unrechtmäßigen Anspruche des österreichischen Hauses
nie gleich behandelt werden könnten. Wenn, erklärte
er, die Kaiserin-Königin auf diesem Vorschlage be-
stehe, könne gar keine Unterhandlung angefangen
werden. Wie aber hierauf Thugut sich zu noch an-
dern Vorschlägen bevollmächtigt zu seyn erklärte,
verwies der König ihn an seine Minister, die in dem
nicht weit entfernten Kloster Braunau seiner warte- den
ten. Hier wurde nun die neue Unterhandlung ange- 13ten Aug.
fangen. Thugut brachte noch einmal den schon dem
Könige gethanen Vorschlag vor, auf welchen aber die
preußischen Minister, da er von ihrem Herrn bereits
völlig verworfen war, sich gar nicht einlassen konnten.
Der österreichische Bevollmächtigte eröffnete nun einen
andern Vergleichsplan. Die Kaiserin-Königin ver-
lange, in Rücksicht ihrer gemachten Ansprüche, nur
einen solchen Theil von Bayern, der eine Million
Gulden jährlicher Einkünfte ertrage. Es sollte ihr
jedoch dasjenige Stück von Bayern abgetreten wer-
den, das zwischen einer Linie begriffen sey, die von
Kufstein in Tyrol ohngefähr durch die Mitte des Lan-
des über Wasserburg, Landshut, Waldmünchen bis
an die Gränze von Böhmen gezogen würde. Die

1778 Einkünfte dieses Landestheils sollten nach dem bisherigen Ertrage von österreichischen, bayerschen und zweybrückschen Commissarien ausgemittelt und Alles, was über Eine Million Einkünfte gehe, durch andre Besitzungen, deren Einkünfte auf gleiche Weise nach bisherigem Ertrage berechnet würden, ersezt werden. Entweder österreichische Besitzungen in Schwaben oder in den Niederlanden wurden zu solchem Ersatz angeboten, und wenn der Ertrag derselben dem Ertrage des abzutretenden Theils von Bayern nicht gleich käme, sollte das Fehlende dadurch ausgeglichen werden, daß der Wiener Hof einen verhältnißmäßigen Theil der bayerschen Landesschulden übernähme. Die Befriedigung des Churfürsten von Sachsen sollte unter gemeinsamer Mitwirkung der Kaiserin-Königin und des Königs geschehen, und jene wollte ihren lehnsherrlichen Rechten in Sachsen entsagen. Das Herzoglich Mecklenburgsche Haus sollte eins der bayerschen Reichslehne erhalten; überdem wolle Maria Theresia nicht nur allem Widerspruch gegen den künftigen Anfall der fränkischen Lande entsagen, sondern auch deren Vertauschung durch Aufgebung ihrer Lehns- und Rückfalls-Rechte an die Lausitzen befördern.

Die preußischen Minister, nachdem sie die Befehle des Königs eingeholt, erklärten diesen Vor- den 15ten Aug.

schlag

schlag für durchaus unannehmlich. Wenn, sagten 1778
sie, die Kaiserin-Königin irgend wirkliche Ansprüche an Bayern machen könnte, so müßten diese auf einen gewissen, namentlich zu bestimmenden Theil dieses Landes gehen. Auf Revenüen, nach dem Maaßstabe des Ertrages in neuerer Zeit, seyen solche Ansprüche gar nicht denkbar. Da aber, wie hinlänglich bewiesen sey, diese Monarchin durchaus kein Recht zu irgend einem Theile von Bayern habe, so könne sie auch, in Rücksicht solchen Rechts, nicht einen Landestheil von einem bestimmten Ertrage verlangen, ohne für denselben dem pfälzischen Hause, wenn es ihn freiwillig abtreten wolle, vollkommenen Ersatz anzubieten. Auch würde bey jedem Tausch nach solchem ganz ungewöhnlichen Maaßstabe des bisherigen Ertrages der Vortheil gar zu sehr auf der Seite von Oesterreich seyn, als daß man ihn annehmen könne. Denn da die Finanz-Verwaltung in Bayern bisher unvollkommener, als vielleicht in irgend einem deutschen Lande gewesen; so würde es der österreichischen Regierung leicht werden, aus dem abgetretenen Distrikt einen weit bedeutendern Ertrag herauszubringen, als er bisher gegeben habe, und das pfälzische Haus könnte dafür in einem Distrikt, der durch die österreichische Verwaltung bereits zum möglichsten Ertrage gebracht worden, keinen Ersatz finden. Ueberdem

1778 schen kleine, abgelegene nicht mit einander zusammenhängende Landstriche kein Aequivalent für die Abtretung des verlangten, wohl zusammenhängenden, fruchtbaren an der Donau, Inn und Salza belegenen Strichs von Bayern, der Tyrol mit Böhmen verbinden solle, auch die höchst wichtigen Salzwerke einschließe, welche Bayern nicht entbehren könne, dessen übrig bleibender Theil überhaupt durch diese Abreißung des bessern in eine ganz vollendete Abhängigkeit von dem übermächtigen Nachbar kommen würde. Aus allen diesen Gründen, schlossen die preußischen Minister, könne ihr König auf Vorschläge, durch welche der Hauptzweck, den er bey der Unterhandlung gehabt, durchaus nicht erreicht würde, sich gar nicht weiter einlassen, und da alle seine Bemühungen, die entstandene Irrung auf eine gerechte und doch immer dem Wiener Hofe sehr vortheilhafte Art beizulegen, fruchtlos gewesen, so müsse er abwarten, daß veränderte Grundsätze künftig einen glücklichern Erfolg der Unterhandlungen herbeiführten.

Der Baron Thugut schien eine so baldige gänzliche Abweisung seiner Vorschläge nicht erwartet zu haben. Noch an demselben Tage, wo er die preußische Antwort erhalten, machte er einen neuen Versuch, diese Vorschläge dadurch annehmlich zu machen, daß er mit

mit einem ungleich kleinern Stück von Bayern [1]), 1778
als er vorher verlangt, doch übrigens unter denselben Bedingungen, sich befriedigen zu wollen erklärte. Die preußischen Minister wiesen auch dieses zurück mit der bestimmten Aeußerung, daß der König auf die bey Thuguts Vorschlägen angenommenen Grundsätze sich nicht einlassen könne. So wurde diese Unterhandlung am dritten Tage nach ihrer Eröffnung bereits wieder abgebrochen. Finkenstein und Herzberg kehrten sofort nach Berlin zurück, und Thugut, nachdem er vergeblich sich bemüht hatte, noch unmittelbar mit dem Könige zu unterhandeln, mußte auch seine Rückreise antreten.

1) Der zuerst verlangte Distrikt betrug mehr als die Hälfte, der in der zweiten Proposition verlangte ohngefähr zwey Fünftel von ganz Bayern.

Viertes Kapitel.

Fortgesezte Kriegs-Unternehmungen.

1778 Während dieser Unterhandlungen, welche ohne Mitwissen des Kaisers angefangen, und ohne seine Billigung geführt worden, war kein Waffenstillstand geschlossen, also auch der kleine Krieg nicht unterbrochen worden [1]. Der König beschäfftigte sich nun mit dem Entwurf, irgendwo über die Elbe zu gehen, dem Feinde in den Rücken zu kommen und mit der Armee des Bruders, Heinrich, sich in Verbindung zu setzen. Er versichert uns aber selbst, die steilen Ufer des Flusses und die Verschanzungen des Feindes haben es schlechterdings unmöglich gemacht, diesen Entwurf auszuführen. Ein Mann, dessen Urtheil glaubwürdig ist [2], widerspricht dieser Behauptung. In den Gegenden, sagt

1) Der König hatte indeß in seiner Antwort auf den ersten Antrag der Kaiserin-Königin die Versicherung gegeben, er werde alle seine Schritte so abmessen, daß die Monarchin ohne mütterliche Besorgniß seyn könne.

2) Graf Schmettau.

sagt er, wo die Elbe noch nicht weit von ihrer Quelle 1778
entfernt ist, senken sich ihre Ufer in sanftem Abhang hinab, und wenn der Strom nicht durch starken Regen auf kurze Zeit angeschwellet wird, ist er sehr leicht zu durchwaten. Dieses leztere war wirklich im Sommer des Jahrs 1778 fast immer der Fall, und also eine sehr thunliche Sache, an mehrern Stellen über die Elbe zu kommen. Wäre dieses gelungen, so hätte Friedrich mit einem Theil des Heinrichschen Heers vereint, während der Bruder mit dem übrigen Theil den Marschall London beschäfftigte, über Bunzlau und Brandeis bis Prag vorrücken und den Kaiser nöthigen können, entweder den besten Theil Böhmens preis zu geben, oder seine verschanzte Stellung zu verlassen und es auf eine Schlacht ankommen zu lassen. Aber ein Entwurf dieser Art, behauptet Graf Schmettau, war nie wirkliche Absicht des Königs; nur um die Unzufriedenheit seines Heers über die unthätige und beschwerdevolle Lage, worin es ohne allen Nutzen gehalten wurde, einigermaaßen zu beruhigen, unterhielt Friedrich die Meinung, daß er sich mit Angriffs-Planen und dem Uebergange über die Elbe beschäfftige. Wäre dieses wirklich seine Absicht gewesen, würde er sie besser zu verbergen, und den Feind zu überraschen gesucht haben; aber seine Aeusserungen, in der Gegend von Hohenelb den

1778 Uebergang versuchen zu wollen, waren so laut, die Anstalten wurden so öffentlich, und doch zugleich so äußerst langsam gemacht, daß es schien, der König habe nur den Gegner aufmerksam machen und ihm den Fleck andeuten wollen, wo er alle Mittel des Widerstandes anhäufen müsse.

So viel Achtung dieses Urtheil eines kundigen Augenzeugen auch immer verdient, so finden wir es doch wahrscheinlich, der König habe sein Heer, seinen Bruder und durch seine Schriften auch die Nachwelt über seine gehabte Absicht nur deshalb getäuscht, weil er sich selbst zuerst täuschte. Das leidende Verhalten, welches Friedrich in diesem Feldzuge bewies, war seinem Geiste und dem durch seine frühern Kriege bewährten Charakter durchaus zuwider. Der von ihm entworfene Operations-Plan beweist hinlänglich, daß dieser Geist noch nicht erloschen, dieser Charakter noch immer derselbe war. Unmöglich konnte es seiner Einsicht entgehen, wie nachtheilig es für seinen Ruhm und für seinen Zweck sey, mit den gesammelten großen Kräften nichts zu thun. Gewiß sah Niemand besser als er, daß, je sehnlicher er ein schnelles Ende des Krieges wünsche, um so mehr sey es wichtig, durch eine kraftvolle Unternehmung in das Innere der feindlichen Staaten einzudringen, und den Friedens-Neigungen

der

der Kaiserin-Königin das Uebergewicht über den 1778
kriegerischen Sinn ihres Sohns zu verschaffen. Gewiß fühlte er sehr wohl, daß, wenn er jezt, ohne irgend Etwas ausgerichtet zu haben, sich wieder zurückziehe, dieses den Muth des österreichischen Heers eben so sehr beleben, als den des seinigen schwächen müsse; er fühlte, daß er in dem nächsten Feldzuge es noch ungleich schwerer finden werde, dasienige auszuführen, was er in dem jezigen aufgeben müssen. Diese Betrachtungen machen es höchst wahrscheinlich, daß Friedrich, so sehr auch sein Geist durch körperliche Leiden geschwächt war, dennoch den Vorsatz, einen Angriffskrieg zu führen, wirklich gehabt habe, und es ihm mit dem Uebergang über die Elbe Ernst gewesen sey. Aber die Schwierigkeiten dieses Unternehmens stellten sich seiner Einbildungskraft sehr groß, vielleicht noch größer vor, als sie wirklich waren, und dieses immer mehr, je näher der Augenblick entscheidenden Handelns kam. So wenig wir auch die Wahrheitsliebe des oft angeführten Augenzeugen bezweifeln, so wagen wir doch zu behaupten, daß die Schwierigkeiten des Uebergangs für Friedrichs Heer in den Umständen, worin es sich befand, doch in der That größer waren, als jener sie vorstellt. Nicht allein die Beschaffenheit des Stroms brachte sie hervor, sondern vorzüglich der Umstand, daß der

1778 Uebergang unter den Augen eines zahlreichen, wohlgerüsteten, unangreifbar verschanzten Feindes, der alle Vortheile der Gegend für sich hatte, bewirkt werden mußte. Wurde Friedrich zurückgeschlagen, so kam sein Heer in die äusserste Verlegenheit. Ohne alle Mittel sich in dem völlig ausgezehrten Theile von Böhmen auch nur kurze Zeit zu halten, mußte er im eigenen Lande Zuflucht suchen und dort den siegenden Feind erwarten, der von mehr als einer Seite vordringen konnte. Auch wenn der Angriff nur halb mislang, immer wurde der Gegner dadurch muthiger, den Kampf fortzusetzen und Friedrichs Hauptzweck, ein Friede, der Bayern rettete, schwerer zu erreichen. Solche Möglichkeiten stellten sich Friedrichs Geiste dar, und bewogen ihn, seinen Ruhm, die Erhaltung seines Heers, das Wohl seiner Lande nicht von dem äusserst mislichen Erfolg eines kühnen Unternehmens abhangen zu lassen, das er zwanzig Jahre früher vielleicht mit weniger Bedenklichkeit gewagt, vielleicht auch mit Glück durchgesezt hätte. Friedrich war Mensch, können wir uns wundern, ihn als solchen empfinden und handeln zu sehen?

Sein folgendes Betragen liefert noch mehr Beweise dieser Schwäche des Menschen. Nach der Versicherung des Grafen Schmettau war das Lager

vom

vom Könige selbst so schlecht gewählt, daß seine Ar- 1778
mee und er selbst sich in beständiger Gefahr eines feindlichen Ueberfalls befanden. Die einzelnen Abtheilungen des Heers waren durch tiefe Defileen getrennt, und im Fall der Noth nicht im Stande, sich gegenseitig zu unterstützen. Sogar zwischen der großen Armee bey Nachod, und dem kleinen Corps, mit welchem der König selbst bey Welsdorf stand, war gar keine freie Communikation, und das Hauptquartier konnte aufgehoben werden, ohne daß die übrige Armee sich schnell genug in Bewegung zu setzen vermogte. Das Lager des Königs erstreckte sich bis dicht an einen großen Wald, in welchem die Vorposten des Feindes waren, und dieser konnte hinter dem Walde ganz unbemerkt eine bedeutende Macht aufstellen, das preußische Lager überraschen, und in das ärgste Gedränge bringen.

Sehr natürlich ist hier die Frage: warum benuzte denn der Feind nicht alle diese Fehler zu seinem Vortheil? Unbekannt konnten sie ihm doch nicht bleiben, denn dieser Feind war im eigenen Lande und hatte die genaueste Kenntniß desselben; keine Bewegung im preußischen Lager konnte ihm entgehen. Die ihrem Landesherrn treu ergebenen, gegen die Preußen äußerst erbitterten Unterthanen waren trefliche

Spione;

1778 Spione; warum machten der Kaiser und sein Feldmarschall Lacy gar keinen Versuch zu Unternehmungen, welche unter den vorhandenen Umständen so glücklichen Erfolg versprachen? Nur die Ansicht der Dinge, welche diese Feldherren einmal gefaßt hatten, kann erklären, was allerdings auffallend ist. Bey aller Begierde, sich mit Friedrich zu messen, hatte Joseph doch einen so hohen Begriff von dessen großen militairischen Talenten, daß er ihm Fehler, wie sie wirklich begangen wurden, nicht zutraute, und hinter dem, was unverzeihliche Nachlässigkeit schien, List und Absicht besorgte. Lacy bestärkte ihn in dieser Meinung. Dieses Feldherrn fester Grundsatz war nun einmal, seinen Gegner durch Unthätigkeit zu ermatten. Diesem Zwecke opferte er jede Gelegenheit auf, durch glänzenden, aber immer blutigen Sieg der Fehde ein schnelles Ende zu machen. Stand Loudon dem Könige gegenüber, höchst wahrscheinlich handelte er anders. Friedrichs Ruhm und Preußens Glück wären dann in größte Gefahr gekommen.

Am 15ten August verließ der König das Hauptquartier zu Welsdorf und nahete sich den hohen Gebirgen, wo allein er den Uebergang über die Elbe vielleicht möglich hielt. Am 26sten war das Hauptquartier zu Lauterwasser, wo der Gedanke dieses

Ueber-

Uebergangs, wegen der für unübersteiglich erklärten 1778
Schwierigkeiten, ganz aufgegeben und jeder weitern
Unternehmung entsagt wurde. Friedrich schränkte
sich von jezt an darauf ein, nur noch so lange wie
möglich in Böhmen zu bleiben, und alle in dem von
ihm besezten Striche dieses Landes noch für Menschen und Vieh aufzutreibende Lebensmittel völlig
aufzuzehren. Er wollte hierdurch nicht nur das eigene Land schonen, sondern auch, so viel ihm immer
möglich war, dem Feinde die Mittel abschneiden,
nach seinem Rückzuge ihm nachzufolgen und in Schlesien einzudringen. Das Gesetz des Krieges machte
diesen Entschluß vielleicht nothwendig, aber dessen
Ausführung war grausam, nicht nur für das feindliche Land, sondern auch für das eigene Heer. Denn
wirklich war das Land schon fast völlig ausgeplündert, und da es nicht mehr so viel Lebensmittel liefern konnte, als auch nur die kärglichste Erhaltung
von Menschen und Vieh foderte, die Zufuhr aus
Schlesien aber äusserst beschwerlich war; so brachte
dieses in der preußischen Armee das größte Ungemach, und den höchsten Grad von Mismuth und
Verzweiflung hervor. Die Pferde konnten nicht
mehr die Reuter tragen, sondern mußten von ihnen
mühsam fortgeführt werden. Die Wege, auf welchen das preußische Heer sich fortzog, waren durch

ge-

1778 gefallene Pferde bezeichnet; böse Krankheiten rissen unter den Truppen immer mehr ein und rafften sehr viele Menschen weg. Indeß waren alle Vorstellungen, welche man nur furchtsam dem übelgelaunten Könige zu machen wagte, ganz vergebens. Er bestand darauf, sein Heer müsse noch ferner aus Böhmen seinen Unterhalt ziehen. Mit Härte wies er Jeden ab, der ihm die Unmöglichkeit und die höchst unglücklichen Folgen seines Entschlusses zu beweisen unternahm. In einem Augenblicke der übelsten Stimmung über die nicht aufhörenden Klagen wegen Mangels der Fourage behauptete er, seine eigene Suite sey Schuld an diesem Mangel, da sie Alles ausplündere. Er befahl, die wenigen Personen, welche seine Suite ausmachten, sollten sofort alle Fourage, die sich bey ihnen fände, vor die Thür seines Quartiers schaffen lassen, und zugleich ließ er die reitende Artillerie, welche ihn so eben mit ihren Klagen bestürmt hatte, eben dahin bestellen, um Fourage ausgetheilt zu bekommen. Der sonderbare Befehl mußte vollzogen werden. Der kleine Vorrath wurde von des Königs Thür gebracht, die Artilleristen stritten sich unter seinen Augen um die einzelnen Heubunde, und kehrten, die meisten leer, alle höchst mismüthig zurück [3]). Am 8ten Septbr. wurde von Lau-

3) Graf Schmettau, der selbst zu der Suite gehörte, erzählt

Lauterwasser wieder aufgebrochen. Das anhaltende 1778
Regenwetter machte den Zug durch die fast ganz un-
gangbaren Bergengen immer schwieriger. Mit un-
endlicher Mühe wurde die Artillerie fortgebracht.
Der Feind verfolgte, so viel die Beschaffenheit des
Bodens es nur immer erlaubte, die Abziehenden.
Die Beschwerden waren wirklich ganz unglaublich.
Dennoch wurde der Rückzug mit Ordnung vollbracht;
vorzüglich zeichnete der Prinz von Preußen sich hier-
bey aus, und erwarb sich die vollkommenste Zufrie-
denheit seines königlichen Oheims. Mit erheitertem
Gesicht vernahm dieser die Berichte über die von sei-
nem Neffen getroffenen Anordnungen, und erkundigte
sich genau nach den kleinsten Umständen derselben.
Noch bey keiner Gelegenheit in diesem Feldzuge war
bey Friedrich so viel gute Laune bemerkt, als er bey
dieser zu erkennen gab. Es war ein rührender An-
blick, wie der König den Prinzen, nach diesem ge-
gebnen Beweise seiner Einsicht und muthvollen
Tapferkeit, zum ersten Mal wieder sah. Friedrich
umarmte ihn zärtlich, im Beiseyn vieler Generale
und Staabsofficiere, und bezeugte ihm öffentlich die
Achtung, die sein Betragen verdient habe. Alle
Anwesenden vergossen Freudenthränen. Es war ein
schö-

zählt dieses, die üble Laune des Königs so stark cha-
rakterisirende Faktum.

1778 schöner Augenblick für den König, für den Prinzen und für die Armee, die mit lebendigem Vertrauen zu dem erfüllt ward, der sie einst anführen sollte. Am 21sten September war endlich die äußerste Gränze Böhmens erreicht, wo der König sein Hauptquartier zu Schatzlar nahm.

Zu eben der Zeit, wie der König in Böhmen einbrach, sezte auch sein Bruder Heinrich mit dem theils in der Mark Brandenburg, zwischen Berlin und Cottbus, theils im Magdeburgischen zusammengezogenen Heere sich in Bewegung, um durch Sach- d. 1sten Jul. sen in Böhmen einzudringen, besonders auch, um Dresden gegen einen feindlichen Angriff zu sichern [4]. Mit zwey Märschen konnten die Oesterreicher diese Hauptstadt erreichen, und es wäre für sie von höchster Wichtigkeit gewesen, hier den Preußen zuvorzukommen. Vielleicht wäre der Churfürst gezwungen worden, ihre Parthey zu nehmen, wenigstens sich neu-

4) In Beschreibung dieses Feldzugs folge ich vorzüglich, doch mit Benutzung auch andrer Nachrichten, dem Journal de l'armée prussienne et saxonne aux ordres du Prince Henri en 1778 par Fallois, dem zuverlässigsten Berichte, welcher über diesen Feldzug, dem der Verfasser selbst beigewohnt, bekannt geworden ist. Er findet sich als Anhang im Traité de la castrametation par Fallois. à Dessau 1781.

neutral zu erklären. In jedem Falle wäre es ihnen 1778 wahrscheinlich gelungen, den preußischen Einbruch in Böhmen von dieser Seite zu hindern, und also den Krieg in fremdem Lande zu führen. Um diesem vorzukommen, mußte Prinz Heinrichs Armee äußerst schnell und zugleich äußerst geheim sich nähern. Beides wurde erreicht. Binnen acht Tagen waren die verschiedenen von Cottbus, Berlin, den Ufern der Elbe und Saale aufgebrochenen Colonnen bey Dresden vereint. Ihre Bewegungen und alle dazu erfoderlichen mannichfachen Vorbereitungen waren so sehr in der Stille betrieben, daß man in Dresden selbst die bevorstehende Ankunft des Heers erst zu Mittag des Tages erfuhr, an dessen Abend der Vortrab unter General Möllendorf wirklich ankam. Der an der Gränze Böhmens, kaum drey Meilen von Dresden entfernt stehende österreichische General Sauer erfuhr erst zwey Tage nachher, daß Prinz Heinrichs Armee ihm so nahe sey. Der sächsische Churfürst sahe ein, daß abgesonderte Operationen seines eigenen Heers für das gemeinsame Beste nicht zweckmäßig seyn würden; er hatte also den guten Gedanken, dasselbe ohne alle Einschränkungen den Befehlen des Prinzen Heinrich, der mit Recht sein vollkommnes Vertrauen besaß, zu übergeben. Das preußische Corps nahm nahe bey Dresden seine Stellung, theils

d. 8ten Jul.

1778 in einem Lager, theils aber, um die bevorstehende Erndte möglichst zu schonen, in Dörfern. Des Prinzen Hauptquartier war in dem Dorfe Planen. Die Sachsen kantonirten zwischen Pirna und Maxen. Das preußische Corps wurde auf 90,000, das sächsische auf 23,000 Mann geschäzt. Der so ungemein schnelle Marsch hatte Menschen und Pferde sehr ermattet, und ein österreichischer Angriff in den ersten Tagen nach der Ankunft würde in große Verlegenheit gesezt haben. Aber dieser Angriff erfolgte nicht, und der Prinz gewann Zeit, seine Truppen sich erholen zu lassen, ehe er mit ihnen gegen Böhmen aufbrach.

Bereits im siebenjährigen Kriege hatte Prinz Heinrich den Ruhm eines großen Feldherrn erworben, der, auch in den schwierigsten Umständen, gegen überlegene Feinde mit geringen Mitteln immer sich mit glücklichem Erfolg behauptet hatte. Sein königlicher Bruder selbst gab ihm das Zeugniß, er sey der einzige, welcher während dieses Krieges gar keinen Fehler gemacht habe. Er hatte jezt mehrere meistens in der Schule des siebenjährigen Krieges gebildete Generale unter sich, Platen, Kleist, Kalkstein, Möllendorf, Belling, den Prinz Friedrich Adolph von Anhalt-Bernburg und den jüngsten braunschweigischen Prinzen

zen

zen Leopold. Das sächsische Corps war vom Gra- 1778
fen Solms, gleichfalls im siebenjährigen Kriege gebildet, und vom Grafen Anhalt, der noch vor Kurzem aus dem preussischen in den sächsischen Dienst übergegangen war, befehligt. Dem Heinrichschen Corps gegenüber in Böhmen stand der schon geschilderte Feldmarschall Loudon, von dessen kühner Entschlossenheit wol ein Angriff zu erwarten gewesen, und der vermuthlich mit der Besezung Sachsens zuvorgekommen wäre, hätten ihn nicht ausdrückliche Befehle seines Hofes, der durchaus nicht den Schein des Angreifers haben wollte, zurückgehalten. Dieser Hof sezte voraus, daß die Preußen von eben der Seite in Böhmen eindringen würden, wo es ihnen im siebenjährigen Kriege gelungen war. Hier, im Leutmerizer Kreise, stand also Loudon mit seinem Corps, gegen 90,000 Mann stark; seine äußersten Vorposten hielten das Gebürge besezt, welches Böhmen von Sachsen scheidet.

Friedrich und Heinrich aber fanden besser, den Angriff von einer Seite zu machen, wo ihn der Gegner nicht erwartete. Der Prinz kannte noch aus dem siebenjährigen Kriege die Gegenden von Schluckenau und Rumburg, wo die Gebürgengen den Marsch äußerst beschwerlich, das Fortbringen des Geschüzes

 und

1778 und nöthiger Vorräthe fast unmöglich machen. Ein guter Kenner, der englische General Lloyd [5]), hält diese Pässe für so gut verschanzt durch die Natur, daß sie keiner Zusätze durch die Kunst bedürften, und ein österreichischer Feldherr von dieser Seite nie einen Angriff zu besorgen habe. So scheint auch Loudon die Sache angesehen zu haben. Er hatte diese Gegend nur sehr schwach besezt, und sein Heer von Töpliz über Aussig bis Leutmeriz längs der Elbe aufgestellt. Doch gerade dieser Umstand bewog den Prinzen Heinrich, welcher seinem Heere zutraute, daß es auch unübersteiglich scheinende Schwierigkeiten zu besiegen vermögen werde, dem Könige den Einbruch über Schluckenau und Rumburg vorzuschlagen. Aber diesem Vorschlage begegnete der Befehl des Königs, durch den Saazer Kreis in Böhmen einzudringen. Auch hier wurde er von den Oesterreichern nicht erwartet, und der Angriff von dieser Seite schien große Vortheile zu versprechen. Unverzüglich gab Heinrich seinen eignen Gedanken auf, und beschloß den königlichen Befehl zu vollziehen. Er ließ den General von Platen mit 20,000 Mann bey Maxen stehen, um Sachsen gegen Streifereyen zu decken; dann sandte

5) S. Geschichte des siebenjährigen Krieges von Lloyd und Tempelhoff Th. 1. S. 19.

sandte er den General von Möllendorf mit einem den
Theil des Heers voran. Dieser drang über Baßberg 17ten Jul.
in Böhmen ein, und dessen Vortrab kam bis Kommo- 1778
tau, ohne einigen Widerstand zu finden. Der Prinz folgte mit dem übrigen Heere über Dippoldiswalde und gelangte bis Frauenstein. Die bösen Wege machten den Marsch äußerst beschwerlich. Unerwartet wandte sich der Prinz und ließ sein Heer den mühvollen Marsch wieder zurückmachen, zog auch den schon so weit vorgedrungenen General Möllendorf wieder an sich. Plözlich ging er über die Elbe und drang durch unglaublich beschwerliche Wege über Schluckenau und Rumburg in Böhmen ein. Eine sehr große Hitze machte den Marsch noch mühvoller. Fast erlagen auch die kräftigsten Krieger. Aber Heinrich marschirte zu Fuß mit dem Vortrabe, drey Tage hindurch, vom Anbruch des Tages bis zum Abend, und erklimmte die steinigten Höhen. Nun fühlte Niemand mehr die harte Beschwerde. Unaufgefodert spannten die Grenadiere die Pferde von den Wagen, welche Kanonen fuhren, und zogen sie über die steilsten Berge. Schon am fünften Tage nach dem Ausmarsch war General Belling mit der Avantgarde in Gabel, wo die Oesterreicher den Angriff nicht abwarteten. Ueberall zerstreuten sie sich in den Wäldern und fielen den eindringenden Preußen in die

1778 Hände. Der Prinz bekam mehr Gefangene, als oft in einer Schlacht gemacht werden; er verlor wenige Menschen, aber viele Pferde unterlagen der Beschwerde. Er selbst wunderte sich, daß er so glücklich durch enge Gebürgspässe gedrungen war, wo ein einziges Bataillon mit ein paar Kanonen jeden Feind zurücktreiben konnte. Loudon zog sich hinter die Iser, wo er zwischen Jungbunzlau über Münchengrätz bis Turnau eine Stellung nahm, fast eben so unangreifbar, wie die der Hauptarmée des Kaisers, mit der er in ungehemmter Verbindung blieb. Heinrich stellte sich ihm gegenüber und nahm sein Hauptquartier zu Nimes. Er besezte die Gegend von hier bis über die Elbe, nach Lobositz und Bilin.

Man hat lange geglaubt, daß der erste Marsch des Prinzen bis Frauenstein, den er plötzlich abbrach, und sein Heer die äußerst beschwerlichen Wege noch einmal machen ließ, nur ein Mittel gewesen sey, seinen Gegner über die wahre Absicht seines Einbruchs in Böhmen von einer ganz andern Seite zu täuschen. Man hat diese meisterhafte Kriegslist gepriesen, und sie als einen Beweis der Feldherrn-Talente Heinrichs betrachtet. Aber dieses Urtheil ist unrichtig. Der Prinz wollte wirklich, der Vorschrift des Königs gemäß, durch den Saatzer Kreis

ein-

eindringen, und dem schon bis Kommotau gekommenen Möllendorf mit dem Haupt-Corps folgen. Allein zu Frauenstein erhielt er die Nachricht, daß der König seinen ersten Vorschlag sehr billige und dessen Ausführung wolle. Ohne Bedenken befolgte der Prinz diesen Willen, benuzte aber gern die verbreitete Nachricht von dem schon eingeschlagenen Wege, um den Feind irre zu führen. Zu diesem Zweck machte er noch Anstalten zu Anlage eines großen Magazins zu Freyberg, und bediente sich dazu eines Juden, von dem er wußte, daß er Loudons Spion sey, und nicht verfehlen werde, diesen Feldherrn von solchem Vorhaben zu unterrichten. Man hat es getadelt, daß der Prinz seine Truppen zwecklos abgemattet habe, und nicht, des königlichen Befehls ohngeachtet, auf dem bereits mit so gutem Glücke eingeschlagenen Wege geblieben sey, der ihn vielleicht bis Prag führen konnte. Wäre dieses gelungen, so wäre vielleicht in dasiger Gegend eine Vereinigung mit der Armee des Königs möglich gewesen. Die feindlichen Feldherren sahen sich dann gezwungen, ihre verschanzten Stellungen zu verlassen und es auf eine Schlacht ankommen zu lassen, die den Krieg vortheilhaft entscheiden konnte. Allerdings scheint es, daß die gleich anfangs bewiesene Unentschlossenheit, und die ohne Noth gehäuften Beschwerden die Kräfte des 1778

1778 Heers erschöpften, und dieses um so mehr zu tadeln sey, da der Prinz am Ende doch nur einen Punkt erreichte, von dem er nicht weiter fortschreiten konnte. Dagegen würde ein entschiednes offensives Verfahren, ein möglichst tiefes Eindringen in des Feindes Land, den Muth des Heeres erhöht und den Zweck, baldigen Frieden, besser befördert haben. So scheint es, und wir dürfen annehmen, daß dieses auch dem Blicke Heinrichs nicht entging. Aber, konnte er wagen, dem ausdrücklichen Befehl des Königs, der seinen eigenen ersten Vorschlag genehmigte, entgegen zu handeln? Mußte er nicht annehmen, daß der König, in der Voraussetzung daß sein Befehl vollzogen würde, nun auch bereits seine Schritte hiernach bemessen habe? und sollte der Prinz die Schuld auf sich nehmen, wenn irgend ein Misglück sich ereignete? Immer bleibt es, bey den verwickelten Unternehmungen des Krieges, in welchem alle Zufälle vorauszusehen auch der scharfsinnigste Verstand nie vermag, der sicherste Grundsatz eines untergeordneten Befehlshabers, die von dem Oberhaupte vorgeschriebenen, oder gebilligten Entwürfe, mit pünktlichster Genauigkeit auszuführen. Nur dann, wenn der oberste Feldherr mit fester Gewißheit hierauf rechnen kann, ist er vermögend, jeden sich darbietenden Vortheil zu benutzen,

jeden

jeden eintretenden widrigen Zufall möglichst gut aus- 1778
zugleichen.

Prinz Heinrich und Feldmarschall Loudon standen in der vorbeschriebenen Stellung mehrere Wochen gegen einander über. Auch hier hat man die Unthätigkeit des ersten Feldherrn getadelt. Warum, fragte man, drang er nicht vor bis Hohenelb, vertrieb die dort stehenden Oesterreicher, die das einzige Hinderniß der Vereinigung beider preußischen Heere waren? Auch hier muß man, vorausgesezt daß solches Vordringen wirklich möglich gewesen, um gerecht zu urtheilen, wohl erwägen, daß ein so entscheidender Schritt nicht ohne Genehmigung des Königs geschehen durfte, dessen Bewegungen ihm gemäß eingerichtet werden mußten. Dem Könige war an der Vereinigung so viel gelegen, daß der Prinz gar nicht zweifeln durfte, er werde Alles, was von seiner Seite für dieselbe geschehen könne, sobald er es irgend thunlich halte, sofort verfügen. Daß der König vielleicht die Schwierigkeiten für unüberwindlicher hielt, als sie waren, haben wir bereits aus seiner damaligen Geistesstimmung zu erklären gesucht, zugleich aber auch bemerkt, daß in der That höchst wichtige Gründe es sehr bedenklich machten, den Zweck des Krieges von dem Gelingen eines

1778 wirklich ungemein mislichen Unternehmens abhangen zu lassen. Doch, wie man dieses auch ansehen mag, immer war Prinz Heinrich von den Ansichten und Entschlüssen des Königs abhängig. Auf ihn kann nie ein gerechter Tadel fallen, wenn er Jenes Vorschriften genau befolgte. In Allem, was von ihm allein abhing, zeigt sich Heinrich als einen musterhaften Feldherrn. Bey seiner Armee wurde die strengste Kriegszucht beobachtet. Sogleich beim Einmarsch in Böhmen ließ er alle Einwohner auffodern, die Heimath nicht zu verlassen, ruhig ihrer Geschäffte zu warten und den eindringenden Truppen in keiner Art sich zu widersetzen. Unter dieser Bedingung gab er die Versicherung, daß nichts verlangt werden solle, als was die Nothwendigkeit des Krieges erfodere. Er versprach, jeder ruhige Unterthan solle in seiner Person, und bey seinem Eigenthum gegen alle Mishandlungen geschüzt, jede Ausschweifung strenge bestraft werden. Dieses Versprechen wurde so gut erfüllt, daß die Einwohner solche menschliche Behandlung mit Dank erkannten, sie durch ihr eignes Betragen erwiederten, und der Armee Lebensmittel in Menge zuführten. Leztere befand sich wohl hierbey, und so fühlten Soldaten und Einwohner hier ungleich minder das Ungemach des Krieges, als in dem

Striche

Striche von Böhmen, wo die Armee des Königs 1778
stand.

Eben so sorgte Heinrich wachsam dafür, daß der mit vortreflichen leichten Truppen versehene Gegner sein Heer wenig beunruhigen, ihm nicht die Zufuhr der Lebensmittel abschneiden konnte. Zugleich versuchte er Alles, um diesen Gegner aus seiner verschanzten Stellung zu bringen. Da er in Sachsen keine feindlichen Streifereyen mehr besorgen durfte, ließ er den dort bey Maxen zurückgelassenen General Platen nun auch in Böhmen, bis Melnik, den 22sten Aug.
vorbringen, und zugleich rückte Möllendorf bis Welwarn. Die Hauptstadt Prag wurde in Schrecken gesezt. Möllendorf nahm eine Stellung, die zum Angriff reizen sollte. Aber Loudon, dem ihm vorgeschriebenen System getreu, blieb unbeweglich. Doch lernte dieser Feldherr, daß vor den Augen eines Gegners, wie Heinrich, kein Fehler ungestraft begangen werden könne. Die wichtigen Magazine, welche Loudon, wie er hinter die Iser sich zog, ohne Schuz gelassen hatte, wurden von den Preußen weggenommen oder zerstört.

Obgleich Heinrichs Armee durch seine getroffenen guten Einrichtungen bey weitem nicht so drückenden Mangel litt, wie ihn der König erfuhr, so sahe

doch

1778 doch auch jener gegen die Mitte Septembers sich bereits genöthiget, diesem anzuzeigen, daß der Abgang der Fourage auch ihm nicht lange mehr erlaube, seine Stellung zu behaupten, die auch ganz zwecklos sey, da man alle Hoffnung aufgeben müsse, den Gegner aus der seinigen zu bringen, und die Vereinigung beider preußischen Heere zu bewirken. Man hat den Prinzen beschuldiget, daß er mit dem Rückzuge zu sehr geeilt habe. Er habe, sagt man, Böhmen noch immer einige Zeit, vielleicht gar den ganzen Winter hindurch behaupten können, welches in jedem Betracht ein wesentlicher Vortheil gewesen seyn würde, sowohl um den Feldzug des nächsten Jahrs im feindlichen Lande beginnen zu können, als auch, um während des Winters auf dieses Landes Kosten zu leben. Man sezt noch hinzu, daß die Truppen in Böhmen weit bequemere und gesundere Quartiere gefunden hätten, als es nachher in Sachsen der Fall war, wo sie sehr auf einander gehäuft werden mußten, welches böse Krankheiten zur Folge hatte. Aber zugegeben, daß Böhmen wirklich während des Winters hätte behauptet werden können, so hing die Entscheidung, ob dieses geschehen solle, wiederum nicht vom Prinzen, sondern allein vom Könige ab. Wenn gleich, wie unterrichtete Männer es versichern, der Prinz etwas früher, als der König es vorge-

schrie-

schrieben hatte [6]), Böhmen verlassen haben sollte, 1778
so war es doch sicher des Königs Wille nicht, daß der Prinz den ganzen Winter in diesem Lande bleiben sollte. Dieses erlaubten sehr wichtige Gründe nicht. Der Prinz allein, umgeben mit weit stärkern feindlichen Heeren, konnte unmöglich in Böhmen ruhige Winterquartiere haben, vielmehr in gefährliches Gedränge kommen. Der Unterschied der Zeit zwischen dem Aufbruch des Prinzen und des Königs beträgt kaum einen halben Monat, während dessen doch auch der größte Theil der Armee des Königs, wenn gleich er für seine Person noch in Böhmen blieb, bereits auf schlesischem Boden war. Was von Heinrich allein abhing, war die Einrichtung des Rückzuges. Diese wurde mit einer Weisheit und Ordnung bewirkt, welche die Achtung von Freunden und Feinden erworben haben. Es kam darauf an, sich gegen Beeinträchtigungen, wie sie vom wachsamen

6) Diese Vorschrift, behauptet man, habe darin bestanden: der Prinz sölle nicht eher sich aus Böhmen herausziehen, bis dieses vom König geschehen sey. Der Prinz von Anhalt-Bernburg soll deshalb, hiervon unterrichtet, sich geweigert haben, auf Befehl des Prinzen Heinrich mit dem von ihm befehligten Corps Böhmen zu verlassen, indem er die Bemerkung gemacht, daß der König noch zu Schatzlar in Böhmen sey.

1778 men Loudon zu erwarten waren, zu sichern, und es war also nöthig, diesen über die Richtung des Rückzuges zu täuschen. Sehr wahrscheinlich bewog auch dieser Umstand Heinrich, ihn früher anzutreten, noch ehe er durch gänzlichen Mangel und die durch böse Jahrszeit durchaus verdorbenen Wege schlechterdings gezwungen wurde, weil alsdann gar keine Täuschung mehr möglich war. Um die Lausitz gegen feindlichen Anfall zu decken, wurde der Prinz von Anhalt-Bernburg mit einem Corps zwischen Gabel und Zittau vorerst zurückgelassen; Heinrich selbst aber, wie er die Stellung bey Nimes verließ,
d.10ten Sept. zog sich nach der Elbe. Er ging über dieselbe bey Leutmeritz, ließ aber die Generale Möllendorf und Belling am rechten Ufer des Stromes noch zurück, um jede Bewegung des Gegners zu beobachten. Heinrich schlug nun den Weg nach Prag ein und schien diese Hauptstadt ernstlich zu bedrohen. Dies
d.13ten Sept. bewog auch Loudon, seine Stellung zu verlassen; er ging über die Elbe und sezte sich bey Budin. Nur der Eger-Fluß trennte beide Heere. Prinz Heinrich ließ eine Brücke über denselben schlagen, und machte alle Vorkehrungen zum Angriff. Aber schnell zog er die jenseits der Elbe zurückgelassenen Truppen an sich, und wandte sich nun mit seinem ganzen Heer nach der sächsischen Gränze. General Möllendorf

führte

führte den Nachtrab. Mit ausnehmender Wach- 1778 samkeit und Thätigkeit hielt er jede Beunruhigung des Feindes ab. So geschahe dieser Rückzug in größter Ordnung; alles Geschütz, alle Magazine wurden mitgenommen. Man benuzte möglichst alle Lebensmittel, die noch im feindlichen Lande aufzutreiben waren. Wo man in Klöstern oder auf Gütern wohl versehene Keller fand, wurde reichlich Wein ausgetheilt. Die Truppen wurden gut genährt, blieben gesund und behielten Muth. Fast ohne einigen Verlust erlitten zu haben, kamen sie in Sachsen wieder an, und bezogen die ihnen längs der d. 2ten Octbr. böhmischen Gränze bestimmten Quartiere. Ein großer Kenner der Kriegskunst, der englische General Lloyd 7), tadelt es, daß Prinz Heinrich zu seinem Rückzuge nicht denselben Weg, durch den er in Böhmen eingedrungen war, sondern den äußerst beschwerlichen und gefährlichen Weg über das Gebürge, welches Böhmen von Sachsen trennt, gewählt habe. Der Weg, durch den der Prinz eindrang, war der über Rumburg und Schluckenau, und, wie wir bereits

7) In Continuation of the history of the late war in Germany. London 1781. p. 167. Diese Fortsetzung enthält theoretische Abhandlungen, welche der preußische General von Tempelhoff seiner Uebersetzung des Lloydischen Werks nicht beigefügt hat.

1778 reits erwähnt haben, nach Lloyds eigner Bemerkung, der beschwerlichste von allen. Diese Beschaffenheit des Weges erklärt es, dünkt uns, hinlänglich, warum Prinz Heinrich ihn nicht zum Rückzuge gewählt hat. Allerdings war der Weg, den er wählte, auch höchst beschwerlich und etwas weiter, aber der Prinz konnte hoffen, auf demselben minder verfolgt zu werden, dagegen er auf dem ersten Wege wol gewiß erwarten mußte, daß der nach dieser Richtung hin postirte Marschall Loudon ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg legen würde.

Durch diesen Feldzug wurde der Zweck des Krieges nicht erreicht. Dies hing nicht von Heinrich ab. Aber er vermehrte durch ihn seinen Ruhm eines einsichtsvollen Feldherrn. Denn, wenn man den Gegner nicht zum Schlagen bringen kann, was bleibt übrig, als ihn abzuhalten, uns bedeutend zu schaden, ihm selbst aber durch kleinen Krieg möglichst Abbruch zu thun? das eigene Heer, indem man es zu Ertragung großer Beschwerden abhärtet, ungeschwächt und bey Muth zu erhalten, zugleich aber aus dem feindlichen Lande allen Unterhalt seines Heers zu ziehen? Weiß der Feldherr diesen Zweck zu erreichen, indem er die feindlichen Unterthanen mit Schonung und Menschlichkeit behandelt, flößt

er

er seinen Untergebenen Furcht ein, und erwirbt doch 1778
ihre Liebe; so ist dies unter Umständen, wie die gegebnen waren, der höchste und edelste Ruhm, dessen Erreichung vielleicht grösseres Talent, mehr ununterbrochene Anstrengung des Geistes, mehr festen und beharrlichen Willen fodert, als manche in den Augen der Menge ungleich glänzendere, kriegerische Unternehmungen. Heinrich hat diesen Ruhm errungen; so lange noch Krieger leben, die unter ihm dienten, wird sein Name von ihnen mit Ehrfurcht genannt, und in den Landen, in welche Heinrich als Feind den Krieg brachte, erweckte dieser Name noch lange nach ihm nur die Empfindungen von Dank und Liebe [8].

Dennoch, versichert man, soll der König mit dem Benehmen seines Bruders während dieses Feldzuges nicht ganz zufrieden gewesen seyn. Er habe deshalb, sagt man, in den lezten Monaten des Winters seine Befehle, meistens mit Vorbeigehung des Prinzen, dem General von Möllendorf, der in diesem Feldzuge sich so rühmlich ausgezeichnet hatte, ertheilt, auch sey, wenn es zu einem neuen Feldzuge gekommen wäre, das General-Commando dieser Armee dem

8) S. Beilage C.

1778 dem Erbprinzen von Braunschweig bestimmt gewesen. Der König soll darüber unzufrieden gewesen seyn, daß der Prinz den Feldzug nicht thätiger geführt, und seinen Rückzug aus Böhmen zu früh unternommen habe. Ist diese Behauptung gegründet, so können wir solche Unzufriedenheit auch nur als Folge der üblen Stimmung des Königs betrachten, denn in der That läßt es sich nicht denken, wie der Prinz an seiner Seite allein hätte thätiger seyn können, als es der König war; wie jener eine Vereinigung habe bezielen können, zu welcher der König nicht entgegen kam? War der Rückzug auch wirklich um einen halben Monat verfrühet, so hatte doch dieses durchaus keinen wesentlichen Einfluß und war, wie wir angedeutet haben, durch gute Gründe gerechtfertiget. Auch dieser Umstand konnte also unmöglich zu gegründeter Unzufriedenheit Anlaß geben. Indeß mag es seyn, daß der König, wohl wissend, wie abgeneigt der Prinz überhaupt, aus politischen Gründen, diesem Kriege war, und wie ungern er ein Commando in demselben führe, sich entschlossen hatte, es bey Fortdauer des Krieges ihm abzunehmen und einem Feldherrn zu übergeben, von dessen großer Thätigkeit und lebendigem Verlangen, sich auszuzeichnen, er überzeugt war.

Feld-

Feldmarschall Loudon, den der unthätige Feld- 1778
zug immer mislauniger gemacht hatte, der zulezt so krank wurde, daß er sich mußte in einer Sänfte tragen lassen, gab allen Gedanken einer Verfolgung seines sich zurückziehenden Gegners auf. Er ließ auch sein Heer die Winterquartiere beziehen, übergab das Commando dem Marschall Haddik und ging nach Wien zurück. Auch dieser Feldherr ist wegen seines Benehmens in diesem Feldzuge stark getadelt. Lloyd sagt [9]), es sey nicht zu erklären, daß ein Feldherr wie Loudon, an der Spitze einer zahlreichen Armee, den Prinz Heinrich nicht ganz am Uebergange über die Elbe verhindert habe, welches sehr leicht gewesen wäre, wenn Prinz Carl Lichtenstein über Melnik ihm von vorn entgegen gegangen, während Loudon von hinten mit seiner ganzen Armee den Prinz Heinrich angegriffen hätte. Nur Kenner der Kriegskunst, welchen die Lokalität genau bekannt ist, können beurtheilen, ob Loudon diesen Tadel wirklich verdient habe. Immer bleibt es gewiß, daß Prinz Heinrich, durch die überraschende Schnelligkeit seiner Bewegungen und das Dunkel, worin er seine Absichten zu verhüllen wußte, den österreichischen Feldherrn, sowohl

9) In dem vorher angeführten Werke p. 167.

1778 beim Eindringen als beim Rückzuge aus Böhmen, getäuscht habe. Auch war Loudon in diesem Kriege, den er mit Unmuth une chienne de guerre politique nannte, und worin er gegen alle seine Neigungen handeln mußte, nicht der Feldherr, den er sich im siebenjährigen Kriege bewährt hatte, und einige Jahre später, im Türkenkriege, sich mit glänzendstem Erfolge bewies. Er hatte der Kaiserin-Königin, weil sie es foderte, sein Wort gegeben, keine Gelegenheit zur Schlacht zu suchen. Dies machte ihn ängstlich, und er versäumte nun vielleicht auch manche Gelegenheit, die sich wirklich darbot, thätiger zu seyn. Mehr als einmal wollte er das Commando niederlegen. So schildert ihn ein Mann, der in diesem Feldzuge neben ihm stand, und seinen grossen Eigenschaften gewiß alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt [10]).

Der König blieb in Böhmen noch bis in die Mitte des Oktobers. Sein Hauptquartier war an der äussersten Gränze dieses Landes zu Schatzlar; die Quartiere der Truppen aber erstreckten sich von hier bis Landshut und Schmiedeberg in Schlesien. Auf diesem lezten Marsche und zu Schatzlar schrieb der

---

10) Der Fürst von Ligne.

der König eine Lobschrift auf den im May dieses 1778
Jahrs verstorbenen Voltaire [11]). So suchte er durch Beschäfftigung mit Gegenständen ganz andrer Art über das Widrige der ihn zunächst umgebenden sich zu zerstreuen. Der König erwartete nun, daß der Feind einen Angriff gegen ihn versuchen werde. Die beiden Seiten, wo er es am meisten besorgte, waren die Lausitz und Oberschlesien. In jenem Lande stand der Prinz von Anhalt-Bernburg bey Baußen mit 20,000 Mann. Er erhielt Verstärkung, und der König sandte auch noch ein Corps nach Löwenberg und Greiffenberg, um, sobald es nöthig, dem Prinzen von Bernburg zu Hülfe eilen zu können. Nach Oberschlesien wurde der Erbprinz von Braunschweig abgeordnet. Diesen Punkt zu behaupten war vorzüglich wichtig, da der König, wenn der Krieg fortdauerte, von hieraus den neuen Feldzug mit dem Einbruch in Mähren zu beginnen die Absicht hatte. Der Erbprinz war schon bis in dieses Land glücklich gestreift, doch bewog die stark vermehrte kaiserliche Armee ihn zum Rückzuge. Diese Armee hatte auch Jägerndorf und Zuckmantel besezt und beunruhigte von dort das preußi-

11) S. dieselbe im 3ten Bande der Oeuvres de Frédéric II publiés de son vivant p. 201.

1778 preußische Schlesien bis zur Festung Neiße. Dies bewog den König, selbst mit einem Theil seines
d. 15ten Oktbr. Heers von Schatzlar nach Oberschlesien aufzubrechen. Der Feind wich überall vor ihm zurück. Der König besezte Jägerndorf und der Erbprinz Troppau nebst dem übrigen Theil des österreichischen Schlesiens. Auch dieser zulezt genannte Feldherr zeichnete sich durch vortrefliche Kriegszucht und möglichste Schonung des feindlichen Landes aus. Nach beendigtem Kriege fand Maria Theresia gut, dem Erbprinzen deshalb in einem schmeichelhaften Schreiben ihre Dankbarkeit zu bezeugen. „Es mache ihr besonderes Vergnügen, sagte sie, solche Dankbarkeit einem Verwandten [12]) schuldig zu seyn." Da die Winterquartiere im feindlichen Gebiet jezt hinlänglich gesichert schienen, ging der König nach
d. 3ten Novbr. Breslau, um seine Aufmerksamkeit nun vorzüglich den Unterhandlungen zu widmen, welche den Frieden herstellen sollten. Doch, ehe wir zu ihnen uns wenden, erwähnen wir noch einiger kriegerischen Vorfälle bis zu Ende des Feldzugs.

Beide

12) Die Mutter von Theresia war eine Tochter des Herzogs Ludwig Rudolph von der Braunschweig-Blankenburgschen Linie, von dem, durch eine andre Tochter, auch die Wolfenbüttelsche Linie und also der Erbprinz herstammte.

Beide kriegende Theile standen in Oberschlesien 1778
und Mähren so nahe an einander, daß tägliche kleine Gefechte unvermeidlich waren. Sehr empfindlich war es den Oesterreichern, den Feind noch in ihrem Lande zu sehen. Aber den Erbprinz von Troppau und Jägerndorf zu vertreiben, schien nicht möglich, ohne diese beiden Städte der Zerstörung auszusetzen, und durfte also von keinem österreichischen Feldherrn gewagt werden, wenn er nicht der höchsten Ungnade der Kaiserin-Königin sich aussetzen wollte. Man suchte durch fortgehende Streifereien in das preußische 1779
Schlesien einen Rückzug des Feindes zu bewirken. d. 10ten Jan.
Um diesen zu wehren, verließ der preußische General Wunsch seinen Posten in der Grafschaft Glaz. Es gelang ihm, die Oesterreicher bis tiefer in die Gebürge zu drängen; aber da diese unersteiglich waren, mußte er wieder in seine vorige Stellung zurückkehren. Indeß benuzte der österreichische General Wurmser seine Abwesenheit, in das Glazische ein- d. 18ten Jan.
zudringen und den preußischen General, Prinz von Hessen-Philippsthal, in Habelschwerdt zu überfallen. Der leztere blieb nicht ohne Vorwurf, durch nicht genug beobachtete Vorsicht den für ihn unglücklichen Erfolg dieser Ueberrumpelung erleichtert zu haben. Wurmser, hierdurch kühn gemacht, wagte einen Versuch, auch die Festung Glaz zu über-

1779 rumpeln, der aber mislang; indeß behauptete Wurmser seine Stellung auf preußischem Boden und hoffte, der Erbprinz von Braunschweig solle hierdurch bewogen werden, das österreichische Oberschlesien zu verlassen, und der Weg zum Vordringen aus Mähren geöffnet werden. Doch Friedrich vereitelte bald diese Hoffnung. Er selbst sezte sich an
d. 4ten Febr. der Spitze eines kleinen Corps in Bewegung, und blieb in Silberberg, um nach jeder Seite alles leiten zu können. Der Feind verließ nun Habelschwerdt und die Grafschaft Glatz. Um das eigene Land noch besser gegen Anfälle zu sichern, fand der König gut, den Feind in dem seinigen beunruhigen zu lassen. General Möllendorf brach unerwartet
d. 4ten Febr. wieder in Böhmen ein, drang bis Brix vor und nahm das dort befindliche sehr beträchtliche Magazin weg. Dies war die lezte kriegerische Unternehmung von preußischer Seite, von österreichischer
d. 28ten Febr. war es der Angriff von Neustadt durch den General Wallis. Die preußische kleine Besatzung hielt sich sehr brav, und zwang den Feind zum Rückzuge, aber das von diesem fortgesezte Feuer legte den größten Theil des unglücklichen Orts, obgleich derselbe von den Preußen verlassen war, in die Asche. Diese Handlung wurde um so mehr getadelt, da man glaubte, General Wallis habe sehr wohl gewußt,

wußt, daß der von seiner Monarchin angetragene 1779
Waffenstillstand vom Könige angenommen sey und binnen wenigen Tagen publicirt werden würde. Friedrich behauptet, die unnöthige Einäscherung von Neustadt sey auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers geschehen, um ihn, den König, zu erbittern und vielleicht ihn zu bewegen, die eben angefangenen Friedensunterhandlungen abzubrechen. Solcher Zweck wurde nicht erreicht, obgleich Friedrich durch diesen Vorgang äußerst aufgebracht ward, wovon noch die Spur in seiner Geschichte sich findet. „Wird die Nachwelt, sagt er, glauben, daß es möglich war, so zu handeln in dem Augenblick, da der Wiener Hof die ernstliche Absicht zu haben schien, den Krieg zu enden?" Aber diese Nachwelt dürfte zuvörderst noch bezweifeln, ob Friedrich wirklich zuverlässig unterrichtet war, und der Befehl, Neustadt einzuäschern, in der That vom Kaiser selbst ertheilt sey? War dieses wirklich der Fall, und hatte Joseph die ihm beigemessene Absicht, so verdient eine solche Handlung allerdings Misbilligung. Aber indem sie diese Misbilligung ausspricht, kann die Nachwelt auch nicht vergessen, daß Friedrich selbst, wenige Monate zuvor, einer barbarischen Mishandlung der schuldlosen böhmischen Unterthanen nicht nur zugesehen, sondern selbst dazu angereizt hatte. Ein Verfahren,

1779 das gewiß eben so sehr, als Josephs Befehl zur Einäscherung von Neustadt, Tadel verdient, da es gar nicht militärisch nothwendig war, und vielmehr für Friedrichs eigenes Heer so verderbliche Folgen hervorbrachte. Doch so ist der Mensch; der Fehler des Gegners stellt sich uns in ganzer Häßlichkeit dar, aber bald vergessen wir den, dessen wir selbst uns schuldig machten!

Die Unterhandlungen waren indeß so weit gediehen, daß der von der Kaiserin-Königin zuerst angetragene Waffenstillstand abgeschlossen wurde. Der 7te März war für Böhmen und Schlesien, der 8te für Mähren, der 10te für Sachsen und Böhmen als die Termine bestimmt, an welchen die Feindseligkeiten aufhören sollten. Der König
d. 6ten März begab sich wieder nach Breslau, wo zu gleicher Zeit seine Minister und die Bevollmächtigten vieler interessirten Höfe sich einfanden.

So war der Krieg beendiget, in welchem vier Feldherren, die man die größten ihrer Zeit nannte, gegen einander überstanden; Friedrich und Heinrich, Lacy und Loudon. Neben den beiden leztern stand ein Monarch in der Kraft des männlichen Alters, der mit natürlichen Anlagen Thätigkeit, ausgebreitete Kenntnisse und unermüdetes Studium der

Kriegs-

Kriegskunst verband, der kriegerischen Ruhm zu 1779
erwerben sehnlichst wünschte. An beiden Seiten fanden sich Generale und Officiere in Menge, die Fähigkeit und Tapferkeit mit Erfahrung und Kenntnissen vereinten. Beide Heere waren wohlgeübt in den Waffen und mit allen Erfordernissen des Krieges wohl ausgerüstet. Große Kräfte waren von beiden Seiten aufgeboten, aber kein Theil erreichte seine Absicht. Friedrich war in Böhmen eingedrungen, aber er hatte es verlassen müssen, und wenn der Krieg fortdauerte, war er gezwungen, den nächsten Feldzug mit gleicher, oder noch grösserer Anstrengung anzufangen. Josephs und Lacy's Kunst hatten zwar den Feind abgehalten, sie anzugreifen, aber sie mußten nächstes Jahr den gleichen Versuch dieses Feindes, und vielleicht mit grösserer Kühnheit und mehr Erfolg gemacht, wieder erwarten. Beide Theile hatten sich besser, wie vorher, kennen lernen, und vielleicht mehr Achtung sich gegenseitig eingeflößt. Den Preußen war es klar geworden, daß die Oesterreicher seit dem siebenjährigen Kriege zugelernt hatten, und diese hatten erfahren, daß Friedrichs Geist durch Alter und körperliche Leiden noch nicht so geschwächt sey, als man sich eingebildet. Auch der Nachfolger und das preußische Heer hatten bewährt,

daß

1779 daß mit Friedrichs Tode der von ihm geweckte Geist nicht sterben werde [13]).

Keine Schlacht, überall nichts Entscheidendes war vorgefallen. Dennoch brachte auch dieser Krieg unsägliches Unglück hervor. Das Ungemach, unter welchem die Krieger, vorzüglich die preussischen, erlagen, war vielleicht grösser, als das in manchem thatenreichen Feldzuge erduldete, und wie viel Elend kam nicht über die schuldlosen Bewohner der Lande, sowohl derer, welche die Streiter hergaben, als derer, welche Schauplatz des Krieges waren. Tausende kamen nach überstandenen Mühseligkeiten elend um; Väter und Mütter verloren die mit Sorgfalt auferzogenen Söhne, die Stütze und Hoffnung des Alters. Ruhige Menschen sahen sich in ihren friedlichen Gewerben unterbrochen, der Früchte ihres Fleißes, des wohlerworbenen Eigenthums gewaltsam beraubt. Beide Staaten vergeudeten Kräfte, die, im Frieden verwandt, den Wohlstand der Unterthanen erhöhet haben würden. Auch in den Gegenden, welche die Gräuel des Krieges nicht unmittelbar trafen, wurden dessen schädliche Wirkungen gefühlt. Nützliche Unternehmungen geriethen

13) S. Beilage D.

then in Stocken, die Regierungen hatten durch den 1779
Krieg sich der Mittel beraubt, sie zu unterstüzen. Oesterreich mußte den Unterthanen drückende Kriegssteuern auflegen, konnte den Beamten nicht ihre Gehalte, den Gläubigern nicht die Zinsen zahlen. Es vermehrte seine schon grossen Schulden sehr bedeutend. In Preussen wurde zwar keine neue Abgabe gefodert, und Niemand in dem verlezt, was er vom Staat zu fodern hatte. Alle aus seinem Lande gezogenen Lieferungen bezahlte der König baar, sogar zu einem höhern als dem damaligen Marktpreise [14]). Aber dennoch mußte auch hier ein Theil des Schatzes, den Friedrichs Weisheit in der Friedenszeit so wohlthätig wieder ins Land zurückleitete, aufgeopfert werden. So viel Gutes, was geschehen konnte, und was von Friedrich gewiß geschehen wäre, unterblieb. Wer kann, wenn er alles Elend, das ein Krieg mannichfach über die Menschen verbreitet, in weitem Umfang lebhaft sich denkt, ohne Unwillen auf die zurücksehen, welche die muthwilligen Urheber dieses Elends waren! Wir sagen die muthwilligen, denn keine Noth, kein

14) Wirklich wurde aus Polen Getreide um wohlfeilern Preis angeboten. Der König schlug es aber ab, um seinen Unterthanen diesen Vortheil nicht zu entziehen.

1779 daß mit Friedrichs Tode der von ihm geweckte Geist nicht sterben werde [13]).

Keine Schlacht, überall nichts Entscheidendes war vorgefallen. Dennoch brachte auch dieser Krieg unsägliches Unglück hervor. Das Ungemach, unter welchem die Krieger, vorzüglich die preußischen, erlagen, war vielleicht größer, als das in manchem thatenreichen Feldzuge erduldete, und wie viel Elend kam nicht über die schuldlosen Bewohner der Lande, sowohl derer, welche die Streiter hergaben, als derer, welche Schauplatz des Krieges waren. Tausende kamen nach überstandenen Mühseligkeiten elend um; Väter und Mütter verloren die mit Sorgfalt auferzogenen Söhne, die Stütze und Hoffnung des Alters. Ruhige Menschen sahen sich in ihren friedlichen Gewerben unterbrochen, der Früchte ihres Fleißes, des wohlerworbenen Eigenthums gewaltsam beraubt. Beide Staaten vergeudeten Kräfte, die, im Frieden verwandt, den Wohlstand der Unterthanen erhöhet haben würden. Auch in den Gegenden, welche die Gräuel des Krieges nicht unmittelbar trafen, wurden dessen schädliche Wirkungen gefühlt. Nützliche Unternehmungen geriethen

13) S. Beilage D.

Aber den Churfürst Carl Theodor klagt die 1779
unpartheyische Geschichte billig als Theilnehmer an der Blutschuld an. Hätte dieser Fürst die Würde und die Pflichten eines Regenten gefühlt, hätte er die gemachte unziemliche Forderung mit männlicher Standhaftigkeit abgewiesen, nicht eine Einwilligung sich abdringen lassen, die dem Unrecht einen Schein gab —; wahrscheinlich wäre diese Irrung ohne blutigen Krieg beigelegt. So bringt auch der schwache Regent, der bey wichtigem Anlaß nicht thut, was Pflicht und Recht für ihn ist, den Völkern Verderben. König Friedrich und sein Ministerium verdienen durchaus keinen Tadel wegen dieses Krieges. Seine Ehre, das wahre Interesse seines Staats und Deutschlands, das auf ihn sahe, foderten den König auf, das Schwerdt zu ziehen. Denn so groß das Unglück des Krieges auch ist, so giebt es doch noch ein grösseres — das, mit Schande und Herabwürdigung ihn vermeiden. Friedrich hatte Alles versucht, die Nothwendigkeit abzuwenden, ehe er endlich ihr nachgab. Ungern und mit eigner höchster Beschwerde zog er in den verhaßten Krieg, der seinen Staat große Opfer kostete, in keinem Falle ihm Vortheile zu bringen vermogte, durch den sein Ruhm keinen Zuwachs erwerben, wohl Verminderung leiden konnte.

1779 Aber dennoch zog er in den Krieg, weil er ihn zu führen für Pflicht hielt. Nicht körperliche Schwäche und Leiden, nicht die Betrachtung, daß die besorgten Folgen der Gewaltthat Oesterreichs, wenn er ruhig zusehe, während seines Lebens wahrscheinlich noch nicht eintreten würden, konnten ihn abhalten, mit edlem Eifer die Ruhe seines Alters der Abwendung dieser Folgen für die kommenden Geschlechter zu opfern. Edelmüthig ließ er auch durch keine angebotenen Vortheile von dem gefaßten Entschluß sich abwendig machen. Dies Betragen verdient ewig dauerndes, dankvolles Andenken der Nachwelt, und muß zur Verzeihung geneigt machen, wenn wir diesen König der Schwäche der Menschheit unterliegen sehen, wenn er, durch körperliche Leiden zu Mismuth verleitet, das Ungemach schuldloser Menschen und des eigenen Heers größer macht, als es nothwendig und klug war. Nur Heinrich und Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig haben den hohen Ruhm erworben, als einsichtsvolle Feldherren den Krieg geführt, und als edle Menschen seine Uebel für Krieger und Bekriegte gemildert zu haben. Doch auch von Friedrich verdient noch folgender Zug der Menschlichkeit bemerkt zu werden. Wie er nach beendigtem Kriege erfuhr, daß die Einwohner des Strichs von Böhmen, den seine Armee voriges

Jahr

Jahr besezt und verheert hatte, in äußerster Ver- 1779
legenheit wegen gänzlich mangelnden Saatkorns
seyen, so öffnete er ihnen seine an der Gränze be-
findlichen Magazine. Sie konnten aus denselben,
wie es ihnen am gelegensten war, entweder für sehr
mäßigen Preis Getreide kaufen, oder auch es ge-
borgt erhalten, und nach der Erndte mit neuer
Frucht wieder ersetzen.

Fünftes Kapitel.

Unterhandlungen des Friedens und dessen Abschluß zu Teschen.

Beide kriegende Theile hatten seit Ausbruch der Feindseligkeiten eifrigst sich bemüht, die beiden grossen Mächte von Europa, Frankreich und Rußland, für sich zu gewinnen, entweder um deren Beistand zu erhalten, oder doch ihren Beitritt auf die Seite des Gegners zu hindern. Um den Erfolg solcher gegenseitigen Bestrebungen, und des Antheils, welchen diese beiden Mächte an der Irrung nahmen, zu erklären, betrachten wir die politische Lage, in welcher sich dieselben damals befanden. Es ist nöthig, deshalb in etwas frühere Zeiten zurückzugehen.

Die russische Kaiserin hatte den Vortheil, den ihr Friedrichs Bündniß in dem glücklich geendigten Türkenkriege und in der gelungenen Unterjochung Polens gewährte, wohl empfunden. Sie konnte nicht verkennen, daß nur Friedrich Oesterreich abge-

abgehalten hatte, ihren Entwürfen gegen die Pforte Gränzen zu setzen. Ihr war nicht unbekannt geblieben, wie eifersüchtig Oesterreich ihre Eroberungen angesehen, wie dasselbe nur, um ihnen Einhalt zu thun, seine Vermittlung zum Frieden angeboten, wie es die Rückgabe der von Katharina eroberten Krimm, Moldau und Wallachey dringend verlangt, wie es sogar bereits einen geheimen Vertrag mit der Pforte geschlossen hatte, in welchem, wenn Rußland jene Rückgabe beharrlich weigerte, thätiger Beistand zugesichert und dagegen Vortheile für Oesterreich bestimmt waren. Nur Friedrichs thätige Einwirkung, nur die Theilung Polens hatte die Erfüllung dieser Zusicherungen abgewandt [1]. Obgleich die russische Kaiserin durch solche Theilung ein bedeutendes Land gewann, hätte sie doch lieber Polen in alleiniger Abhängigkeit von sich erhalten, auch wußte sie sehr wohl, daß sie noch ferner, sowohl in Behauptung dieser Abhängigkeit, als in ihren Planen gegen die Pforte, immer den Wiener Hof in ihrem Wege finden werde. Die Beibehaltung der Allianz mit Friedrich war ihr also sehr wichtig. Diese Gründe der Politik wurden noch

N 2 das

---

1) Die hier angedeuteten Umstände sind in der Beilage A. näher entwickelt.

dadurch verstärkt, daß Katharina sehr wohl wußte, wie ihre durch Entsetzung und Mord des Gemahls bewirkte Thronbesteigung Maria Theresen einen Abscheu gegen ihren Charakter eingeflößt hatte, und sie von dieser Monarchin als unrechtmäßige Besitzerin betrachtet wurde. Alles dieses machte Katharinen sehr geneigt, den Vergrößerungs-Absichten Oesterreichs entgegen zu arbeiten, und Friedrichs gerechten Kampf zu unterstützen. Nur die eigene Lage, worin sie sich damals befand, vermogte sie abzuhalten, dieser Neigung zu folgen.

Es war der russischen Kaiserin gelungen, nach glücklich abgewandter Vermittlung von Oesterreich und Preußen, der Pforte einen Frieden abzudringen, dessen Bedingungen zu demüthigend waren, um mit Ergebung von den Besiegten ertragen zu werden, und um einen dauerhaften Ruhestand begründen zu können. Die den Russen zugestandene freie Schiffahrt auf dem schwarzen Meer und auf andern der türkischen Hoheit unterworfenen Gewässern war den Osmanen höchst empfindlich; auch Frankreich und England konnten nicht ohne Eifersucht ansehen, wie Rußland sich gleiche Freiheiten im Handel, wie sie ihnen durch alte Traktaten gesichert waren, ausbedungen hatte. Man fürchtete,

den 21 Jul. 1774

die-

dieses mächtige Reich möchte durch Benuzung der Vortheile seiner Lage und bey seinen in der Zukunft noch mehr entwickelten Kräften einst eine bedeutende Nebenbuhlerin werden. Beide Mächte sahen daher nicht ungern, daß die Pforte bey Erfüllung des Friedens sich schwierig bewieß. Ein zweiter höchst wichtiger Punkt dieses Friedens war, die anerkannte Unabhängigkeit der Tataren in der Krimm und den angränzenden Landen. Diese hatten seit mehrern Jahrhunderten unter Oberherrschaft der Pforte gelebt, und waren derselben in allen ihren Kriegen höchst nüzlich gewesen. Von nun an sollten sie, durch ein eignes selbst erwähltes Oberhaupt regiert, einen freien unabhängigen Staat bilden, in dessen Angelegenheiten keine fremde Macht, namentlich weder Rußland noch die Pforte, sich mischen dürfe. So bestimmte es der Friedensschluß von Kudschuk-Kainardgi [2]; aber der wirklichen Ausführung widersprach die Natur der bestehenden Verhältnisse. Ein kleines Land, bewohnt von einem rohen, kriegerischen Volk, mitten inne liegend zwischen zwey großen Reichen, konnte einer wahren Unabhängigkeit von beiden nur dem Namen nach ge-

2) S. denselben in Hrn. v. Martens Recueil des traités Tom. IV. pag. 606.

genießen. Die Herrschaft, welche dem einen dieser Reiche abgedrungen war, fiel natürlich bald dem andern zu. Ehe dieses jedoch völlig entschieden werden konnte, ging innere Spaltung in dem Volke vorher. Ein Theil der Tataren hing noch immer, nach Gewohnheit, und aus alter Neigung, den Osmanen an, mit denen sie durch Gemeinschaft der mahomedanischen Religion verbunden blieben, in Rücksicht welcher auch der Friede die Abhängigkeit vom Großsultan bestätiget hatte. Doch ein anderer Theil dieses Volks, neuer Dinge begierig, schloß sich an die Macht an, welche Unabhängigkeit verschaft hatte, und Kraft und Willen zeigte, um noch mehr Vortheile hoffen zu lassen. Privatleidenschaften wurden aufgereizt, suchten und fanden entweder bey der einen, oder bey der andern Macht Unterstüzung. Ein innerer Krieg brach aus, ein der Pforte anhängender Chan wurde verjagt, Rußland bewirkte die Wahl eines andern, ihm ergebenen; aber auch dieser wurde vertrieben. Rußland sezte ihn durch ein vom General Suwarow angeführtes Corps wieder ein, die Pforte klagte über Bruch des Friedens und rüstete sich zum Kriege. In dieser Lage war Katharina II, wie Friedrich ihre Hülfe gegen Oesterreich im bayerschen Kriege verlangte. Dieser König selbst konnte nicht verkennen, daß seine

Bunds-

Bundsgenossin nicht wohl im Stande war, ihm wirksamen Beistand zu leisten, da sie in Gefahr stand, vielleicht bald den seinigen wieder anrufen zu müssen. Sie versprach jedoch die verlangte Hülfe, sobald sie wegen Beibehaltung des Friedens mit der Pforte gesichert seyn würde. Oesterreich wandte nun Alles an, um die leztere zum Bruche zu reizen. Preußen arbeitete eben so ernstlich im entgegengesezten Sinn und suchte besonders Frankreich zu bewegen, um seinen Einfluß in Constantinopel zu diesem Zweck anzuwenden. Das Verhältniß, worin dieser leztere Staat sich damals befand, verdient also hier Erläuterung.

Seit dem Jahre 1756 bestand zwischen Oesterreich und Frankreich eine Verbindung, welche dem politischen System, das beide Staaten gegen einander seit Jahrhunderten befolgt hatten, zuwider war. Es fand besonders viele Misbilligung und Widerspruch unter den französischen Geschäfftsmännern, deren größere Zahl in den Grundsätzen der alten Politik erzogen war. Auch der Dauphin und Thronfolger Ludwig des XV wurde diesem System abgeneigt geglaubt, und sogar einer der Stifter desselben, der Cardinal Bernis, der bey Abschließung des ersten Traktats mehr nachgegeben, als nach eigner Ueberzeu-

gung gehandelt hatte, kam davon zurück und war im Begriff, die Politik Frankreichs wieder in die verlassene Bahn zu leiten, als es der österreichischen Parthey gelang, ihn vom Ministerio zu entfernen, und dagegen ihr Haupt, den Herzog von Choiseul [3]), an die

3) Der Graf, nachher Herzog von Choiseul-Stainville, war 1719 in Lothringen geboren, stammend aus einem alten Geschlecht, das mit den lothringischen Herzogen, also dem jetzigen kaiserlichen Hause verwandt war. 1753 wurde er Bothschafter zu Rom; 1757 zu Wien, und 1758 kam er an die Spitze aller Geschäfte, indem er die Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges und Seewesens verband. Im J. 1761 gab er zwar ersteres an seinen Verwandten, den Herzog von Choiseul-Praslin ab, übernahm es aber 1766 wieder. Zu Ende des Jahrs 1770 wurde er entlassen und starb 1785. Er beförderte vorzüglich die Allianz mit Oesterreich und gab ihr durch den zweiten Traktat vom 30sten December 1758 die größere Ausdehnung. Er wurde der Stifter des Bourbonischen Familien-Bundes vom 15ten August 1761. Mit großen Einsichten und lebhaftem Witz verband er einen edlen Stolz und Energie des Charakters. Auch in widrigen Umständen bewies er Standhaftigkeit. Nie hörte er auf, für seinen Staat die Entscheidung aller Angelegenheiten von Europa in Anspruch zu nehmen. In der innern Regierung folgte er despotischen Grundsätzen. Obgleich er äußern Glanz sehr liebte, war er doch von einfachen Sitten. Sein moralischer Charakter ist sehr verschieden geschildert, je nachdem Haß oder Neigung es eingaben. Was für ihn spricht, ist,

die Spitze der Geschäffte zu stellen. Man hat diesem Staatsmanne, dem selbst seine Gegner ausgezeichnet große Fähigkeiten zugestanden, harte Vorwürfe gemacht, und ihn, einen gebornen Lothringer, grober Partheilichkeit für das Haus Oesterreich, zum Nachtheil seines eigenen Staats, angeklagt. Man ist so weit gegangen, den frühzeitigen Tod des ihm und seinem System abgeneigten Dauphins dem Verbrechen Choiseuls beizumessen. Gewiß ging der Partheigeist viel zu weit mit solcher und noch mehrern ähnlichen Beschuldigungen 4), aber der ruhige Prüfer kann nicht verkennen, daß, wenn auch die erste Verbindung beider Mächte vom 1sten May 1756 durch den 20 Dec. 1765

ist, daß auch nach seinem Fall seine Anhänger ihm treu blieben, und die Gegner ihm Achtung bewiesen. Er sahe während seiner Verweisung auf seinem Landhause sich oft von einem zahlreichern und glänzendern Kreise umgeben, als der, den der König in Versailles hatte. Mehrere, die ihm im Privatleben nahe gekommen, behaupteten, er sey nicht nur ein großer, sondern auch ein guter Mann gewesen. So schildert ihn unter andern Dutens, der geraume Zeit bey ihm gelebt hatte, in Memoirs of a traveller now in retirement Vol. III. p. 184.

4) Man hat auch den schnell auf einander folgenden Tod der Dauphine, der Königin und endlich der Pompadour dem Verbrechen Choiseuls zugeschrieben.

die Verhältnisse der Zeit gerechtfertiget werden und auch für Frankreich Vortheile haben konnte, doch der erneuerte Allianz-Traktat, welchen Choiseul am 1sten May 1757 und am 30sten December 1758 mit dem Wiener Hofe abschloß, seinen Staat nur mit lästigen Verbindlichkeiten beladen habe, ohne irgend Vortheile dafür wieder zu bedingen [5]). Der für die französischen

---

5) Der Traktat vom 1sten May 1756 (S. denselben in Wenck Codex juris gent. recentiss. Tom. III. pag. 141.) war das Werk der Staatsklugheit Kaunitzens, der während seiner Gesandschaft in Paris diesen Bund vorbereitet und bis auf den wirklichen Abschluß, der seinem Nachfolger Graf Stahrenberg vorbehalten war, auch zu Stande gebracht hat. Ohne Zweifel ist es der größte Beweis der Gewandheit dieses Staatsmannes, alle entgegenstehenden Hindernisse, die allgemeine Meinung und die Grundsätze fast aller französischen Geschäfftsleute überwunden zu haben. Indeß hatte auch die alles vermögende Pompadour, Maitresse Ludwig XV, einen sehr bedeutenden Antheil an dem Erfolg von Kaunitzens Unterhandlung. Sie war gegen Friedrich erbittert, weil sie erfahren hatte, daß sie ein Gegenstand der witzigen Spottreden des Königs gewesen sey. Ihre Eitelkeit fand sich geschmeichelt, wie Kaunitz ihre Unterstützung nachsuchte, und sie wurde die eifrigste Beförderin der österreichischen Allianz, als die stolze Kaiserin-Königin selbst sich zu einem vertrauten Briefwechsel mit ihr herabließ. Indeß war der Traktat von 1756 ein bloßes Defensiv-Bündniß, in wel-

sischen Waffen so unglückliche siebenjährige Krieg und die nachher folgenden Begebenheiten bewirkten, daß die

welchem beide Theile, im Fall eines Angriffs, sich gegenseitig mit 24,000 Mann, oder mit Gelde, nach einem bestimmten Maaßstabe beizustehn versprachen. Aber bald überredete man Ludwig den XV zu viel weiter gehenden Verbindungen. Ein neues Bündniß wurde verabredet, und unter dem 1sten May 1757 wirklich abgeschlossen, durch welches dieser König sich verbindlich machte, den Krieg mit äusserster Anstrengung seiner Kräfte so lange fortzusetzen, bis Maria Theresia wieder zum ruhigen Besitz von Schlesien und Glatz gebracht, und Friedrich ganz unvermögend gemacht wäre, je wieder einen Angriff zu versuchen. Außer Schlesien sollte derselbe noch Vorpommern, Crossen, Magdeburg und Halberstadt, auch seine westphälischen Lande verlieren. Dieser Traktat, in welchem dies Alles mit großem Detail bestimmet ward, ist zwar nicht ratificirt worden, indeß beweiset derselbe, wie weit die Absichten des Wiener Hofes gingen. Auch scheint die Nichtratifikation weniger durch einige Abneigung des französischen Hofes, zum völligen Untergange des Königs von Preußen mitzuwirken, als durch die Schwierigkeiten hervorgebracht zu seyn, welche andere Gegenstände dieses Traktats, nämlich die Abtretung der österreichischen Niederlande, und die italienischen Angelegenheiten veranlaßt haben mögen. Wir verdanken die Kenntniß dieses für die Geschichte jener Zeit sehr merkwürdigen, so viel ich weiß, von keinem Geschichtschreiber (auch nicht von Flassan) erwähnten Aktenstücks einem um die Geschichte höchst verdienten Gelehrten, Herrn

die Gegner des österreichischen Systems immer lauter wurden und selbst beim Könige Eindruck machten. Endlich gelang es, die Entfernung des Herzogs von Choiseul am Ende des Jahrs 1770 zu bewirken; aber, wenn gleich ein Minister von entgegengesezten politischen Grundsätzen in dessen Stelle trat, so hatte doch der alte in niedrige Wollust versunkene Ludwig

Herrn Koch, der diesen aus 32 Artikeln und 10 Separat-Artikeln bestehenden Traktat in seinem Recueil des traités qui n'ont pas encore vu le jour Tom. II. p. 43 seq. mitgetheilt hat. In dem nachher unter dem 30sten December 1758 abgeschlossenen Traktat (s. denselben bey Wenck l. c. p. 185) wurden die für Frankreich lästigen und für Oesterreich günstigen Bedingungen fast ganz, nur mit minderer Ausführlichkeit, aufgenommen, und nur dasjenige weggelassen, was in dem nicht ratificirten Traktat vortheilhaft für Frankreich war. Ludwig XV machte durch denselben sich verbindlich, in Deutschland eine Armee von 100,000 Mann auf seine Kosten zu halten, die Subsidien, welche beide Mächte der Krone Schweden, um gegen Preußen zu agiren, versprochen hatten, allein zu übernehmen, das sächsische Corps bey der österreichischen Armee allein zu bezahlen. Auch versprach er bey dem künftigen Frieden der Kaiserin-Königin Schlesien, und dem sächsischen Hofe eine Entschädigung zu verschaffen, die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen König zu befördern, auch bey den in Italien bevorstehenden Veränderungen dem Hause Oesterreich mehrere Vortheile zuzugestehen.

wig XV nicht mehr Kraft, bessern Ueberzeugungen zu folgen. Doch wie sein Enkel Ludwig XVI den Thron bestiegen hatte, wandte die Parthey, welche der österreichischen Verbindung entgegen war, Alles an, um dieselbe als höchst unnatürlich und dem wahren Interesse Frankreichs widersprechend darzustellen. Der unglückliche Erfolg des siebenjährigen Krieges, der die unmittelbare Folge jener Verbindung war, schien solche Darstellung allerdings zu rechtfertigen. Frankreich hatte durch jenen Krieg, allein um die Absichten Oesterreichs zu befördern, einen Aufwand gemacht, durch welchen seine Finanzen gänzlich zerrüttet worden. Es hatte die Blüthe seiner streitbaren Jugend und zwar auf eine Art verloren, die den Ruhm seiner Waffen befleckte. Alle diese Opfer hatte Frankreich gebracht, um eine Macht zu unterdrücken, die sein natürlicher Alliirter war, deren Aufrechthaltung für Frankreich höchst wichtig war, deren Untergang, wenn er gelungen wäre, Oesterreich übermächtig machen mußte zum größten Nachtheil der Freiheit Deutschlands, deren Beschützer durch den westphälischen Frieden geworden zu seyn, Frankreich als seine größte Ehre, als den Grund seines Gewichts im europäischen Staaten-System betrachtete. Durch diesen unglücklichen Landkrieg wurden Frankreich alle Kräfte entzogen, die es zur See

den 10 May 1774

gegen

gegen seinen natürlichen Gegner hätte anwenden können; es verlor seine wichtigsten Besitzungen in fremden Welttheilen, seine Flotte wurde vernichtet und es sah endlich sich genöthigt, einen Frieden mit England zu unterzeichnen, dessen Bedingungen für jeden patriotischen Franzosen schmerzhaft waren [6]. Wirklich verlor Frankreich seit diesem Frieden das Ansehen, das es vorher unter den europäischen Staaten behauptet

d. 10ten Febr. 1763

---

6) Man hat ziemlich laut behauptet, England habe bey dem Pariser Frieden von 1763 gewagt, Frankreich ganz so zu behandeln, wie einst Rom Carthago, nämlich, in einem geheimen Artikel sey die Zahl der Schiffe bestimmt worden, welche Frankreich zu halten ferner erlaubt seyn sollte. Diese Behauptung, obgleich selbst in eine französische Staatsschrift vom J. 1778 eingeflossen, ist zwar falsch, aber sehr wahr ist es, daß England in der Zwischenzeit, vom Frieden von 1763 bis zum Ausbruch des amerikanischen Krieges, sich wirklich so benahm, als wenn eine solche Bestimmung im Frieden verglichen wäre. Bey jeder Vermehrung der Seemacht, welche der französische Hof unternahm, sogar bey jedem Gerücht von derselben, drang der brittische Bothschafter darauf, daß so etwas unterbleiben möchte, weil es bey seiner Nation widriges Aufsehen machen werde und das gute Vernehmen stören könne. Auch ließ der englische Hof, durch eigends dazu ausgesandte Männer, die Beschaffenheit der französischen Häfen, die Zahl und den Zustand der darin befindlichen Schiffe, so öffentlich und genau untersuchen, als wenn er förmlich dazu durch Traktaten berechtigt gewesen wäre.

hauptet hatte, und das Vertrauen, mit welchem die mittlern und mindermächtigen unter denselben zu ihm als ihrem Beschützer hinaufsahen, war vernichtet. Die wichtigsten Dinge gingen vor, ohne daß Frankreich um seine Zustimmung befragt wurde. So hatte Oesterreich von der mit Rußland und Preußen verabredeten Theilung Polens seinem Alliirten nicht früher einige Kenntniß gegeben, bis die Gewaltthat verübt war, so war es mit Frankreichs altem Alliirten, der Pforte, Verbindungen eingegangen, und hatte denselben entgegen gehandelt, es hatte ihr Schutz versprochen und sie aufgeopfert, ohne deshalb mit dem französischen Hofe Rücksprache zu nehmen. Alle diese Umstände wurden von den Gegnern der österreichischen Verbindung genuzt, um dieselbe als der Würde und dem Interesse Frankreichs äußerst nachtheilig zu schildern. Die jezigen Entwürfe Oesterreichs gegen Bayern erregten die Besorgniß, daß Kauniz in Deutschland ein Gleiches sich erlauben dürfte, als in Polen geschehen war. Auch in Italien fürchtete man die Vergrößerungs-Absichten dieses Ministers, und der sardinische Hof theilte seine Besorgnisse hierüber dem französischen mit 7). Es sey hohe Zeit, sagte man,

7) Wie diese Besorgnisse in der Folge noch zunahmen, versprach Ludwig XVI im August 1784 durch eine sehr geheim

man, ein Band zu zerreißen, was für Frankreich so unglückliche und schimpfliche Folgen gehabt habe. Der Streit über die bayersche Erbfolge biete Gelegenheit dar, deren Benutzung den Sinn des jungen Regenten für Gerechtigkeit bewähren, ihn dem natürlichen Alliirten seines Staats nähern, ihm die Achtung und das Vertrauen der Völker erwerben, und einen glänzenden Ruhm begründen werde, wie Frankreich ihn seit Ludwig XIV Zeit nicht gekannt habe.

Betrachtungen dieser Art waren wohl geeignet, auf das Gemüth Ludwig XVI zu wirken. Dieser
d. 10ten May, 1774 Monarch hatte im blühendsten Jugendalter den Thron bestiegen [8]), voll des ernsten Willens, den im Innern tief zerrütteten, an äußerer Achtung tief gesunkenen Staat herzustellen. Mit dem reinsten sittlichen Gefühl und großer Achtung für das Recht vereinte er einen sehr gesunden Verstand und Kenntnisse, wie sie in seinem Alter unter Fürstenkindern selten sind, die er täglich zu erweitern suchte. Er hatte nicht die Leiden-

heim gehaltne Convention dem Könige von Sardinien kräftigen Beistand, auf den Fall er von Oesterreich angegriffen würde, doch unter Bedingung, daß Sardinien seine Truppen vermehre und sich in Stand setze, einen ersten Anfall abzuhalten.

8) Er war geboren den 23sten August 1754.

denschaft des Eroberers, er liebte solche auch nicht bey Andern. Der unruhige Ehrgeiz Kaiser Joseph II stimmte nicht zu seinem Charakter. Wohl gewiß hätte Ludwig XVI den Bund mit Oesterreich nicht geschlossen; aber, da er ihn bestehend fand, konnte er, ohne sehr wichtige Gründe, sich nicht entschließen, ihn aufzuheben 9). Ohne Zweifel wirkte auch die liebens-

9) Die Mémoires du regne de Louis XVI par *Soulavie*, à Paris 1801, enthalten, neben manchen wenig interessanten Sachen, viele authentische Aktenstücke, welche für die neuere Geschichte brauchbar sind. Unter denselben ist auch, Tom. I. p. 86, ein Aufsatz unter dem Titel: Portrait du Duc de Choiseul, der, von Ludwig XVI eigner Hand geschrieben, sich unter den Papieren dieses Königs gefunden hat, der sehr wichtig ist, möge er nun von diesem Monarchen selbst herrühren, oder von ihm aus der Handschrift seines Vaters, des verstorbenen Dauphins, oder auch eines andern Staatsmanns abgeschrieben und mit eigenen Zusätzen vermehrt seyn. In diesem Aufsatz wird über das österreichische Bündniß Folgendes geurtheilt: „Choiseuls Allianz „mit Oesterreich ist gut, weil sie dem Unglück der „öftern Kriege mit dieser Macht ein Ende gemacht „hat und uns erlaubt, alle unsre Aufmerksamkeit auf „England zu wenden; aber sie ist unserm Interesse nicht „gemäß, weil sie den deutschen Kaisern verstattet, wenn „sie es gut finden, unsre alten Verbündeten zu drücken. „Die französische Regierung war seit Jahrhunderten „Be-

liebenswürdige Königin, Tochter Maria Theresens, nicht, die österreichische Verbindung zu erhalten, wenn gleich der junge König, bey aller Zärtlichkeit, die er für sie hatte, ihr keinen Einfluß auf die Angelegenhei-

„Beschützer der europäischen Mächte vom zweiten „Range, deren Zuneigung und Unterstützung uns „wichtig waren. Choiseul hat durch seine österrei-„chische Allianz diese von uns abgewandt. Die „französische Regierung vor ihm hatte Alles gethan, die „preußische Monarchie aufrecht zu erhalten, und durch „diesen neuen Staat uns ein Gegengewicht gegen die „Uebermacht der natürlichen Nebenbuhler Frankreichs „zu schaffen. Choiseul hat unsre Schätze und unsre Ar-„meen verschwendet, um, zu alleinigem Vortheil Oe-„sterreichs, diese Macht zu unterdrücken.“ Man kann diese und andre Urtheile, die ich noch anführen werde, nicht lesen, ohne die Reife der Einsicht des Monarchen in so früher Jugend zu bewundern. Wie viel bittere Leiden hätte Ludwig XVI sich selbst, seiner Familie und seinem Volk erspart, hätte nicht zu weit gehende Bescheidenheit ihn bewogen, eigner Einsicht weniger als dem Urtheil von Rathgebern zu folgen, die ihm an richtigen Blick nicht beikamen. So preiswürdig es ist, wenn Monarchen, ehe sie in wichtigen Fällen Entschlüsse fassen, die Meinung mehrerer, besonders erfahrner, Männer hören, so kann doch auch dieses zu weit getrieben werden. Es ist für das Wohl des Staats durchaus nöthig, daß ein Monarch auch Vertrauen zu eigner Einsicht habe, und, nachdem er Rath genug gehört, nach dieser eignen Einsicht seine Entschlüsse fasse und mit Festigkeit ausführe.

heiten der Regierung gestatten wollte, und sorgfältig wachte, die Verbindung mit dem Wiener Hofe ihrer Einwirkung zu entziehen [10]). Der Graf von Maurepas, ein von Ludwig XV seit vielen Jahren vom Hofe entfernter, aber von dem verstorbenen Dauphin sehr geschäzter und in seinen hinterlassenen Papieren dem Nachfolger empfohlner Staatsmann, war von dem jungen Könige mit großem Vertrauen zu seinem Rathgeber und Führer berufen und an die Spitze der Geschäffte gestellt. Dieser Staatsmann wurde zu früh und zu spät, als Knabe und als Greis, zu den Geschäfften berufen; seine reifsten Jahre brachte er in einer Muße zu, die er nicht würdig anzuwenden wußte. Noch kurz vor dem Tode Ludwig XIV, im J. 1715, wie er 14 Jahr alt war, wurde dem Grafen Maurepas das Ministerium des Seewesens anvertrauet.

10) In dem in voriger Note angeführten Aufsatz bey Soulavie sagt Ludwig XVI selbst: „Die Vermählung der Königin war ganz das Werk des Herzogs von Choiseul. „Er schloß sie allein in der Absicht, der österreichischen „Allianz noch mehr Stärke zu geben. Es ist aber nöthig, darauf zu achten, ob der Einfluß dieser Verbindung wirklich die Nachtheile dieser Allianz, die wir „bemerkt haben, vermehren werde." Diese Aeußerung beweiset, daß der Monarch den Vorsatz gefaßt hatte, der Gemahlin, die er zärtlich liebte, nicht Einfluß auf seine Politik zu gestatten.

trauet. Er behauptete sich unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans und auch noch lange unter Ludwig XV in diesem wichtigen Posten, ohne in demselben durch irgend etwas Großes sich auszuzeichnen. Er war immer mehr Höfling, als Staatsmann, ordnete die Geschäffte seinem Vergnügen unter. Im J. 1749 bewirkte die Marquise von Pompadour, deren Unwillen er durch Spottgedichte sich zugezogen hatte, seine Verweisung. Im J. 1774, wie er 73 Jahre alt war, berief ihn Ludwig XVI, auf die vom Dauphin, seinem Vater, ihm hinterlassene Empfehlung, zu seinem ersten Minister. Wahrscheinlich hatte vorzüglich der Umstand, daß Maurepas von der Pompadour verfolgt worden, dem Dauphin eine vortheilhafte Meinung von diesem Minister gegeben, auch wußte er, daß derselbe dem alten politischen System ergeben sey. Ludwig XVI bewies ihm bis zu seinem Tode im J. 1781 große Achtung, mehr aus Ehrfurcht für das Andenken des Vaters, als aus eigener Meinung. Denn der jugendliche Leichtsinn, mit dem Maurepas die Geschäffte spielend betrieb, und sein Egoismus paßten nicht zu dem ernsten Sinne und dem feinen sittlichen Gefühl des edelmüthigen jungen Monarchen. Es macht dessen Charakter Ehre, daß er durch einen solchen Leiter nicht verdorben wurde. Doch den Hauptfehler Ludwigs XVI, die Unentschlos-

schlossenheit, scheint Maurepas Einfluß noch vermehrt zu haben. Aber gewiß bestärkte dieser Minister den König in der Vorliebe zu dem alten politischen System seines Hauses. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Vergennes [11]), war diesem System gleichfalls geneigt. Sein persönlicher Charakter paßte ganz zu dem von Ludwig XVI. In den Gesandschaften zu Constantinopel und Stockholm wäh-

11) Gravier Graf von Vergennes, geboren zu Dijon 1719, fing 1750 die diplomatische Laufbahn als Gesandter zu Koblenz an, wurde 1755 Bothschafter in Constantinopel. Nach ausdrücklichem Befehl bewirkte er 1768 die Kriegserklärung der Pforte gegen Rußland, nachdem es ihm nicht gelungen war, seinen Hof zu überzeugen, daß dieser Schritt für die Pforte verderblich sey. Er hatte drey Millionen L. erhalten, um den Divan zu gewinnen, brachte sie aber bey seiner Rückkehr 1769 wieder mit, weil er ohne Bestechung den Zweck erreicht hatte. Er wollte sich nun den Geschäfften entziehen, wurde aber 1770 als Bothschafter nach Schweden gesandt, wo er großen Antheil an der Revolution hätte, die Gustav III im August 1772 bewirkte. Ludwig XVI ernannte ihn im Juli 1774 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Ihm bleibt das Verdienst, das gesunkene Ansehn Frankreichs, ohne dasselbe in Kriege zu verwickeln, wieder hergestellt, und seinem Monarchen einen Einfluß in die allgemeinen Angelegenheiten erworben zu haben, wie ihn auch Ludwig XIV nicht gehabt hatte. Vergennes starb den 13ten Febr. 1787.

während wichtiger Zeitpunkte gebildet, hatte Vergennes eine genaue Kenntniß der Verhältnisse der verschiedenen Staaten und ein richtiges Urtheil erworben. Er liebte Vorsicht und Mäßigung, war mehr für temporisirende, langsam wirkende, als für kühne, schnell durchgreifende Maaßregeln. Die Nachtheile der österreichischen Allianz entgingen ihm nicht; auch er hätte zu derselben nicht gerathen, wäre es noch darauf angekommen, sie abzuschließen. Aber, da er sie geschlossen fand, war er für ihre Erfüllung und Benutzung mit nöthiger Beschränkung ihrer nachtheiligen Folgen. Daß dieses sein Grundsatz sey, sagte er einst selbst dem Prinzen Heinrich von Preußen. Auch die Klugheit empfahl natürlich dieses System dem Minister, der bey einer Königin von Oesterreichs Stamm sich behaupten wollte. Aber daß diese Rücksicht nicht zu viel Einfluß auf ihn habe, bewies Vergennes, wie Kaiser Joseph II nach
im Apr. 1777 Frankreich kam. Man vermuthete, die Absicht dieses Besuchs sey, den jungen Monarchen zu noch mehr Befestigung und Ausdehnung des bestehenden Bündnisses zu bewegen, deshalb hielt der Minister es für Pflicht, seinem Monarchen ernsthaft die Gründe vorzuhalten, warum es durchaus nicht rathsam sey, sich auf solche Anträge einzulassen. Am Tage vor der Ankunft des Kaisers übergab er ihm

ein Mémoire [12]), worin er Folgendes sagte: „Die „Allianz mit Oesterreich hat keinen weitern Nutzen „für Frankreich, als daß sie den Ruhestand auf dem „festen Lande von Europa sichert, und uns erlaubt, „unsre Kräfte gegen England zusammen zu halten. „Eigentlich hätte es hierzu keines Bündnisses bedurft. „Ein nach guten Grundsätzen abgeschlossener und von „beiden Theilen mit Treue beobachteter Friede würde „eben dasselbe thun. Das Bündniß wird uns gegen „England, von dem wir am meisten zu besorgen haben, „nie von Nutzen seyn, und auf dem festen Lande hat „Frankreich von keiner Seite einen Angriff zu besor„gen. Dennoch kann das Bündniß nützlich seyn; „aber große Vorsicht ist nöthig, damit nicht Oester„reich allein Vortheile von demselben ziehe und es be„nutze, seine Vergrößerungs-Absichten auszuführen, „oder gar die Mächte zu unterdrücken, an deren Auf„rechthaltung Frankreich gelegen ist. Hieher gehört „besonders Preußen und die protestantische Parthey „in Deutschland. So wenig auch der jetzige preußi-

12) Siehe dieses wichtige Mémoire in Histoire de la diplomatie françoise par Flassan, à Paris 1809. Tom. VI. p. 127. Dieses Buch erfüllt zwar nicht ganz, was sein Titel verspricht, enthält aber viele höchst lehrreiche Nachrichten für die neuere Geschichte.

„sche König wegen seiner Moral Achtung verdient; „und Vertrauen einflößen kann; so ist es doch sehr „wichtig, daß er in dem Verhältniß, worin er jezt „ist, erhalten werde, um Oesterreich Besorgnisse zu „geben, die seiner Ehrsucht Schranken setzen, und „ihm den Beistand Frankreichs zum Bedürfniß ma„chen. Die Erhaltung der Pforte ist eben so wichtig. „Keine Vortheile, die Kaiser Joseph Ew. Majestät „könnte anbieten wollen, selbst wenn er die gesamm„ten österreichischen Niederlande abtreten wollte, ver„mögten den Verlust zu ersetzen, den Sie, sowohl an „verhältnißmäßiger Macht, als in der öffentlichen „Meinung von Europa leiden würden, wenn Sie „dagegen einwilligten, daß Oesterreich sich auf Ko„sten der Pforte vergrößerte. Der französische Be„sitz der Niederlande würde die Eifersucht andrer „Mächte erwecken, und unser ganzes politisches Sy„stem verwirren. Kein Besitzer dieses Landes ist „unserm Interesse mehr gemäß, als das Haus Oe„sterreich. Die Niederlande sind uns ein Unter„pfand, dessen wir uns jedesmal bemächtigen kön„nen, wenn es nöthig scheint, die Ehrsucht des „Wiener Hofes zurückzuhalten.“

Diese klare Darstellung macht gewiß der weisen Einsicht des Ministers eben so viel Ehre, als dem

Cha-

Charakter des Monarchen, dem so offen, und ohne alle Nebenrücksicht, die wahren Verhältnisse seines Staats vorgelegt werden durften. Die Aeußerung des Grafen von Vergennes über das wenige Vertrauen, welches Friedrich II Moral einflößen könne, gründet sich ohne Zweifel auf die Leichtigkeit, mit der dieser König seine Bundsgenossen in früheren Zeiten verlassen hatte, und zeigt, wie tief das Andenken davon gewurzelt war. Ueberhaupt konnte Friedrichs freie Denkungsart und öffentlich geäußerte irreligiöse Gesinnung weder Ludwig dem XVI, noch dem Grafen Vergennes besondre Neigung und Achtung für ihn einflößen, und dieser Umstand hatte vielen Antheil daran, daß alle Bemühungen Friedrichs, sich mit Frankreich näher zu verbinden, mislangen. Aber dennoch wurde die Wichtigkeit der Aufrechthaltung des preußischen Staats im Kabinette zu Versailles vollkommen anerkannt. Vergennes und sein König handelten hier, wie es die Häupter der Staaten immer sollten, allein nach großen und wahren politischen Ansichten, nicht nach persönlicher Neigung.

Von Josephs II Besuch wurde keine Folge im System des französischen Hofes bemerkt, entweder, weil der Kaiser keine Vorschläge that, oder, weil

Minister läugneten durchaus, daß hier der Fall sey, wo das Bündniß angewandt werden könne, weil dieses nur Garantie der Besitzungen enthalte, welche beide Mächte damals, als es geschlossen wurde, hatten, keineswegs aber den Zweck habe, neue Erwerbungen zu begünstigen, welche eine oder die andere Macht zu machen für gut finde, und die Kriege mit zu übernehmen, in welche sie sich deshalb verwickele. „Der König von Frankreich, sagte „Vergennes, beweise schon eine fast partheiische „Freundschaft, wenn er sich alles eigenen Urtheils „über die Gerechtigkeit der Ansprüche seines Alliir„ten auf Bayern enthalte, und wenn er die von des„sen Gegnern angerufene Garantie des westphäli„schen Friedens noch nicht geltend mache, wozu er „sich

„unterstützen. Doch habe ich ihr versichert, daß der „König von Preußen uns deshalb von unsrer Allianz „nicht abwendig machen solle, indem man sehr wohl „das Betragen eines Bundsgenossen misbilligen könne, „ohne sich deshalb mit ihm zu entzweien. Ich theile „Ihnen dieses mit, damit Sie dieselbe Sprache gegen „die Königin führen. Ich bin, wie Sie, der Mei„nung, daß wir durchaus keinen Schritt thun müssen, „welcher eine Billigung der Usurpation des Wiener „Hofes scheinen könnte, und Alles, was Sie in die„sem Sinne dem Grafen Mercy (östterreichischen Both„schafter) gesagt haben, ist ganz unbedenklich.“

„sich allein des Grundes bedienen könne, daß nicht „von einzelnen Ständen, sondern vom ganzen ver„sammelten Reich die Frage entschieden werden „könne, ob ein Fall vorhanden sey, wo die Garants „des westphälischen Friedens eintreten müßten.“ Wirklich war dieses auch der Grund, welchen der französische Hof gegen den Herzog von Zweybrücken und den König von Preußen anführte, warum er nicht als Garant des westphälischen Friedens zur Behauptung der deutschen Reichsverfassung auftreten könne. Bey andern Gelegenheiten hatte Frankreich freilich nicht mit so gewissenhafter Bedenklichkeit vermieden, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen, und gewiß fühlte Vergennes sehr gut, daß es im jetzigen Falle sehr wohl dazu berechtiget sey. Dieser Minister ist hart getadelt worden, daß er das, was ein Recht seines Staats war, nicht auch als dessen Pflicht betrachtet und diese erfüllt habe. Man hat ihm Schwäche und zu weit getriebene Schonung der Königin Schuld gegeben. Vielleicht wirkte allerdings die Betrachtung bey diesem Minister, daß, wenn er zum Bruche mit Oesterreich riethe, die Königin, aller guten Vorsätze Ludwigs XVI ohngeachtet, doch im Stande seyn werde, ihm seine Stelle sehr unangenehm zu machen, und daß, wenn er dieselbe aufzugeben genöthiget würde,

ein

ein Nachfolger noch weniger Widerstand thun werde. Aber auch ohne diese Betrachtung wird, glauben wir, derjenige, welcher sich ganz in die damaligen Verhältnisse versezt, den Grafen Vergennes milder beurtheilen müssen. Der erschöpfte Zustand der Finanzen und der Seekrieg erlaubten durchaus nicht, sich noch überdem in einen Landkrieg zu verwickeln. Die warnende Erfahrung, welche der siebenjährige Krieg hierüber gegeben, war noch zu neu, um bereits vergessen zu seyn; auch konnte Vergennes wohl hoffen, daß, auch ohne thätige Einmischung seines Hofes, die Absicht Oesterreichs werde vereitelt werden. Aber sehr gerechten Tadel würde dieser Minister verdienen, wenn er, wie ihm öffentlich vorgeworfen ist, unter Bedingung des Geheimnisses dem Wiener Hofe Geldhülfe zur Führung des bayerschen Krieges bewilliget hätte. Eine solche Nachgiebigkeit wäre unstreitig sehr unwürdig und den Grundsätzen ächter Politik widersprechend gewesen. Friedrich II soll dieses zweideutige Verfahren entdeckt und dem französischen Hofe vorgeworfen, Graf Vergennes aber es geläugnet und von Oesterreich dafür wenig Dank empfangen haben. Natürlich hätte ein solches Verfahren den französischen Hof bey beiden Theilen tief herabsetzen müssen. Ich wage es nicht zu entscheiden, ob dieser Vorwurf mit

Recht

Recht gemacht sey [14]). Wäre es der Fall, so würde er den König selbst treffen, denn es läßt sich nicht denken, daß der Minister, ohne Wissen und Genehmigung des Königs, eine Geldunterstützung des Wiener Hofes hätte bewirken können.

Ge-

14) Ich drücke mich hier zweifelhaft aus, weil ich, ohngeachtet des wichtigen Zeugnisses, das ich sogleich anführen werde, doch Mühe habe, mich von der Wahrheit dieser Anklage zu überzeugen. In allen Nachrichten, welche ich über jene Verhandlungen zu sehen Gelegenheit gehabt, habe ich nie eine Spur derselben gefunden, wohl aber eine beharrliche Abneigung des Wiener Hofes gegen den Grafen Vergennes. Auch Friedrich II erwähnt dieses doch ihm gewiß sehr wichtigen Umstandes in seiner Geschichte nicht. Eben so wenig ein Geschichtschreiber, von dem man nicht annehmen kann, daß, wenn die Sache gegründet wäre, sie ihm hätte unbekannt bleiben können, oder er sie absichtlich habe vorbeigehen wollen. Dieser Geschichtschreiber ist Flassan in der Histoire de la diplomatie françoise. Aber der Vorwurf, Oesterreich heimlich mit Gelde zu dem bayerschen Kriege unterstützt zu haben, ist dem Grafen Vergennes im November 1786 im versammelten Staatsrath, unter den Augen des Königs, vom Grafen Grimoard gemacht, in einem Aufsatze, den dieser Monarch selbst mit Randanmerkungen versehen, also nicht nur gehört, sondern selbst sehr aufmerksam gelesen hatte. Dieser unter den Papieren des Königs gefundene Aufsatz ist gedruckt in den Mémoires de Louis XVI par Soulavie Tom. V. und dieser Vorwurf findet sich daselbst pag. 53.

Gewiß ist, daß der französische Hof den Wiener eifrigst ermahnte, den Ansprüchen auf Bayern zu entsagen, und dieses den Kaiser Joseph und den Fürsten Kauniz oft zu lebhaften Unmuth bewegte. Lezterer beschuldigte den Alliirten einer Partheilichkeit für Preußen, wenn derselbe seine Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der Sache, welche Friedrich vertheidigte, auch in den schonendsten Ausdrücken zu erkennen gab. Nur in einem Augenblicke schien Vergennes wirklich geneigt, auf die Seite von Oesterreich zu treten, damals nämlich, wie bey den nach ausgebrochenem Kriege wieder eröffneten Unterhandlungen die Kaiserin-Königin sich erbot, das weggenommene Stück von Bayern zurückzugeben, und allen gemachten Ansprüchen gänzlich zu entsagen, unter der alleinigen Bedingung, daß auch Preußen von dem behaupteten Rechte abstehe, die fränkischen Fürstenthümer einst einzuziehen. Entweder war das Kabinet von Versailles wirklich überzeugt worden, daß hier eine Gleichheit der von beiden Theilen zu bringenden Opfer vorhanden sey, oder, wie es wahrscheinlicher ist, es gab solche Ueberzeugung nur vor, um den Wiener Hof zu befriedigen. Wirklich sagte Vergennes dem preußischen Hofe: „Die großmüthige Erklärung der Kaiserin-Königin „habe die Lage der Sache ganz verändert, denn,

„da

„da Oesterreich jezt jeder Vergrößerung entsage, „und alle an der bayerschen Erbschaft Betheiligte „die von Preußen verlangte Befriedigung erhalten „sollten, so stehe der Herstellung des Ruhestandes „von Deutschland nichts mehr entgegen, und der „Krieg werde blos um der Ansprüche des Königes „willen fortgeführt werden müssen, wenn dieser sich „nicht entschließen wollte, dieselben dem allgemeinen „Wohl aufzuopfern.“ So äußerte sich Vergennes. Aber, als Friedrich deutlich machte, daß von ihm durchaus keine Ansprüche irgend einer Art gemacht würden, daß er nichts verlange, als in den innern Einrichtungen seines Hauses, die außer demselben Niemand angingen, und über welche in demselben sich Niemand beschwerte [15]), nicht gestört zu werden, und daß solche Einrichtungen mit Oesterreichs unrechtlicher Besitznahme ihm ganz fremder Lande durchaus nicht verglichen werden könnten; so vermogte

15) Dieses konnte der König mit vollem Rechte sagen. Aber man sieht hieraus, wie ungemein wichtig es ihm seyn mußte, daß die nachgebornen Prinzen seines Hauses nicht aufgeregt würden, auf den Fall des dereinstigen Erlöschens der markgräflichen Linie auf Errichtung einer neuen Sekundo-Genitur zu bestehen, da sie bey solchem Verlangen ohnfehlbar vom Wiener-Hofe Unterstützung erwarten konnten.

mogte der französische Minister die Stärke dieser Gründe nicht zu verkennen. Er fuhr eifrigst fort, andere Auswege zu suchen, um dem Kriege ein Ende zu machen. Da Alles darauf ankam, Rußland durch Berichtigung seiner Irrungen mit der Pforte die Freiheit zu verschaffen, die Pflichten seiner Allianz mit Preußen zu erfüllen; so war Frankreich um so williger, hierzu, nach Friedrichs Wunsche, mitzuwirken, je mehr es von einem neuen Kriege im Osten von Europa nur noch gehäufte Demüthigungen seines alten Alliirten voraussehen konnte. Der französische Bothschafter in Constantinopel, Marquis de St. Priest, wandte Alles an, um den Divan zu überzeugen, daß, so hart die im lezten Frieden gebrachten Opfer auch immer wären, es doch unter den jezigen Verhältnissen unmöglich sey, sich dem, wozu man sich einmal verstanden, entziehen zu wollen, und daß jeder Versuch des Widerstandes das osmanische Reich nur noch größerem und gewisserem Verderben aussezen werde. Diese Bemühungen schienen, nach langem Widerstreben der Türken, endlich guten Erfolg zu versprechen [16].

Kaum

---

16) Ein englischer Schriftsteller, der von diesen Begebenheiten sehr wohl unterrichtet seyn konnte, (Hr. Eton im

Kaum war die russische Kaiserin dessen versichert, so erfüllte sie ihr dem Könige gegebnes Ver-

 spre-

---

im Survey of the Turkish Empire. London 1798. p. 399.) versichert, die französische Vermittlung sey damals nur deshalb eingetreten, weil der englische Bothschafter zu Constantinopel, Ainslie, die von Rußland nachgesuchte Vermittlung seines Hofes abgelehnt habe. Hr. Eton sezt hinzu, er wisse nicht, aus welchen Gründen dies geschehen seyn könne, und wir gestehen, daß uns die Nachricht sehr unwahrscheinlich vorkommt, nicht nur, weil wir derselben nirgend anderswo erwähnt gefunden, sondern vornehmlich deshalb, weil es sich kaum denken läßt, daß England eine so gute Gelegenheit habe sollen vorbeigehen lassen, sich dem russischen Hofe in einem wichtigen Geschäfft gefällig zu beweisen, und bey Bestimmung der neuen Handelsverhältnisse, die seine Aufmerksamkeit gewiß sehr anzogen, mitzuwirken. Auch ist sehr zu zweifeln, daß die Pforte Englands Mediation angenommen haben würde, dessen Vorliebe für Rußland jener bekannt genug war. Wir vermuthen, Eton's Nachricht beruhe nur darauf, daß der russische Bothschafter Stechiof ohne Auftrag nur gelegentlich einmal auf verbindliche Art den englischen Bothschafter Ainslie sondirt haben mag, ob sein Hof zu Uebernahme der Mediation geneigt seyn möchte? Dies mag Ainslie höher, als es gemeint war, genommen, und nachher, wie der Vergleich unter französischer Mediation zu Stande kam, sich gerühmt haben, es habe nur von ihm abgehangen, diese Ehre zu haben. Uebrigens ist es begreiflich, daß Katharinen II die Mediation Frankreichs vorzüglich wichtig war, sowohl, weil

sprechen, und ließ durch eine in Wien übergebne Erklärung (von der auch dem Reichstage Kenntniß gegeben wurde) die Kaiserin-Königin ersuchen: den Beschwerden verschiedener Reichsfürsten über die gewaltsame Besitznahme eines Theils von Bayern vollständig abzuhelfen, da sie, im Fall des Gegentheils, sich genöthiget sehen würde, ihren Verbindlichkeiten gegen den König von Preußen Genüge zu leisten, und zu dessen Beistande ein Corps ihrer Truppen, in Gemäßheit der Traktaten, abgehen zu lassen. Der russische General Fürst Repnin kam bald nachher bey dem Könige in Breslau an, bestimmt, entweder als Bevollmächtigter der Kaiserin den Frieden zu diktiren, oder das Hülfscorps anzuführen. Friedrich bemerkte jedoch sehr bald, daß er von leztern wenig Beistand erwarten dürfe. Er that den natürlichen Vorschlag, das russische Corps möge in die mit wenigen Truppen besezten österreichischen Provinzen Gallizien und Lodomirien, und, nach den Umständen, weiter in Ungarn und Siebenbürgen eindringen. Der König wollte diese Provinzen ganz seiner

---

weil diese das meiste Gewicht hatte, als auch, weil jene Monarchin gern sah, daß Frankreich dadurch, daß es zur Annahme so nachtheiliger Bedingungen rieth, sein eignes Ansehn und das Zutrauen der Pforte immer mehr herabsezte.

seiner Alliirten überlassen, welche hier auf einen Aufstand der Unterthanen griechischer Religion rechnen könne. Das russische Corps sollte für sich allein agiren, doch durch die gleichzeitigen Bewegungen des Königs unterstüzt werden. Dieser Vorschlag wurde abgelehnt. Rußland wollte 16,000 Mann zu der Armee des Königs stoßen lassen, aber dieses kleine Corps würde ihm jährlich über zwey Millionen Thaler gekostet haben. Außerdem verlangte man vom Könige noch eine halbe Million Subsidien wegen des Krieges mit der Pforte, zu dem sich die Kaiserin noch immer bereit halten müsse. Bey solchen Forderungen hatte Friedrich weit mehr Ursach zu wünschen, daß seine Bundsgenossin ihm den Frieden verschaffen, als daß sie ihn im Kriege unterstüzen möge. Auch nahm Fürst Repnin, wie der König sich ausdrückt, weit mehr die Miene eines Bevollmächtigten an, der im Namen seiner Monarchin in Deutschland Geseze vorschreiben wollte, als eines Feldherrn, der ein Hülfscorps anzuführen bestimmt sey.

Die russische Erklärung, welche Fürst Kaunitz noch nicht erwartet hatte, machte indeß zu Wien großen Eindruck. Bereits vor deren Eingang hatte Maria Theresia, welche sehnsuchtsvoll die Herstellung des Friedens wünschte, einen neuen und wich-

tigen Schritt zu diesem Zwecke gethan; sie hatte förmlich die Vermittlung des Königs von Frankreich und der russischen Kaiserin nachgesucht. Ihr Schreiben an diese Monarchin begegnete der Erklärung der leztern. Friedrich II sieht dieses als einen glücklichen Zufall an, denn wahrscheinlich, glaubt er, hätte Katharina II ihre ernstliche Erklärung, die so gute Wirkung that, noch zurückgehalten, wäre das ihrer Eitelkeit schmeichelnde Gesuch der Kaiserin-Königin ihr vor dem Abgang jener zugekommen.

Da beide Höfe sich zur Annahme der Vermittlung geneigt erklärten, so theilte Friedrich dem französischen im Vertrauen einen Entwurf der Bedingungen mit, auf welche der Friede abgeschlossen werden könne, mit Angabe der Gründe, weshalb jede anderen von ihm verworfen werden müßten. Der französische Hof communicirte diesen Entwurf als den seinigen nach Wien; er fand die völlige Beistimmung der Kaiserin-Königin. So war man über das Wesentliche eins, daß nämlich die Convention vom dritten Januar zurückgenommen, doch Oesterreich einen kleinen Distrikt von Bayern behalten sollte. Es wurde beschlossen, zu völligem Abschluß des Friedens in der Stadt Teschen im österreichischen Schlesien durch Bevollmächtigte aller interessirten Höfe zusammenzutreten.

Diese

Diese Bevollmächtigten waren, von russischer 1779
Seite der Fürst Repnin, von französischer der Baron Breteuil als vermittelnde Minister; der Graf Philipp Cobenzl war der österreichische, der Baron von Riedesel der preußische Bevollmächtigte; vom Churfürst von der Pfalz war es der Graf Törring-Seefeld, vom Churfürst von Sachsen der Graf von Zinzendorf, und vom Herzoge von Zweybrücken der Herr von Hofenfels. Am 13ten März wurden die Unterhandlungen eröffnet. Obgleich die Kaiserin-Königin sich bereits mit dem vom französischen Hofe vorgelegten Entwurfe einverstanden erklärt hatte, so war doch das Interesse der Theilnehmer so mannichfach verschieden, und außer dem Hauptgegenstande mußten so viele hinzugekommene Nebenpunkte abgemacht werden, daß die Unterhandlung noch immer einige Zeit foderte, und noch mehrere Schwierigkeiten mußten überwunden werden, ehe man zum Abschluß kommen konnte. Der Herzog von Zweybrücken wollte sich durchaus nicht dabey beruhigen, daß ein, wenn gleich nur kleines, Stück von Bayern getrennt werden sollte. Der Bevollmächtigte dieses Fürsten, ein lebhafter, thätiger Mann, sezte Alles in Bewegung, um die in den Reichsgesetzen gegründete Untheilbarkeit eines Churlandes zu behaupten; auch wußte er, daß er Herzberg hiebey auf seiner Seite hatte, wel-

1779 cher nur ungern dem Wiener Hofe etwas nachgegeben sahe. Indeß Friedrich entschied für dieses Nachgeben, und ließ dem zweybrückischen Minister bemerklich machen, daß sein Herr zufrieden seyn müsse, den bey weitem größten Theil seiner Stammlande zu retten, da der König um des kleinen davon zu trennenden Distrikts willen, wofür doch noch Entschädigung gegeben werden solle, sich mit den beiden großen Mächten nicht entzweien könne, welche so weit nachgegeben wissen wollten. Auch der chursächsische Gesandte, der wegen der Allodial-Ansprüche anfangs sehr große Foderungen machte, ließ sich endlich bedeuten, und begnügte sich mit dem, was zu erhalten möglich war.

Die bedeutendsten Zögerungen kamen vom Wiener Hofe. Noch immer schmeichelten Kaiser Joseph und Fürst Kauniß sich mit der Hoffnung, daß die Unterhandlungen zwischen der Pforte und Rußland sich noch zerreißen, und leztere Macht nicht im Stande seyn werde, ihre Drohungen zu erfüllen. So lange diese Hoffnung blieb, wurden immer noch neue Rüstungen zum Kriege gemacht, und Kaiser Joseph brachte seine Mutter sogar dahin, eine Aushebung von 80,000 Mann zu verfügen, mit denen die Armee vermehrt wurde. Auch in den Friedens-

densverhandlungen wurden immer neue Schwierig- 1779
keiten erfunden, um den Abschluß aufzuhalten. Bald stritt man über Nebenpunkte, bald nur über den Ausdruck. Um jedoch das Gehässige geflissentlicher Verzögerungen vom Wiener Hofe abzuwenden, mußte Churfürst Carl Theodor meistens die Vorwände hergeben. Er wollte nicht zugeben, daß der Herzog von Zweybrücken als Hauptcontrahent an dem Frieden Theil nehme. Man gab nach, und es wurde beliebt, dieser Fürst solle den abzuschließenden Traktaten nur beitreten. Dann wollte der Churfürst nicht, daß die Verträge seines Hauses in dem Friedensschlusse bestätigt und garantirt würden. Er weigerte sich, zur Befriedigung des Churfürsten von Sachsen beizutragen, und endlich ging er so weit, zu erklären, daß er, statt sich den Entscheidungen des Congresses zu Teschen zu unterwerfen, sich lieber an die mit dem kaiserlichen Hofe abgeschlossene Convention halten wolle. Die vermittelnden Minister sahen sich zulezt genöthiget, mit dem schwachen Fürsten in einem Tone zu reden, wie er der Würde ihrer Höfe gemäß war. Beide Männer, vorzüglich jedoch Breteuil [17]), bewiesen in der That großen Eifer, um

17) Das Betragen dieses Ministers erwarb demselben die höchste Achtung bey allen theilnehmenden Höfen. Auf die

1779 den Frieden zu Stande zu bringen; sie sezten den mannichfach erhobenen Schwierigkeiten ungemeine Mäßigung und Geduld entgegen. Auch der König ließ sich durch nichts irren, was er als Nebensache betrachten konnte.

Endlich gelang es dem französischen Bothschafter zu Constantinopel, die Pforte zur Einwilligung aller Forderungen Rußlands zu bewegen, und deshalb eine den Frieden von Kutschuk-Kainardgi erklärende Convention zu Stande zu bringen [18]. Die
d. 10ten März. freie Schiffahrt auf den türkischen Gewässern wird den Russen ohne alle Beschränkung zugestanden; die Unabhängigkeit der Tataren und der Rußland zugethane Chan werden anerkannt. Auch die bleibende Verbindung mit dem Großherrn als geistlichem Ober-

die beste Art und mit zuvorkommender Höflichkeit beseitigte er die Ansprüche des russischen Bothschafters wegen Cerimoniels, noch ehe dieser sie vorbringen konnte. Nach geschlossenem Frieden trug ihm Kaiser Joseph die Würde eines deutschen Reichsfürsten an, aber Breteuil verbat sie, weil es, sagte er, wider seine Grundsätze sey, dafür, daß er seine Pflicht gethan, eine Auszeichnung von einer fremden Macht anzunehmen.

18) S. dieselbe in v. Martens Recueil des traités T. III. pag. 349.

Oberhaupt wird so bestimmt ausgedrückt, um jeden 1779
Einfluß auf weltliche Hoheit abzuschneiden; die Ausübung der dem Großherrn zustehenden Hoheit über die Moldau und Wallachey wird noch mehr beschränkt, und Rußland erhält das Recht, sich in die Angelegenheiten dieser Lande zu mischen. Katharina II, welcher nach dem innern Zustande ihres Reichs und ihrer Finanzen ein Bruch mit der Pforte ohnedem im jezigen Augenblick sehr ungelegen gewesen wäre, fand sich nun beruhiget, und sie erklärte dem Könige, daß ihrer Theilnahme an den Angelegenheiten Deutschlands jezt nichts mehr im Wege stehe. Wie die Nachricht von dieser abgeschlossenen Convention nach Wien kam, gaben Joseph und Kauniß die Hoffnung ganz auf, den Krieg erneuern zu können. Churfürst Carl Theodor erhielt einen Wink, keine weitern Schwierigkeiten zu machen, und Graf Cobenzl wurde zum Abschluß des Friedens befehligt. Da man über die wesentlichen Punkte schon vorher einverstanden war, konnte, sobald es Oesterreich ernstlich wollte, diesen Abschluß nichts mehr aufhalten. So wunderbar sind die Schicksale der Völker, auch in den entferntesten Landen, durch einander verflochten! Ob Böhmen und Mähren, Sachsen oder Schlesien durch Krieg verwüstet werden sollten, hing an dem Faden einer Unterhandlung, die zwischen Petersburg und

Con=

1779 Constantinopel geführt wurde. Die Anerkennung eines Tartar-Chans durch die Pforte mußte der Behauptung der Stammlande eines deutschen Fürstenhauses vorgehen.

Um der Kaiserin-Königin ein Compliment zu
d. 13ten May machen, wurden am 62ten Geburtstage dieser Monarchin sämmtliche Traktaten unterzeichnet, aus welchen dieser Friedensschluß zusammengesezt ist [19]. Es sind folgende:

1) der Friedenstraktat zwischen der Kaiserin-Königin und dem Könige von Preußen;

2) Separat-Artikel, durch welchen der Churfürst von Sachsen diesem Traktat beitritt;

3) Convention zwischen der Kaiserin-Königin und dem Churfürsten von der Pfalz;

4) Akte, durch welche der Herzog von Pfalz-Zweybrücken dieser Convention beitritt;

5) Convention zwischen dem Churfürsten von der Pfalz und dem Churfürsten von Sachsen, nebst Beitritts-Akte des Herzogs von Zweybrücken;

6)

19) S. dieselben in Graf Herzbergs Recueil Vol. II. p. 267; auch in v. Martens Recueil Tom. II. p. 1.

6) Separat-Akt zwischen dem Churfürst von der Pfalz und dem Herzoge von Zweybrücken; 1779.

7) Akte, durch welche der römische Kaiser in seiner Eigenschaft als österreichischer Mitregent und Erbe dem von seiner Mutter abgeschlossenen Frieden beitritt, und Annahme dieses Beitritts durch den König von Preußen;

8) Akte, durch welche die vermittelnden Minister alle diese Traktaten und sämmtliche darin enthaltenen Bedingungen im Namen ihrer Souverains garantiren.

Der wesentliche Inhalt dieser verschiedenen Traktaten ist folgender:

1) die am 3ten Januar 1778 zwischen der Kaiserin-Königin und dem Churfürst Carl Theodor abgeschlossene Convention wird vernichtet; jene Monarchin entsagt für sich und ihre Erben allen Ansprüchen an Bayern; sie giebt die davon in Besitz genommenen Distrikte und die Herrschaft Mindelheim zurück; sie verspricht mit den böhmischen Lehen in der Oberpfalz das churpfälzische Haus wiederum zu belehnen, so, daß dieses sie auf eben dem Fuß besitzen soll, wie das ausgestorbene churbayersche sie besessen hat.

2)

1779 2) Die Kaiserin-Königin will gemeinschaftlich mit dem Könige von Preußen bey Kaiser und Reich sich dahin verwenden, daß alle vom lezten Churfürsten von Bayern besessene nach dessen Tode sequestrirte Reichslehen im bayerschen und schwäbischen Kreise dem Churfürsten zu Pfalz und dem pfälzischen Hause wieder verliehen, und jenem sofort, nach erfolgter Ratifikation dieses Friedens, deren Verwaltung eingeräumt werde.

3) Die Kaiserin-Königin überträgt ihre böhmischen lehnsherrlichen Rechte über die gräflich schönburgischen Herrschaften Glaucha, Waldenburg und Lichtenstein an den Churfürsten von der Pfalz.

4) Der Churfürst von der Pfalz tritt diese böhmischen Lehnrechte über die schönburgischen Herrschaften [20]) an den Churfürsten von Sachsen ab, und

20) Die dem alten reichsunmittelbaren Geschlecht der Grafen und Herren von Schönburg gehörenden Herrschaften Glaucha, Waldenburg und Lichtenstein sind vom sächsischen Gebiet umschlossen, ob sie aber zu Sachsen gehören und der sächsischen Landeshoheit unterworfen sind, dieses ist seit langer Zeit zwischen dem Churhause Sachsen und den Grafen streitig gewesen. Leztere waren von der Krone Böhmen mit diesen Herrschaften, als einem Reichs-Afterlehn, beliehen,

und verspricht diesem überdem sechs Millionen 1779
Gulden im 24 Gulden-Fuß, in sechsmonatlichen Terminen, jeden zu 250,000 Gulden zu zahlen, und damit am 4ten Januar 1780 anzufangen. Der Churfürst von Sachsen erklärt sich hierdurch für alle seine Anfoderungen an die bayer-

liehen, und der Wiener Hof hatte dieses Verhältniß oft benuzt, um sich die Entscheidung der streitigen Frage beizulegen, und die Grafen bey ihrer behaupteten Unabhängigkeit von Sachsen zu schützen. Dieses war noch im Jahr 1777 geschehen, indem österreichische Truppen in die Herrschaften einrückten und mit Aufhebung der Recesse, durch welche in früherer Zeit chursächsische Hoheitsrechte anerkannt waren, den Grafen von Schönburg in den Besitz völliger Landeshoheit sezten. Nach ausgebrochenem Kriege nöthigte Chursachsen diese Truppen zum Abzuge und stellte den vorher gewesenen Zustand wieder her. Auch suchte dasselbe den mit Oesterreich über die bayersche Erbfolge entstandenen Streit zu benutzen, um gänzliche Abtretung der böhmischen Lehnrechte zu erhalten. Der Wiener Hof machte anfangs viele Schwierigkeiten, doch verstand er sich endlich dazu, diese Rechte an den Churfürsten von der Pfalz abzutreten, damit dieser sie wieder an den sächsischen Churfürsten überlassen und auf dessen Allodial-Forderung abrechnen könne. Für das sächsische Churhaus war es sehr wichtig, diese unangenehmen Irrungen mit seinen Vasallen, welches die Grafen von Schönburg wegen anderer Besitzungen unstreitig waren, abgemacht und das Recht der Einmischung eines mächtigen Nachbars für immer beseitigt zu sehen.

1779 bayersche Allodial-Erbschaft befriedigt, und alles Allodialvermögen wird nun mit den Stammlanden des pfälzischen Hauses vereinigt und mit dem Fideicommis belegt, unter welchem sich jene befinden.

5) Der Churfürst von der Pfalz und der Herzog von Zweybrücken verbinden sich auf das feierlichste, die in den Jahren 1766, 1771 und 1774 abgeschlossenen Hausverträge nach ihrem ganzen Inhalte zu beobachten, und diese Verträge werden von den Haupt-Contrahenten des Friedens und von den Vermittlern garantirt.

6) Die Kaiserin-Königin verbindet sich, einer dereinstigen Vereinigung der Fürstenthümer Anspach und Bayreuth mit den brandenburgischen Hauptlanden nichts entgegen zu setzen. Auf den Fall, daß diese Vereinigung erfolgen wird, will die Kaiserin-Königin die im Umfang der fränkischen Fürstenthümer belegenen böhmischen Lehen, der König aber dagegen dieser Monarchin die im Herzogthum Oesterreich belegenen brandenburgischen Lehen abtreten [21].

7)

21) Die Krone Böhmen besaß innerhalb der fränkischen Fürstenthümer mehrere Lehen, und eben dergleichen das Haus

7) Der Churfürst von der Pfalz, zum Beweise 1779
seiner Erkenntlichkeit für die von der Kaiserin-Königin erfahrne Zuneigung, tritt dieser Monarchin für sich und seine Erben einen Distrikt von Bayern ab, der von den Flüssen Donau, Inn und Salza umfaßt ist. Diese Flüsse bleiben beiden Theilen gemein, und keiner derselben kann ihrem Lauf eine andre Richtung geben, noch an denselben neue Zölle anlegen. Dieses soll auch nicht von Oesterreich auf einem kleinen Strich des Inn geschehen, wo dessen beide Ufer ihm gehören.

8) Die Kaiserin-Königin und der König von Preußen wollen bey dem Kaiser sich verwenden, um den Herzogen von Mecklenburg das Jus de non appellando zu verschaffen.

9)

Haus Brandenburg im Erzherzogthum Oesterreich. Zu Wahrung der Gerechtsame über leztere war zu Wien ein brandenburgischer Lehnprobst und Lehnhof. Diese lehnherrlichen Rechte wurden durch den Teschner Frieden gegenseitig ausgetauscht, so, daß die Vasallen künftig ihre Landesherren auch zu Lehnsherren erhielten. Nach Bestimmung des Friedens sollte dieses erst dann geschehen, wenn die fränkischen Fürstenthümer mit dem Hauptlande vereinigt würden. Es ist aber bereits in den nächsten Jahren, noch während Friedrichs II Leben, dieser Punkt des Friedens zum Vollzug gebracht.

1779 9) Alle Contrahenten wollen den Kaiser und das deutsche Reich ersuchen, diesen Friedens-Traktaten beizutreten und allen darin enthaltenen Bestimmungen völligen Beifall zu geben.

Durch diese Traktaten war also die gestörte Ruhe von Deutschland wieder hergestellt. Zur Freude seiner Fürsten und Völker war die Verfassung aufrecht erhalten und aus einer Gefahr gerettet, die um so bedenklicher war, da sie von einer Seite drohete, von welcher diese Verfassung vielmehr Schutz erwarten mußte. Genugthuend war es für den deutschen Patrioten und den Freund der Gerechtigkeit, daß die durch Gewalt abgedrungene Convention völlig vernichtet und Oesterreich genöthiget wurde, die widerrechtlich gethanen Schritte feierlich zurückzunehmen. Zwar erhielt es einen Distrikt von Bayern, der, das Erzherzogthum mit Tyrol verbindend, ihm sehr gelegen und ein fruchtbares Land war. Aber wohlbedächtig wurden die Ausdrücke des Friedensschlusses so gewählt, um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß nicht wegen einiges zugestandenen Rechts, nicht wegen der gemachten Ansprüche, sondern allein in Erwiederung der von der Kaiserin-Königin bewiesenen Zuneigung dieser Strich überlassen werde, der auch gar nicht einmal zu demjenigen

Theile von Bayern gehörte, auf welchen der Wiener 1779 Hof rechtliche Ansprüche zu haben behauptet hatte. Dieses leztere und bereits in Besitz genommene Stück wurde auf 234 deutsche Quadratmeilen, der jezt überlassene Strich aber auf 38 solcher Meilen geschäzt. Dieses war in den Augen Friedrichs kein Gegenstand, der es verdiente, ferner sein Volk den Lasten des Krieges auszusetzen, auch wußte der König, daß er bey Fortführung des Krieges nicht auf die Billigung der vermittelnden Mächte, noch weniger auf den Beistand einer derselben hätte rechnen dürfen.

Maria Theresia war höchlich vergnügt, den Frieden wieder errungen zu haben. Zwar war es dieser Monarchin sehr empfindlich, zu öffentlicher Zurücknahme eines von ihr abgeschlossenen Vertrags, zur Zurückgabe eines schon in Besitz genommenen Landes gezwungen zu seyn. Sie konnte ihre Bitterkeit hierüber nicht zurückhalten, und in vertrauten Unterredungen entfuhr ihr, wohl noch während des Krieges, den König mit den Worten: ce méchant homme, zu bezeichnen [23]). Aber dennoch war sie fest entschlossen, von nun an mit dem bösen Manne in

23) S. Flassan l. c. Tom. VI. p. 243.

1779 guter Freundschaft und ununterbrochenem Ruhestande zu leben; auch ließ sie ihm die Gerechtigkeit wiederfahren, daß er in dieser Sache edel gehandelt und sein ihr gegebnes Wort erfüllt habe, auf billige Bedingungen Frieden schließen zu wollen [23]. Weit empfindlicher fühlte Joseph II durch den Ausgang des Krieges sich gekränkt. In der ersten Unterredung, die er mit dem vom Friedens-Congreß zurückkehrenden französischen Bothschafter Breteuil hatte, hielt er es nicht zurück, wie er von Frankreich in dieser Sache mehr Theilnahme und Beistand erwartet hätte, und wie es ihm sehr wehe thue, mit einem wohlgerüsteten Heere von mehr als 300,000 Mann nichts gethan zu haben [24].

Beide vermittelnde Mächte waren mit dem Frieden, den sie bewirkt hatten, sehr zufrieden. Frankreich konnte nun ungehemmt seine Kräfte gegen England wenden; es hatte sich Preußen genähert und das Vertrauen des deutschen Reichs wieder gewonnen, da

23) Der Engländer Coxe (in Hist. de la maison d'Autriche T. V. p. 401) versichert, diese Aeußerung von demjenigen vernommen zu haben, der sie selbst aus der Kaiserin Munde gehört hatte.

24) S. Flassan l. c. Tom. VI. p. 247.

da es einen Beweis gegeben, daß die Behauptung der 1779
deutschen Verfassung ihm noch immer wichtig sey, und
die Allianz mit Oesterreich es nicht zum Beförderer
aller Vergrößerungs-Entwürfe dieses Hauses mache.
Rußland fand sich geschmeichelt, daß Krieg oder
Friede zwischen den beiden großen deutschen Mächten
von seiner Erklärung abgehangen habe. Es war
Katharina angenehm, nun auch Oesterreich, das ihren
Entwürfen gegen die Pforte entgegen gearbeitet hatte,
etwas gedemüthigt zu sehen. Doch diese Monarchin
wollte ihre Vermittlung zu noch bleibendern Vortheilen benutzen. Schon Peter der Große hatte den Gedanken, seinem Staate das Recht zu erwerben, in
den Angelegenheiten Deutschlands mitzusprechen.
Katharina, welche immer gern auf dem Wege des
Stifters der russischen Größe wandelte, glaubte solches Recht jezt wirklich erworben zu haben. Der
Teschner Friede bestätigte den Westphälischen, also
war Rußland Garant nicht nur von jenem, sondern
auch von diesem Frieden, und dadurch der Verfassung
des deutschen Reichs, welche in den Bestimmungen
des westphälischen Friedens gegründet ist. So folgerte Katharina II und hielt von nun an sich berechtiget, an allen deutschen Angelegenheiten, so oft sie es
gut fände, Theil zu nehmen. Um sich sofort in den
Besitz dieses Rechts zu setzen, sandte sie bevollmäch-

1779 tigte Minister nach Deutschland, und accreditirte dieselben bey den einzelnen Kreisen und den verschiedenen Höfen. Man hat den französischen, den österreichischen und preußischen Hof getadelt, den ersten, daß er einer neuen Macht gestattet, sich neben ihn als Garant der deutschen Verfassung zu stellen, beide leztern aber, daß sie Rußland zu unmittelbarer Theilnahme an deutschen Angelegenheiten einen rechtlichen Vorwand verschafft hätten. Dieser Tadel ist unbillig. Der Wiener Hof war es, der Rußlands Vermittlung zuerst anrief. Sehr natürlich versuchte er, eine bedeutende Macht, die seinem Gegner beizutreten im Begriff stand, dadurch für sich zu gewinnen, daß er ihre Mitwirkung zum Frieden verlangte, zu dem er geneigt sey. Preußen konnte diese Mitwirkung nicht ablehnen, die es bey den bestehenden freundschaftlichen Verhältnissen sich geneigt halten mußte. Auch Frankreich, dessen Vermittlung zugleich erbeten war, konnte der Zuziehung Rußlands nicht widersprechen, da es sich der Gefahr ausgesezt haben würde, alsdann ganz ausgeschlossen zu werden. Uebrigens konnte Frankreich wohl hoffen, seinen lange gehabten überwiegenden Einfluß im deutschen Reiche, dem es ungleich näher war, immer zu behaupten, so wie Oesterreich und Preußen sich gegenseitig schmeichelten, den Rußland zugestandenen Einfluß theils gehörig zu be-

beschränken, theils ihn nur zu eigenem Besten zu 1779
benutzen.

In Friedrichs eigenen Landen war der Druck des nur an den äussersten Gränzen geführten Krieges wenig gefühlt; dennoch freute man sich über das Ende desselben, und sahe mit innigem Vergnügen den König zu seiner gemeinnützigen Thätigkeit im Frieden zurückkehren. Sein Benehmen hatte die Verehrung für ihn bey seinem eigenen Volke, wie im Auslande, noch beträchtlich vermehrt. Auch nicht der leiseste Verdacht war möglich, daß er diesen Krieg aus ehrsüchtiger Absicht geführt habe. Friedrich hatte jeden Antrag eigner Convenienz unter der Bedingung, dem Unrecht, das Fremden geschehen sollte, zuzusehen, abgewiesen; auch bey dem Frieden hatte er durchaus nichts für sich verlangt, noch erhalten. Von einigem Ersatz für seine bedeutenden Kriegskosten war gar nicht die Rede gewesen. Daß Oesterreich den Widerspruch gegen den dereinstigen Anfall der fränkischen Fürstenthümer aufgab, war kein Vortheil, sondern nur Aufhören einer ungeziemenden Anmaaßung. Der Tausch der Lehen in beiderseitigen Landen war ein kleiner Vortheil für beide Theile; eigentlich nur Abschneidung künftiger Irrungen über wenig bedeutende Gerechtsame. Nur in diesem höhern Gesichts-

1779 punkte wurde diese Sache von beiden Höfen betrachtet, deshalb auch der Tausch im Ganzen festgesezt, ohne darauf zu achten, ob der eine oder der andere Theil etwas mehr oder weniger erhalten oder abtreten werde. Der große und wichtige Vortheil für den König war, daß er das Vertrauen und die Zuneigung seiner deutschen Mitstände in einem höhern Grade gewann, als er sie je gehabt hatte. Auch diejenigen, welche vorher der emporstrebenden Größe des Hauses Brandenburg mit Eifersucht zugesehen hatten, betrachteten sie jezt mit Wohlgefallen, da sie in diesem Hause einen neuen Schuzgeist der Freiheit Deutschlands erblickten. In nahen und fernen Landen wurde jezt der Beiname der Große dem Namen Friedrichs beigefügt. Gleichsam als sey er noch dem Gefühl der Verehrung, die man für ihn empfand, nicht genug zusagend, erfand man noch den Zunamen des Einzigen, dadurch andeutend, daß es etwas höchst Seltenes unter den Herrschern der Menschen sey, ohne eigenen Vortheil für Gerechtigkeit zu kämpfen. In den bayerschen Bauerhäusern fand man Friedrichs Bild neben den Bildern der Schuzheiligen des Landes aufgestellt [25]). Aufmerksam sorgte der König

25) Der heilige Corbinian ist der Schuzheilige und Landes-Patron von Bayern. Seinem Bilde zur Seite

nig und sein Minister Herzberg, daß der Teschner 1779 Frieden ungesäumt in allen Punkten vollständig vollzogen wurde. Bayern wurde in der festgesezten Zeit von den österreichischen Truppen geräumt, und sämmtliche Lehen der ausgegangenen Linie wurden dem pfälzischen Hause wieder verliehen. Gern verdankte Churfürst Carl Theodor fremder Fürsorge einen Besitz, den er durch eigne Schwäche verloren hatte. Auch allen übrigen Bestimmungen des Friedens geschahe ein völliges Genüge. Die Ertheilung der dem herzoglichen Hause Mecklenburg zugesicherten Befreiung von der Gerichtsbarkeit der höchsten Reichs-Gerichte fand dadurch einige Schwierigkeit, daß die mecklenburgischen Landstände derselben widersprachen, weil sie es ihren Freiheiten und dem Wohl des Landes nachtheilig hielten, wenn in keinem Falle mehr oberstrichterliche Hülfe gegen Willkühr der Herrscher nach-

 gesucht

---

te wurde das Bild Friedrichs gehangen, und oft brannte unter beiden Bildnissen eine Lampe. So fand es einst in einem bayerschen Dorfe ein österreichischer Officier und fragte, was dieses bedeute? Dieser da, erwiederte der Wirth, ist der Bayern Schutzpatron im Himmel, und dieser hier, Friedrich, der Preußen König, ist unser Schutzpatron auf Erden; beide sind unsre Heiligen, und vor Heiligen brennen wir, als gute Katholiken, Lichter.

1779 gesucht werden könnte. Die Sache wurde am Reichshofrathe rechtlich erörtert, zulezt jedoch das Appellations=Privilegium unter einigen Beschränkungen ertheilt, die auch Preußen billig finden mußte. Der förmliche Beitritt des deutschen Reichs zum Teschner Frieden, der in demselben vorbehalten war, fand noch einige Schwierigkeiten, und wie er endlich im folgenden Jahre zu Stande kam, bewirkte Oesterreich, daß die Clausel hinzugefügt wurde: „es solle dieser Beitritt den „Rechten des Reichs, dem westphälischen Frieden „und übrigen Grundgesezzen, auch irgend Jemand „an seinen erweislichen und gehörigen Orts geltend „zu machenden Gerechtsamen, jezt und künftig, nicht „zum Nachtheil gereichen.“ Lezterer Zusatz schien einen Vorbehalt anzudeuten, die jezt aufgegebnen Ansprüche noch einst, unter günstigern Umständen, wieder vorbringen zu wollen. Da Friedrich ohnedem an dem Willen des Wiener Hofes nicht zweifelte, sich von den Verbindlichkeiten, welche ihm der Friede aufgelegt hatte, wenn es je die politischen Verhältnisse erlauben sollten, wieder loszumachen; so sahe er solche Clausel als leere Worte an, die er keiner Aufmerksamkeit werth hielt.

d. 28sten Febr. 1780

Sechstes Kapitel.

Friedrichs Beschäftigungen im Frieden.

Das Bewußtseyn, recht und würdig gehandelt zu haben, schien, nach geschlossenem Frieden, den König zu erheitern, und auch auf sein körperliches Befinden gut zu wirken. Zwar drückte er, sowohl mündlich als in vertrauten Briefen, sich oft mit Unmuth und Unzufriedenheit über das aus, was er in lezterm Kriege gethan, oder vielmehr, was er darin nicht gethan hatte; aber dieses darf uns in Absicht seines wirklichen Gefühls und seiner wahren Ansicht der Sache nicht irren. Wenn der König sich so äußerte, so sprach und schrieb er ganz als Militair. Der unthätige und erfolglose Krieg, zu dem er sich genöthigt gesehen hatte, war seinem Charakter, und seiner in den frühern Kriegen bewährten entschlossenen, kühnen Thätigkeit so ganz entgegengesezt gewesen, daß er nicht anders, als mit Misfallen daran denken konnte. Das Gefühl körperlicher Leiden und hinfälliger Schwäche war während des Feldzuges so

groß

groß gewesen, daß die Erinnerung an denselben überhaupt ihm unangenehm bleiben mußte, und er kam, wenn er sich selbst mit dem, was er in der Kraft der Jugend und männlichen Reife gewesen, verglich, sich jezt als herabgesunken und verfallen vor. Aber wenn gleich diese widrigen Gefühle ihn zuweilen überwältigten, und er dieselben gegen Andere, besonders gegen Krieger, oft etwas stark ausdrückte; so hinderte dieses doch keineswegs seine richtige Schätzung dessen, was er durch diesen Krieg wirklich erreicht hatte. Er drückte dieses in der Correspondenz mit seinen Ministern mit recht herzlichem Wohlgefallen aus; er wußte sehr gut, wie viel hohe Achtung und Vertrauen dem Oberhaupte eines Staats werth sind, und er fühlte, daß er diese durch sein Benehmen in der bayerschen Sache in noch höherm Grade erworben hatte, als es je vorher der Fall gewesen war. Klagte er gleich gegen Kriegsgefährten darüber, daß während des Feldzuges so wenig vorgefallen sey; so war es ihm doch, als Mensch und als König, sehr lieb, seinen Zweck ohne blutige Siege erreicht zu haben, die ihn Menschen gekostet und bey dem Gegner eine gehässige Verbitterung hinterlassen haben würden, welche seinem jezigen Hauptwunsche, sein noch übriges Leben in Ruhe zuzubringen, ganz zuwider gewesen wäre.

Mit

Mit Gewißheit kann man also annehmen, Friedrich kam mit sich selbst, und mit dem, was er bewirkt hatte, zufrieden aus dem Kriege zurück. Die vermehrte Heiterkeit und gute Laune wurden von Allen bemerkt, die dem Könige in dieser Periode näher zu kommen Gelegenheit hatten. Dieses wurde auch dadurch bewiesen, daß er, mit belebter Kraft, zu seiner gewohnten Friedensthätigkeit und zu dem unterbrochenen wohlthätigen Geschäfte zurückkehrte, den innern Wohlstand seiner Lande auf alle Weise zu befördern. Er wandte sehr beträchtliche Summen an, um dem Ackerbau und jedem bedeutenden Gewerbe aufzuhelfen. Moräste wurden ausgetrocknet, bisher nichts ertragende Landstriche urbar gemacht, dem Austreten der Flüsse wurde gewehrt, neue Anpflanzungen aller Art wurden befördert. Wenige Monate nach seiner Rückkehr machte der König eine kleine blos ökonomische Reise in der Mark Brandenburg, um bereits angefangene Verbesserungen selbst zu sehen, und sich von denen zu unterrichten, die noch gemacht werden sollten. Er unterhielt sich auf derselben mit erfahrnen Landwirthen, und bewies lebhaftes Interesse an der Unterhaltung mit ihnen und ihren Geschäften [1]). Er unterstüzte großmüthig verarmte

Jul. 1779.

1) Einen anziehenden Bericht von dieser Reise von einem Oeko-

armte Familien. Durch Geschenke, oder durch Darlehen zu geringen Zinsen sezte er Guthsbesitzer in Stand, ihre Grundstücke zu verbessern; aus der Fremde gerufenen Kolonisten gab er Land, neu erbaute Häuser, Werkzeuge des Ackerbaues und Geld zum Betrieb ihrer Wirthschaft; neue Orte wurden angelegt, in vielen Städten und Dörfern neue Häuser erbaut und den Unterthanen geschenkt. Die Unternehmer neuer, oder verbesserter Fabrik-Anlagen wurden mit ansehnlichen Summen unterstüzt, der König beschäftigte sich äusserst thätig mit Verbesserungen jeder Art, und ging oft mit Vergnügen tief in das Detail derselben ein. Keine irgend nüzliche Unternehmung konnte ihm vorgeschlagen werden, deren Unterstützung er nicht sehr gern bewilligt hätte. Man hat berechnet, daß der Aufwand, welchen der König zu allen diesen Verbesserungen machte, vom Teschner Frieden an bis zu seinem Tode, jährlich über zwey Millionen Thaler betragen habe, und neben diesem Aufwande wurde allen Bedürfnissen des Staats mit pünkt-

Oekonom, der den König auf einem Theil derselben begleitete, Oberamtmann Fromm zu Fehrbellin, hat der Dichter Gleim unter dem Titel: „Reisegespräch des Königs im J. 1779“ zu Halberstadt 1784 bekannt gemacht.

pünktlichster Ordnung abgeholfen, auch der Schatz jährlich vermehrt [2]).

Eben so angelegen war dem Könige während dieser Zeit die Beförderung der geistigen Bildung seines Volks. Er vermehrte den Aufwand für die Schulen und befahl ernstlich deren Verbesserung; besonders empfahl er die gründliche Erlernung der alten Sprachen und das Studium der großen Classiker in denselben, deren fortgesetztes Lesen sein eigenes großes Vergnügen war. Er wünschte die besten dieser Schriftsteller auch durch gute Uebersetzungen in unsere Sprache übergetragen zu sehen, und die Aeusserung dieses Wunsches veranlaßte unter andern die Uebersetzung des Werks von Cicero de officiis durch den Philosophen Garve, Professor in Leipzig, der wegen schwächlicher Gesundheit sich damals nach seiner

---

2) Der Minister von Herzberg gab in den Jahren 1780 bis 1786 in den Vorlesungen, die er jährlich am Geburtstage des Königs in der Akademie der Wissenschaften zu halten pflegte, umständliche Berichte über die in jedem verfloßnen Jahre gemachten Verbesserungen und die zu denselben, so wie zur Beförderung der Gewerbe, verwendeten Summen. Aus diesen Angaben erhellet die Richtigkeit des angegebnen Betrags. Diese Herzbergischen Memoirs sind sowohl einzeln, als auch nachher gesammelt in französischer und deutscher Sprache gedruckt erschienen.

ner Vaterstadt Breslau zurückgezogen hatte. Der König fand in der Unterhaltung mit demselben viel Vergnügen und gab ihm eine kleine Pension. Auch andere Breslauische Gelehrte, z. B. den Rektor Arletius, den Arzt Tralles, welchen er noch vom siebenjährigen Kriege her kannte [3]), ließ er mehrmals zu sich kommen. Auch nach Berlin zurückgekommen berief er nicht nur die Mitglieder der Akademie und französische Gelehrte oft zu sich, sondern auch einige deutsche, z. B. den sehr vorzüglichen Schulmann Meierotto, den durch Gelehrsamkeit und freimüthiges Urtheil sich auszeichnenden Bibliothekar Dr. Biester, und den um die deutsche Litteratur sehr verdienten Buchhändler Nicolai. Er interessirte sich überhaupt jezt mehr für die vaterländische Sprache, und äußerte in seinen Briefen an d'Alembert, daß er, wäre er noch jung, sich jezt wahrscheinlich mehr mit der deutschen und englischen Litteratur beschäftigen würde, um so mehr, weil die neuen Produkte der französischen ihm nicht genügten. Sogar durch eine eigene Schrift (de la literature allemande) suchte der König die Deutschen auf die Män-

3) Tralles war im J. 1757 dem König bey Gelegenheit einer gefährlichen Krankheit des Prinzen Ferdinand als ein einsichtsvoller und vorsichtiger Arzt bekannt geworden, für den er seitdem immer vorzügliche Achtung bewies.

Mängel ihrer Litteratur aufmerksam zu machen, und 1778
sie zu ermuntern, deren bessere Ausbildung sich angelegen seyn zu lassen. Um ihren Nutzen zu verbreiten, ließ er diese Schrift unter seinen Augen ins Deutsche übersetzen 4). Wenn gleich Friedrich von den wichtigen Fortschritten, welche unsre Litteratur während seiner Regierung gemacht hatte, nicht unterrichtet war, und er derselben noch immer die Mängel und Unvollkommenheiten vorwarf, welche ihr zu der Zeit, da er noch Kronprinz war, wirklich anklebten; so haben doch unpartheyische Kenner die Richtigkeit vieler seiner Bemerkungen anerkannt, und seine wohlgemeinte Absicht konnte Niemand bezweifeln. Auch ist diese Schrift nicht ohne gute Wirkung geblieben 5).

Wie

---

4) Nach Herzbergs Vorschlage wurde die Uebersetzung dem Verfasser dieser Geschichte übertragen. Er hat sie aus einer Handschrift gemacht, die der König eigenhändig verbessert hatte, so, daß diese Uebersetzung zugleich mit dem französischen Original im Anfange des Jahrs 1780 erschien.

5) Noch neuerlich hat einer unsrer ersten Gelehrten dieses wieder in Erinnerung gebracht, und bemerkt, daß Friedrich, wie er einem so lange ihm entfernt gebliebenen Gegenstand einige Aufmerksamkeit widmete, sogleich eine Bemerkung gemacht habe, über die Bildsamkeit unsrer Sprache, die des Nachdenkens der Kenner werth sey. Siehe Hrn. Geh. R. Wolf's Vorlesung in der Berlin. Akademie: „über ein Wort Friedrich II vom deutschen Versbau.“ Berlin 1811.

Wie viel Antheil der König an Allem nahm, was geistige Bildung betraf, aber auch mit wie weiser Vorsicht er sie befördert wissen wollte, bewies sein Benehmen bey der versuchten Einführung eines
1780 neuen Gesangbuchs. Der Chef des geistlichen Departements, Minister von Zedlitz, und das Oberconsistorium fanden gut, die bisherigen oft wenig erbaulichen und vernunftwidrigen Lieder, die beim öffentlichen Gottesdienst gebraucht wurden, durch bessere zu ersetzen. Im Vertrauen, daß der König dieses gewiß billigen werde, hielten sie nicht nöthig, ihm dieses Vorhaben vorher anzuzeigen, und seine ausdrückliche Genehmigung zu demselben zu erbitten. Ohne diese erhalten zu haben, wurde also ein neues Gesangbuch bekannt gemacht, und dessen Einführung, statt der bisher üblichen alten Gesangbücher, in allen lutherischen Kirchen des Landes befohlen. Vielen Predigern und Gemeinden misfielen aber die neuen Lieder; diese wandten sich daher an den König und baten dringend, daß ihnen beim Gottesdienst die Gesangbücher gelassen werden möchten, die sie von ihren Vorfahren überkommen hätten und an welche sie von Jugend an gewöhnt wären. Der König verwies nun dem geistlichen Minister und dem Oberconsistorium, daß man sich erlaubt habe, eine solche Veränderung ohne Anfrage bey ihm vorzunehmen, und erklärte: obgleich

er

er nicht zweifle, das neue Gesangbuch werde vernünftiger und dem wahren Gottesdienst angemessener seyn, als viele der alten, so solle doch durchaus Niemand zu dessen Annahme gezwungen werden, vielmehr es jeder Gemeinde frey stehen, entweder das neue Gesangbuch anzunehmen, oder ihr altes beizubehalten. Wo Verschiedenheit der Meinungen sey, müsse Mehrheit der Stimmen gelten; aber irgend ein Zwang könne hierin durchaus nicht Statt finden. Auch die klagenden Gemeinden beschied der König in diesem Sinne [6]. Von der geistlichen Oberbehörde war unstreitig darin gefehlt, daß sie die Anfrage bey dem Könige unterlassen hatte. Dieser wollte durchaus nicht, daß irgend eine neue Einrichtung ohne seine Genehmigung gemacht werde. Wäre die Anfrage geschehen, so ist gar nicht zu zweifeln, daß der König die Einführung eines bessern Gesangbuchs gebilliget, aber vorgeschrieben haben würde, sie durch vorgängige Belehrung der Geistlichen und durch das Beispiel der gebildetern Stände zu bewirken, wodurch auch ohne Zweifel der Zweck besser erreicht wäre. Der Zwang, mit welchem man

6) In einer von den wegen dieser Sache erlassenen Resolutionen sagt der König: „es stehet einem Jeden frey zu „singen: Nun ruhen alle Wälder rc. oder der„gleichen dummes und thörigtes Zeug mehr.“

man das neue Gesangbuch ohne alle Vorbereitung einführen wollte, machte dasselbe gleich von Anfang verhaßt und bestärkte in der Zuneigung zu den gewöhnten Liedern. Dieses war besonders der Fall, seitdem bekannt wurde, daß die Neuerung nicht vom König selbst herkomme, und Viele beschränkt genug waren, sogar ihm selbst eine Vorliebe zu dem Alten beizumessen, von der Friedrich doch gewiß sehr weit entfernt war 7). Die Folge des von der geistlichen Oberbehörde begangenen Fehlers ist gewesen, daß die alten und zum Theil

---

7) Daß der König wirklich die Einführung des Bessern gern sahe, und nur die Art, wie man sie hatte bewirken wollen, misbilligte, erhellet deutlich aus einer Resolution, die er den pommerschen Landständen ertheilte. Diese hatten gleichfalls die Bedenklichkeiten vieler Gemeinden gegen das neue Gesangbuch vorgestellt und dringend gebeten, ihrer Provinz die alten Lieder zu lassen. Der König antwortete: „Die Landstände würden bey näherer Untersuchung sich „überzeugen, daß die Abweichungen in den neuen Lie„dern nur Kleinigkeiten beträfen, und der Sinn des „wahren Christenthums darin nicht vernachlässiget, viel„mehr in ein helleres Licht gesezt und den Einfältigen „begreiflicher gemacht wäre. Es sollten jedoch die alten „Gesangbücher Niemanden, der sie beizubehalten wün„sche, genommen werden, doch könne man auch eben so „wenig denen, welche in den verbesserten Liedern mehr „Erbauung fänden, deren Gebrauch verwehren. Dies „erfordere die Toleranz, welche der Vernunft und „wahren Religion gemäß sey."

Theil sehr schlechten Gesangbücher noch bis jezt in vielen preußischen Provinzen im Gebrauch geblieben sind. Noch ein andres Versehen war dadurch begangen, daß man den Verlag des neuen Gesangbuchs, welches mit einemmal an die Stelle aller bisher hergebrachten gesezt werden sollte, einem Berliner Buchhändler gegeben und dabey ganz vergessen hatte, daß in den verschiedenen Provinzen und den meisten Städten entweder einzelne Familien oder milde Stiftungen das Verlagsrecht der bisher eingeführten Gesangbücher hatten, und darüber mit Privilegien des Landesherrn versehen waren. Alle diese Beeinträchtigten beschwerten sich über dieses Verfahren als über einen Eingrif in ihre Eigenthumsrechte. Auch diese Beschwerden trugen viel bey, die Abneigung gegen die neue Einrichtung zu vermehren, und sogar viele Administrations-Behörden fanden sich bewogen, die Klagenden zu unterstüzen. Der König entschied, daß das neue Gesangbuch nirgends mit Gewalt eingeführt, an den Orten aber, wo die Gemeinden dasselbe wünschten, der Verlag davon eben denen übertragen werden sollte, welche bis dahin die alten Bücher verlegt hätten. Diese weise und gerechte Verfügung beruhigte, und der Widerspruch gegen die Verbesserung verlor sich allmählig binnen wenigen Jahren.

1779 Die größte Wohlthat, welche Friedrich seinem Volke während dieser Periode erwies, war eine neue und bessere Gesetzgebung. Während seiner ganzen Regierung hatten ihn die Mängel und Unvollkommenheiten der bürgerlichen Gesetze und der Rechtspflege immer sehr beschäftigt. Er wollte jene so klar und bestimmt, daß jeder Unterthan sie verstehe, diese möglichst unpartheiisch und möglichst schnell. Da ihm positive Rechts-Kenntnisse abgingen, so konnte er im Fache der Justiz nicht so nach eigener Einsicht unmittelbar selbst verfügen, als über Gegenstände der Finanzen, der Polizey und innern Verwaltung. Es war ihm Grundsatz, sich aller willkührlichen Entscheidungen und Machtsprüche über Rechte und Eigenthum der Unterthanen zu enthalten, und vielmehr die über dieselben entstandenen Streitigkeiten nach den bestehenden Gesetzen durch die dazu bestellten Richter, ohne alle Einmischung, entscheiden zu lassen [s]). Aber die öftern Klagen, die er über die Entscheidungen dieser Richter erhielt, machten ihm,

s) Wenn gleich einige Fälle bekannt seyn mögen, in denen Friedrich sich eine Entscheidung in Justizsachen angemaaßt hat, so sind dieselben doch gewiß sehr selten, und im Ganzen kann man mit Wahrheit sagen, daß obiger Grundsatz von ihm als Regierungs-Maxime befolgt sey.

ihm, entweder die Fähigkeit, oder die Rechtschaffenheit vieler derselben verdächtig. Auch glaubte er bey Anlaß solcher Klagen oft Mängel und Dunkelheiten in den Gesetzen zu bemerken, und besonders schienen ihm die eingeführten Formen die Verlängerung der Prozesse zur Folge zu haben, und die klagenden Partheien, vorzüglich wenn sie von den niedern Volksklassen waren, zu drücken. Weil die richterlichen Behörden, wenn er sie wegen solcher Beschwerden zur Verantwortung zog, gewöhnlich sich mit den bestehenden Gesetzen und Formen entschuldigten, weshalb sie seine Verfügungen nicht immer befolgen könnten; so faßte der König immer mehr eine sehr nachtheilige Meinung von dem Gange der Rechtspflege und von denen, welchen sie anvertrauet war. Besonders hatte er gegen die Klasse der Advokaten einen Widerwillen gefaßt, weil er glaubte, daß diese sich von den Streitigkeiten ihrer Mitbürger nährten, und alle Künste der Chikane anwendeten, um zu solchen Streitigkeiten anzufachen und deren Dauer zu verewigen.

Nach diesen Ansichten unterredete sich der König sehr oft mit Männern, zu deren Kenntnissen in diesem Fache er Vertrauen hatte, über die Mittel, durch welche sowohl die bürgerlichen Gesetze, als die Rechtspflege verbessert werden könnten. Aber seine

höheren Justiz-Bedienten machten ihm gewöhnlich nur die Schwierigkeiten bemerklich, welche bey einer Reform des Bestehenden zu überwinden seyn würden, und zeigten die großen Nachtheile, die unvermeidlich wären, wenn sie versucht werden sollte. Mehrere Willigkeit, in seine Ideen und Wünsche einzugehen, fand der König bey dem Justizminister von Schlesien [9]), von Carmer, mit welchem er während seines längern Aufenthalts in Breslau, den der bayersche Krieg veranlaßte, sich oft über diese Gegenstände besprach. Dieser sehr einsichtsvolle und denkende Mann gab zu, daß die jetzigen Gesetze und Prozeß-Formen viele und große Mängel hätten, und er machte vermuthlich deren noch mehr bemerklich, als dem Könige bekannt waren. Er zeigte die Möglichkeit, das Fehlerhafte zu verbessern, und besonders gab er die Aussicht, daß es thunlich seyn möchte, nach des Königs Lieblings-Idee, diejenigen, deren Interesse Unterhaltung der Prozesse sey, ganz zu entfernen, und die Untersuchung aller Streitigkeiten allein völlig unpartheiischen Richtern zu übergeben, und dabey Alles auszuschließen,

---

9) In Schlesien waren drey Obertribunäle, welche den Namen Ober-Amts-Regierungen führten. Jedes derselben hatte einen Präsidenten, aber der gemeinschaftliche Chef von allen dreien war ein dem Justiz-Ministerium in Berlin untergeordneter Minister in Breslau.

ken, was zu Ungerechtigkeiten und Verzögerungen Anlaß geben könnte. Nach Berlin zurückgekehrt, wollte der König, ehe er zur Ausführung überginge, doch noch mehrere Meinungen hören. Er theilte also die von Carmer erhaltenen ihm sehr willkommenen Ideen seinem Großkanzler 10), von Fürst, und dem Präsidenten des Kammergerichts 11), von Rebeur, mit. Beide waren Männer, die wegen ihrer grossen Einsichten und wahren juristischen Gelehrsamkeit ho-

 her

10) Die obere Leitung der Justiz im preußischen Staat war mehreren (während Friedrichs Zeit meistens vier) Ministern übertragen. Jeder derselben hatte die Oberaufsicht über den Gang der Justiz in gewissen Provinzen und über die in denselben angestellten Tribunale, überdem aber auch die obere Direktion einer gewissen Gattung von Geschäften in sämmtlichen Landen, z. B. einer die Criminal-Justiz, einer das Lehnswesen, ein andrer die geistlichen Sachen, Universitäten und Schulen. Einer dieser Justizminister hieß Großkanzler oder Chef der Justiz. Er hatte neben einem Specialdepartement die Besorgung allgemeiner Gegenstände, als Gesetzgebung in Absicht der Prozeß-Form, Einrichtung und Visitation der Tribunäle, Besetzung der Stellen bey denselben. Nicht grade der älteste Justizminister war Großkanzler, sondern derjenige, welchen der König dazu zu ernennen gut fand, auch waren seine Collegen ihm nicht untergeordnet.

11) Kammergericht hieß das Tribunal in der Kurmark Brandenburg, in den übrigen Provinzen war der Name Regierung üblich.

her Achtung genossen, sowohl bey dem Publikum, als bey dem König, aber sie hingen an den Gesetzen und Formen, an welche sie gewöhnt waren. Der König fand bey ihnen und den übrigen Justizbedienten keine Beistimmung zu seinen Ideen; es wurden ihm nur große Schwierigkeiten gezeigt, welche deren Ausführung fast unmöglich machen würden [12]). Dieses misfiel dem Könige; er vermißte den guten Willen, ihn bey seiner Absicht, seinem Volke eine möglichst vollkommene Rechtspflege zu verschaffen, zu unterstützen. Indeß wurden die Beschwerden der Unterthanen immer häufiger, da es bald zu allgemeiner Kunde kam, daß der König denselben besondere Aufmerksamkeit widmete. Die Berichte, welche er über solche Beschwerden von den Justizministern oder Tribunälen verlangte, befriedigten ihn gewöhnlich nicht, vielmehr glaubte der König um eben diese Zeit die Bemerkung zu machen, daß man die Anwendung des

---

12) Diese Bemerkung hat nicht zur Absicht, die genannten beiden sehr achtungswerthen Männer herabzusetzen. Vorliebe für das Gewohnte ist allen, auch vorzüglichen Menschen natürlich und verdient wenigstens Nachsicht. Fürst war wahrscheinlich auch aus dem Grunde gegen eine Umformung der bisherigen Justiz-Verfassung, weil er vorhersah, daß viele Menschen und Familien dadurch in große Verlegenheit wegen ihres Unterhalts kommen würden.

des von ihm selbst oft eingeschärften Grundsatzes, die Ausübung der Justiz müsse von dem Einfluß der höchsten Gewalt und deren willkührlichen Eingriffen ganz unabhängig erhalten werden, etwas zu weit treibe. Es schien ihm, daß man diesen großen Grundsatz dahin ausdehne, ihm selbst die Kenntniß von dem Gange der Rechtspflege entziehen zu wollen. Er bezeugte mehrmalen sein Misfallen darüber, daß die von ihm über eingegangene Beschwerden erforderten Berichte zu kurz und unvollständig abgefaßt, oder in juristische ihm nicht ganz verständliche Terminologie eingehüllet wären, also ihn nicht in Stand sezten, über den Grund oder Ungrund der Klagen seiner Unterthanen zu urtheilen. Oft misfielen ihm die ausgesprochenen Erkenntnisse und wurden dann durch bestehende Gesetze gerechtfertigt, die er, ohne einen Machtspruch zu thun, der auf vergangene Fälle bezogen werden müßte, nicht aufheben könne.

In dieser Stimmung gegen die Justiz-Verwaltung in seinen Staaten war Friedrich, als eine kleine Begebenheit ihn zu leidenschaftlichem Unwillen gegen dieselbe bewegte, und ihn zu einer Handlung veranlaßte, welche große und wichtige Folgen hervorgebracht hat. Ein Müller, Namens Arnold in der Neumark, den der König vom siebenjährigen Kriege

her,

her, da er ihm zum Wegweiser gedient, persön-
lich kannte, und auch nach jener Zeit einigemal wieder
1779 gesehen hatte, wandte sich an den König mit der Klage, daß sein Gutsherr, von Gersdorf, von welchem er seine Mühle in Erbpacht habe, das Wasser durch einen gezogenen Graben abgeleitet, und dadurch ihn außer Stand gesezt habe zu mahlen, dennoch aber den Pachtzins verlange. Da er diesen nicht bezahlen könne, sey durch ein Urtheil der Neumärkschen Regierung zu Küstrin ihm die Mühle abgenommen und verkauft, und er mit seiner Familie hierdurch gänzlich ruinirt worden; indeß habe das Kammergericht zu Berlin, an welches er appellirt, jenes Urtheil bestätiget. Dem Könige schien dieses Verfahren ungerecht und die Berichte, welche er deshalb erfoderte, brachten ihn von seiner einmal gefaßten Meinung nicht zurück. Um jedoch mit Vorsicht zu handeln, ließ er durch einen Officier, den er für ganz unpartheiisch hielt [13]), die Umstände an Ort und Stelle untersuchen, und dieser bestätigte die Kla-

ge

13) Dieser Officier war ein Obrist von Heucking, welcher aber die Sache durch seinen Auditeur untersuchen, und von diesem den Bericht an den König aufsetzen ließ. Dieser leztere war ehemals als Advokat von der Regierung zu Küstrin wegen schlechten Benehmens kassirt worden, und hatte, um sich an derselben zu rächen, die Sache in ein gehässiges Licht gestellt.

ge des Müllers, daß ihm das Wasser abgeleitet sey, und er dennoch von der Mühle, die er nicht mehr nutzen könne, den Pacht habe zahlen sollen. Nun glaubte der König nicht mehr daran zweifeln zu können, daß die Gerichtshöfe aus irgend einem schlechten Grunde sich hätten bewegen lassen, einen Edelmann gegen einen Bauer zu begünstigen und leztern unglücklich zu machen, und daß sie jezt ihr ungerechtes Urtheil und vermeinte unabhängige richterliche Würde auch gegen ihn behaupten wollten. Er berief den Großkanzler von Fürst [14], nebst den Räthen des Kammergerichts, welche mit dieser Sache zu thun gehabt, zu sich, hielt lezteren in heftigem Zorn ihr ungerechtes Verfahren und die in die Augen fallende Ungereimtheit des von ihnen bestätigten Küstrinschen Erkenntnisses vor. Dem Großkanzler machte er in den härtesten Ausdrücken Vorwürfe über die schlechte Justizverwaltung, die unter seinen Augen vorgehe, und entließ ihn mit der Erklärung, daß er seiner Dienste nicht mehr bedürfe; die Kammergerichtsräthe aber wurden sofort in das Stadtgefängniß

d. 11ten Decbr. 1779

14) Er war 1717 in Schlesien geboren; 1740, also noch früher, als sein Vaterland unter preußische Herrschaft kam, trat er in preußische Dienste. 1763 wurde er Justizminister; 1770 Großkanzler. Er ist gestorben im J. 1790.

fängniß gebracht, um dort weitere Verfügungen abzuwarten. Ueber alles dieses diktirte der König einem seiner Kabinetsräthe ein Protokoll [15]), welches er durch die Zeitungen allgemein bekannt machen ließ. Folgender Zug verdient hier noch bemerkt zu werden. Noch ehe er sich mit dieser Sache beschäftigte, hatte der König einen französischen Gelehrten, Thiébault, Mitglied der Akademie, zu sich bestellen lassen. Dieser wurde in dem Augenblick in sein Zimmer eingelassen, wie die verurtheilten Justizbedienten von der andern Seite abgeführt wurden. Er fand den König bey gewohnter Heiterkeit, und derselbe unterhielt sich sehr ruhig über mehrere philosophische und litterarische Gegenstände. Thiébault war sehr verwundert, wie er bey seiner Zuhausekunft erfuhr, welche stürmische Scene dieser Unterhaltung vorangegangen sey [16]).

Der

---

15) S. dieses merkwürdige Protokoll nebst einigen andern Aktenstücken über diese Sache in der Beilage E.

16) S. Mémoires de mon séjour de Berlin p. Thiébault, Tom. IV. p. 20. Mit Unrecht will Nicolai (s. Berl. Monatsschrift 1804. Oktbr. p. 318) die Wahrheit dieser Erzählung deshalb verdächtig machen, weil der König sich darüber beklagt habe, daß er in seiner Jugend nicht gewöhnt sey, die linke Hand wie die rechte zu gebrauchen, wovon er den Nachtheil an diesem Tage erfahren, da das Chiragra in der rechten Hand ihn an

deren

Der König befahl nun dem Minister von Zedlitz, Chef des Kriminal-Departements, das Verfahren sowohl der ins Gefängniß gebrachten Kammer-Gerichtsräthe, als der Küstrinschen Regierungsräthe, welche er gleichfalls hatte arretiren und nach Berlin bringen lassen, aufs genaueste untersuchen und darüber erkennen zu lassen, wobey er äußerte, daß, wenn mit gehöriger Strenge verfahren werde, zum mindesten auf Cassation und Vestungs-Arrest erkannt werden müsse, auch, sezte er noch hinzu, daß der dem Müller Arnold verursachte Schaden theils durch die ihn verurtheilenden Räthe, theils durch den von Gersdorf erfezt werden solle. Der Kriminal-Senat des Kammer-Gerichts [17]) untersuchte, nach dem Auf-

deren Gebrauch hindere. Nicolai führt hiergegen an, daß der König das Protokoll nicht selbst geschrieben, sondern diktirt habe. Allein da der König dieses Protokolls gar nicht erwähnt, welches er auch bey völlig gesunder rechter Hand gewiß nicht würde selbst geschrieben haben, so ist offenbar, daß er nur die Unterschrift desselben, oder auch irgend eine andere im Sinne gehabt. Mir ist die Wahrheit der Erzählung Thiebaults um so weniger zweifelhaft, da ich selbst, damals in Berlin anwesend, gehört habe, daß Thiebault unmittelbar nach der Scene mit den Justizbedienten bey dem Könige gewesen, und dieser sich sehr ruhig mit ihm unterhalten habe.

17) So hieß eine Abtheilung des Kammer-Gerichts, welche das Kriminal-Tribunal für die Mark Brandenburg war.

Auftrage des Ministers, die Sache aufs genaueste nach den verhandelten Akten, von ihrem ersten Ursprunge an. Es ergab sich, daß in derselben allerdings einige Dunkelheiten und noch nicht hinlänglich aufgeklärte Umstände sich fänden, das Erkenntniß auch wol anders hätte ausfallen können, als es in beiden Instanzen ausgefallen war; indeß stimmten Alle einhellig darin überein, daß weder die Küstrinschen, noch die Berlinschen Richter irgend eines Fehlers weder mit Absicht, noch auch nur aus Nachlässigkeit sich schuldig gemacht hätten, und durchaus kein Verdacht einer Partheilichkeit auf sie falle. Dieses wurde in einem Bericht des Kriminal-Senats umständlich aus einander gesezt, den der Minister von Zedlitz dem Könige vorlegte und dabey versicherte, wie auch er, nach eigner Untersuchung, dieser Meinung sey. Der König aber sah hierin nur den Eigensinn der richterlichen Behörden, welche sich unter einander beistehen und ihr Ansehen gegen ihn behaupten wollten. Er bemühte sich noch einmal, den Minister von dem Unrecht der ausgesprochenen Erkenntnisse zu überzeugen, und verlangte von diesem, er solle die Justizbedienten als schuldig verurtheilen. Zedlitz hatte den Muth, dem Könige zu antworten, daß er nicht wider sein Gewissen und Ueberzeugung handeln könne, und legte vielmehr ein freisprechendes Erkennt-

niß

niß vor, mit Anführung aller Gründe, welche den König von der Unrichtigkeit seiner Ansicht belehren konnten; aber umsonst. Friedrich verwarf das vorgelegte Erkenntniß, und sezte nun selbst fest: „daß drey Küstrinsche Regierungsräthe, zwey Kammergerichts-Räthe [18]) und ein Justitiarius, welcher auch mit der Sache zu thun gehabt hatte, ihrer Stellen entsezt und auf ein Jahr mit Vestungsstrafe belegt werden, auch theils diese, theils der von Gersdorf den Müller Arnold entschädigen sollten.“ d. 1sten Jan. 1780

Die verurtheilten Räthe wurden nach der Vestung Spandau abgeführt. Der Präsident der Neumärkschen Regierung, Graf von Finkenstein, ein wegen seiner Einsichten und seines Charakters allgemein hochgeschäzter Mann, wurde seiner Stelle entsezt. Der König selbst machte dieses dessen Vater, seinem ersten Kabinets-Minister, bekannt und schrieb dabey, wie es ihm leid thue, sich hierzu genöthiget zu sehen, der Fehler des Sohns aber seine Ge-

18) Ein Kammergerichts-Rath und ein Küstrinscher Rath wurden vom Könige frey gesprochen, weil der Kriminal-Senat angeführt hatte, daß diese noch auf einige weitere Untersuchungen gedrungen, und ehe diese geschehen, dem Erkenntniß, wie es die Mehrheit der Stimmen beschloß, nicht hätten beitreten wollen.

Gesinnungen für den Vater nicht im Mindesten ändern könne.

Diese Begebenheit machte einen betäubenden Eindruck in der Hauptstadt und im ganzen Lande. Man fühlte mit Schrecken, daß man unter einem Herrscher lebe, der nach Willkühr und augenblicklicher Laune zu handeln fähig sey, und den jezt nichts mehr zurückzuhalten scheine, da er die richterliche Würde nicht mehr achte und auf Vorstellungen und Gründe seiner einsichtsvollsten Staatsdiener nicht höre. Der Großkanzler Fürst, der Präsident Finkenstein genossen allgemeiner Achtung; das ihnen geschehene Unrecht wurde allgemein gefühlt. Wenn auch in einem einzelnen Falle von einem Tribunal eine Ungerechtigkeit begangen seyn sollte, so war es klar, daß der Chef der Justiz, welcher, ehe deshalb bey ihm Beschwerde geführt worden, von solchem Falle nicht Kenntniß nehmen durfte, hieran unschuldig sey, daß nicht er deshalb bestraft werden könne [19]). Das Gefühl

19) Die Provinz Neumark und das Tribunal derselben gehörten nicht einmal zu dem Special-Departement des Großkanzlers. Er hätte in der That die Existenz des Müller Arnoldschen Prozesses gar nicht wissen können, wenn ihm nicht vielleicht die vom König darauf gewandte Aufmerksamkeit schon vorher bekannt geworden wäre.

fühl des gegen diesen Mann von großem Verdienst begangenen Unrechts war so allgemein, daß am folgenden Morgen, nachdem dasselbe vorgefallen, Menschen aller Stände eilten, demselben ihre Theilnahme zu bezeugen. Der wenige Tage zuvor angekommene neue österreichische Gesandte wohnte in der Nähe des Großkanzlers. Da das ungewöhnliche Gedränge von Wagen und Fußgängern vor dessen Thür ihm auffiel, erkundigte er sich nach der Ursach, und als er sie erfuhr, sagte er: in andern Ländern eilt man zu den Ministern, die neu angestellt sind, hier aber, wie ich sehe, zu dem, der ungnädig entlassen worden. Auch den nach der Vestung abgeführten Räthen beeiferte sich Jeder, Theilnahme zu bezeugen und irgend eine Erleichterung ihnen zu verschaffen.

Der Unwille des Publikums wurde noch größer, wie man erfuhr, daß die Umstände des Arnoldschen Prozesses wirklich sich ganz anders verhielten, als der König angenommen hatte. Der Edelmann war völlig berechtigt gewesen, auf seinem eignen Grunde einen Graben zu ziehen, um einen Teich in Stand zu setzen; durch Zeugen war bewiesen, daß sowohl die Arnoldsche als noch eine andere Mühle hierdurch nicht das nöthige Wasser verloren, daß vielmehr beide Mühlen, auch nachdem der Graben gezogen worden, so gut wie

vorher hätten mahlen können; auch hatte Arnold erst vier Jahre nachher den gezogenen Graben zum Vorwande gebraucht, um die Zahlung seines Pachtzinses zu weigern, den er übrigens nicht, wie der König glaubte, an diesen Edelmann, sondern an einen Grafen von Schmettau zu entrichten schuldig war. Nach allen Umständen hatte der Müller rechtlich abgewiesen werden müssen, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß der König eine unrichtige Vorstellung von der Sache gehabt hatte. Es war ein Fehler, daß er durch das vereinte Urtheil mehrerer Gerichtshöfe und seiner Justizminister von seiner vorgefaßten Meinung sich nicht abbringen ließ; es war ein noch größerer Fehler, daß er durch diese Meinung sich zur Leidenschaft hinreißen ließ, und daß er in dieser Leidenschaft handelte. Aber sein Eifer für Gerechtigkeit, seine Sorge, daß ein geringer Unterthan nicht zu Gunsten eines vornehmen unterdrückt werde — waren lobenswerth. Auch verdient sein Irrthum Nachsicht, wenn man erwägt, daß er nach dem Bericht eines ganz unpartheiisch geglaubten Mannes, der die Umstände untersucht hatte, nicht zweifeln konnte, es sey dem Müller Unrecht geschehen, und daß er, durch viele Beschwerden der Unterthanen dazu veranlaßt, nun einmal die Meinung hatte, der Adel werde von den Gerichten, und auch besonders von

dem

dem Großkanzler Fürst unrechtmäßig begünstigt. Lezterer stand wirklich in dem Ruf, daß er, bey aller Gerechtigkeitsliebe, doch für die Vorrechte des Adels partheiisch sey, und deren zu weite Ausdehnung begünstige. Der König kannte diesen Ruf, und glaubte denselben durch manche bey ihm angebrachte Beschwerden bestätigt zu finden. Auch wurde von den Gerichtshöfen wirklich darin gefehlt, daß sie nicht gleich anfangs den König durch einen klaren Bericht in Stand gesezt hatten, die Sache nach der Wahrheit zu beurtheilen, und sich zu überzeugen, daß dem Müller nicht Unrecht geschehe.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß der König in der Folge seinen Irrthum eingesehen habe. Man hat behauptet, daß der Oberst Heucking, ein rechtschaffener Mann, dem der König die Lokal-Untersuchung aufgetragen hatte, ihm selbst angezeigt habe, er sey durch seinen Auditeur irre geführt. Man hat auch gesagt, ein Aufsaz von dem französischen Journalisten Linguet 20) habe dazu beigetragen. Die ver-

20) Dieses Gerücht ist mir sehr unwahrscheinlich. Denn Linguet hat nur an zwey Stellen seiner Annales von der Arnoldschen Sache geredet T. VII. p. 431 und T. IX. p. 4; beide mal mit so ganz unrichtigen Angaben der Umstände,

verurtheilten Räthe erhielten, noch ehe die Strafzeit abgelaufen war, ihre Freiheit wieder, aber in ihre Aemter wurden sie nicht wieder eingesezt. Die ihnen und dem von Gersdorf auferlegte Entschädigung des Müllers wurde nicht eingefodert, der König ließ aber lezterm aus einer seiner Kassen etwas reichen. Eine förmliche Zurücknahme des Strafurtheils war dem allgemeinen Grundsatze des Königs zuwider, nach welchem er, um sein Ansehn als Regent zu behaupten, begangene und anerkannte Fehler immer nur im Stillen wieder gut machte [21]. Auch blieb ihm ohne Zweifel die Meinung, daß, wenn er auch in

Sept. 1780

de, daß durch diese Darstellung der König unmöglich von einem Irrthum zurückgebracht seyn kann, den ihm die von den Behörden erhaltene viel richtigere Auseinandersetzung aller Umstände (die in der Beilage X. mitgetheilt ist) nicht hatte benehmen können.

21) König Friedrich Wilhelm II ließ, gleich nach angetretener Regierung, auf Ansuchen des gewesenen Regierungs-Präsidenten Grafen von Finkenstein, diese Sache von neuem durch den Großkanzler von Carmer untersuchen und, nach dessen Bericht, die verurtheilten Justizbedienten von aller Schuld freisprechen. Auch ließ dieser König ihnen andeuten, daß er bereit sey, bey sich ergebender schicklichen Gelegenheit sie wieder im Dienst anzustellen, vorläufig zugleich dieselben wegen des gehabten Verlustes entschädigen.

in diesem besondern Falle sich geirrt hätte, er doch im Ganzen den Gerichten nicht Unrecht gethan, vielmehr durch die ernstliche und nachdrückliche Erklärung seines Willens, daß die Rechtspflege ganz unpartheiisch und ohne Ansehn der Person seyn müsse, etwas sehr Nöthiges und Gutes gewirkt habe.

In der That wurde diese kleine Begebenheit die Quelle eines noch viel größern und wichtigern Guten, als Friedrich selbst vielleicht geahndet hatte. Unmittelbar nach der ungnädigen Entlassung des Großkanzlers von Fürst berief er den schlesischen Justizminister von Carmer nach Berlin, ernannte ihn zum Großkanzler und übertrug ihm die Ausarbeitung eines bessern Gesetzbuchs, welches in deutscher Sprache abgefaßt, deutlich, bestimmt und Jedem verständlich seyn, so wie einer Prozeßform, welche alle Rechtsverdrehungen und Weitläuftigkeiten gänzlich abschneiden solle. Er befahl ihm, dieses große Werk nun nach den Ideen auszuführen, welche oft der Gegenstand seiner Unterhaltungen mit diesem Minister gewesen waren, und gegen welche er jezt keine Einreden mehr hören wollte, auch befahl er ihm, sich alle Gehülfen zu dieser Arbeit zu nehmen, die er tauglich fände, und mit möglichster Beschleunigung ihre Vollendung zu fördern. Es war dem Könige eine

 höchst

höchst angenehme Hofnung, jezt endlich einen Zweck zu erreichen, den er schon bey Anfang seiner Regierung sich vorgesezt und nie aus den Augen verloren hatte, aber zu dessen Erreichung er noch immer nicht den rechten Mann hatte finden können.

Carmer [22]) war dieser Mann. Mit ausgebreiteten theoretischen Kenntnissen verband er die Ausbildung, welche nur eine in mannichfachen Geschäften erworbene Erfahrung geben kann. Zugleich besaß er eine unerschütterliche Rechtschaffenheit und den Muth, der dazu erfodert wird, um wichtige Verbesserungen auch gegen Mächtige durchzusetzen, deren Vortheile durch dieselben beeinträchtiget werden. Des kräftigen Schutzes seines Monarchen versichert, schonte Carmer keines Vorurtheils, keines Ansehens, das ihm in den Weg treten wollte. Doch verfuhr er zugleich immer mit der weisen Vorsicht, welche nothwendig wird, sobald von Veränderungen des gesellschaftlichen Zustandes die Rede ist, welche auch auf die ungebildeten Klassen Beziehung haben, damit

22) Von Geburt ein Pfälzer, geboren 1720, er trat 1749 in den preußischen Dienst, und ist alle Stufen desselben durchgegangen, allein durch sein Verdienst zu der ersten emporgestiegen. 1768 wurde er Justiz-Minister in Schlesien. Er starb 1801.

damit nicht diese, aus Misverstand oder von schlechtdenkenden Menschen irre geleitet, Ansprüche und Forderungen machen, die ohne üble Folgen nicht abgeschlagen, ohne noch üblere nicht bewilliget werden können. Bey aller Aufmerksamkeit für die öffentliche Meinung, zu deren Aeußerung er selbst auffoderte, machte sich Carmer doch nicht von derselben abhängig. So wenig äußeres Ansehen und Vorrechte einzelner Personen und Stände ihm galten, so heilig war ihm das Recht des Eigenthums und langer Besitz. Er unterschied sorgfältig die Lage dessen, der einen Staat ganz von neuem einrichten soll, und dessen, dem obliegt, in einem schon bestehenden alten Staate Verbesserungen zu machen. Er war immer der Meinung, es werde weit mehr Gutes durch Beschränkung nachtheiliger Folgen lange bestandener und gewohnter Einrichtungen, als durch deren gänzliche Abschaffung bewirkt [23]).

23) Ein Beispiel mag das hier im Allgemeinen Gesagte erläutern. Carmer sahe die Nachtheile der Patrimonial-Jurisdiktion ein. Er verkannte nicht, wie es ungereimt sey, wenn die Ausübung der Rechtspflege, welche Pflicht des Regenten ist, als ein Recht angesehen wird, das ein Staatsbürger über den andern ausübt; er verkannte nicht, welche üble Folgen unvermeidlich sind, wenn der Edelmann und Bauer vor einem Richter

Vorzügliche Weisheit bewies **Carmer** dadurch, daß er zu Ausführung des wichtigen ihm vom Könige übertragenen Werks trefliche Gehülfen sich ersahe. Der erste und wichtigste derselben war der Geheimerath **Suarez** [24]), ein Mann von durchdringendem Verstande, großen Rechtskenntnissen, hoher Rechtschaffenheit und ganz unermüdlicher Arbeitsamkeit. Dieser Mann hat zu allen Theilen des neuen Gesezbuchs die ersten Entwürfe gemacht. Neben ihm stand der Assistenzrath **Klein** [25]), ein Mann

---

Richter Recht nehmen sollen, der von jenem eingesezt, und in seiner ganzen Lage von ihm abhängig ist. Aber dennoch schafte Carmer die Patrimonial-Jurisdiktion nicht, wie er es anfangs entschlossen war, ganz ab, sondern verfügte, daß die bisher berechtigten Guthsbesitzer auch noch ferner die Gerichtshalter ernennen, aber dazu keine andere, als von den Landesgerichten geprüfte und tüchtig erkannte Rechtsgelehrte wählen, auch daß diese Richter in allen ihren Verhältnissen von den Guthsbesitzern völlig unabhängig, nur allein den ihnen vorgesezten Landes-Gerichten verantwortlich seyn sollten. So glaubte er ein althergebrachtes Recht des Adels beibehalten, aber dessen Ausübung unschädlich machen zu können.

24) Er war ein Schlesier, geboren 1746, ist gestorben 1798.

25) Er war in Schlesien geboren 1744, und als ihn Carmer nach Berlin berief, Advocat in Breslau, wurde nachher Kammer-Gerichtsrath, dann nach Halle als Professor

Mann von hellem Kopf und redlichem Willen, dem die Ausarbeitung einzelner Theile übertragen war, und der zu allen mitgewirkt hat. Diese beiden sehr achtungswerthen Männer brachte Carmer aus Schlesien mit. Neben ihnen benuzte er die Einsichten der vorzüglichsten Rechtsgelehrten in Berlin. Eine besonders wichtige Einrichtung war die Errichtung einer Gesetz-Commission, welche der Großkanzler aus den erfahrensten Rechtsgelehrten, mit Zuziehung auch noch anderer Geschäftsmänner, bildete; dieser übertrug er die völlige Ausarbeitung der einzelnen Theile der von den genannten beiden Männern gemachten ersten Entwürfe. Waren diese Arbeiten durch gemeinsame Berathung Aller vollständig berichtiget, dann ließ Carmer sie als Entwurf öffentlich bekannt machen, über welchen er das Gutachten aller Gerichtshöfe des Landes, mit Zuziehung der Landstände der verschiedenen Provinzen, erfoderte.

---

fessor der Rechte und Direktor der Universität mit dem Charakter eines Geheimen Justizraths versezt, von dort aber wieder nach Berlin als Geheimer Ober-Tribunalsrath berufen, in welcher Würde er 1810 gestorben ist. Mehrere Schriften haben ihm in der gelehrten Welt gerechten Ruhm erworben; unter denselben sind auch Annalen der Gesetzgebung in den preußischen Staaten, mit der Regierung König Friedrich Wilhelms II anfangend.

derte. Außerdem wurden Prämien ausgesezt für diejenigen Einländer oder Fremden, welche die besten Bemerkungen über diese Entwürfe einsenden würden. Herr v. Eggers, ein dänischer Gelehrter und Geschäftsmann, erhielt den ersten dieser Preise [26]). So suchte Carmer alle Einsichten seines Zeitalters zu benutzen, um den neuen Gesetzen möglichste Vollkommenheit zu geben. Die errichtete Gesetz-Commission war aber noch überdem dazu bestimmt, die Gesetzgebung permanent zu machen, und in allen von nun an zu erlassenden Gesetzen (sie mochten die bürgerliche Gesetzgebung, oder Gegenstände der Polizey und innern Verwaltung betreffen) Einheit und Uebereinstimmung zu bewirken, deren Mangel oft fühlbar gewesen war, wenn, was bisher geschehen, jeder einzelne Minister Gesetze, wie sie in dem Fache, dem er vorstand, Bedürfniß schienen, ohne Rücksicht auf andere ihm weniger bekannte Verhältnisse, dem König vorschlug und, falls dieser sie genehmigte, sie bekannt machte. Von nun an sollten alle Gesetzes-Entwürfe durch die Gesetz-Commission gehen, welche deshalb auch nicht allein aus eigentlichen Rechtsgelehrten, sondern auch aus Staatsdienern zusammen-

ge-

26) Von eben diesem Gelehrten ist auch nachher das erste systematische Lehrbuch des preußischen Rechts entworfen.

gesezt wurde, die bey der Landes-Administration und den Finanzen angestellt waren. Alle Gerichtshöfe des Landes wurden angewiesen, so oft ihnen Fälle vorkämen, für welche in den bestehenden Gesetzen keine ganz passenden Bestimmungen sich fänden, oder wenn Unbestimmtheit und Zweideutigkeit in diesen Gesetzen bemerkt würden, an die Gesetz-Commission deshalb zu berichten, und diese sollte dann eine neue völlig deutliche Bestimmung entwerfen, und dem Könige zur Genehmigung vorlegen. Alle Vorschläge zu neuen und abzuändernden Gesetzen, von welcher Behörde sie auch ausgingen, sollten immer, mit dem Gutachten dieser Commission begleitet, zu dem höchsten Gesetzgeber gelangen. Auf diese Weise sollte in den Gesetzen nichts übereilt, und nach einseitigen Rücksichten bestimmt, aber auch nichts durch den Lauf der Zeit verdunkelt werden noch veraltern, vielmehr die Gesetzgebung immer mit der fortgehenden Cultur der Gesellschaft im richtigen Ebenmaaß bleiben und zu immer höherer Vollkommenheit sich erheben, so wie deren Bedürfniß fühlbarer würde. Dieses höchst wichtige Geschäft sollte den vereinten Einsichten der erfahrensten Geschäftsmänner aus allen Fächern, welche von den wechselnden Bedürfnissen durch eigne Beobachtung am besten unterrichtet wären, übertragen werden. Gewiß eine Einrichtung, deren Vortreflichkeit Niemand

mands verkennen kann. Sie beweist, daß Carmer die Menschen kannte und wußte, wie etwas Gutes, das Dauer haben soll, ohne gewaltsame Erschütterungen zu Stande gebracht werden muß. Diese leztere so äußerst wichtige Rücksicht hatte der Großkanzler, wie auch der König, immer im Auge; beide sahen ein, daß es eine Unvollkommenheit sey, wenn unter den Bürgern eines und desselben Staats ungleichförmige und verschiedene Rechte gelten. Dies war wirklich in den verschiedenen preußischen Provinzen, die von und über der Weichsel bis über den Rhein und bis zur Maaß sich erstreckten, der Fall. In denselben waren die rechtlichen Verhältnisse der Natur des Eigenthums, der Befugniß und der Formen, unter denen es übertragen werden konnte, eben so die auf dem Grundeigenthum ruhenden Rechte und Pflichten, ferner die Verhältnisse zwischen Ehegenossen, Eltern und Kindern mannichfach von einander verschieden. Alle diese Verhältnisse beruheten entweder auf alten Gesetzen, oder auch nur auf einem Herkommen, das, oft nur durch mündliche Ueberlieferungen fortgepflanzt, erst in späterer Zeit, oder auch wol gar nicht aufgeschrieben war. Sie waren also nicht immer klar und gewiß, sondern oft unbestimmt und streitig. Das kürzeste und bequemste Mittel, solchem Uebelstande abzuhelfen, wäre gewesen,

wesen, alle diese verschiedenen Provincial-Rechts-Institute mit einem Federstrich aufzuheben, und an ihre Stelle neue von nun an allein und allgemein geltende gesetzliche Bestimmungen zu setzen. Ohne Zweifel schmeichelt es der Eitelkeit eines Herrschers, Millionen von Menschen in allen ihren Handlungen sich nach gleicher Vorschrift bewegen zu sehen; es erleichtert das Regieren, wenn überall die Rechte und Handlungen der Unterthanen nach denselben Regeln und Formen bemessen werden. Aber Friedrich und Carmer ließen sich nicht durch Eitelkeit und Bequemlichkeit verleiten, das zu thun, was das Leichteste war; sie wollten das, was unstreitig als das Beste erkannt werden muß.

Carmer verfügte, daß zunächst alle verschiedenen, im ganzen Umfang der preußischen Staaten noch jezt wirklich bestehenden rechtlichen Verhältnisse und Bestimmungen sorgfältig gesammelt würden, und vor Allem zu völliger Gewißheit gebracht werde, was in jeder Provinz und an jedem einzelnen Orte dermalen eigentlich Rechtens sey. War dieses völlig ausgemacht, dann sollte von den Justiz- und Administrations-Collegien, mit Zuziehung der Landstände jeder Provinz, ausgemacht werden, in wiefern diese bisher geltenden rechtlichen

Be-

Bestimmungen noch ferner beibehalten zu werden verdienten, oder nicht. In sofern bey der Prüfung nicht wirkliche Nachtheile solcher Bestimmungen für das Wohl der Einzelnen oder des Ganzen sich ergäben, wurde ihre Beibehaltung beschlossen, sowohl, weil es für den Staat gleichgültig ist, ob die Unterthanen in ihren Privatverhältnissen unter einander diese oder jene Normen befolgen, als auch, weil man im Durchschnitt gewiß annehmen kann, daß Bestimmungen und Einrichtungen, welche schon seit Jahrhunderten in einem gewissen Landstrich befolget worden, den lokalen und eigenthümlichen Bedürfnissen der Bewohner solchen Landstrichs ungleich angemessener sind, als Gesetze, welche ein philosophischer Rechtslehrer aus Erwägung der allgemeinen Beschaffenheit der menschlichen Natur, ohne Rücksicht auf ihre mannichfach verschiedenen Eigenheiten in verschiedenen Landen, ersinnen kann. Das Nachhelfen und allmählige Ausbessern lange bestandener und gewohnter Einrichtungen, so wie das Bedürfniß es erfodert, ist unstreitig besser, als eine plötzliche gänzliche Abänderung. Diese unterbricht die Art zu handeln, und von Andern behandelt zu werden, an welche man lange gewöhnt war, sie bringt Verwirrung und Unbestimmtheit in die wichtigsten Verhältnisse unter den Menschen. Eine

viele

wesen, alle diese verschiedenen Provincial-Rechts-Institute mit einem Federstrich aufzuheben, und an ihre Stelle neue von nun an allein und allgemein geltende gesetzliche Bestimmungen zu setzen. Ohne Zweifel schmeichelt es der Eitelkeit eines Herrschers, Millionen von Menschen in allen ihren Handlungen sich nach gleicher Vorschrift bewegen zu sehen; es erleichtert das Regieren, wenn überall die Rechte und Handlungen der Unterthanen nach denselben Regeln und Formen bemessen werden. Aber Friedrich und Carmer ließen sich nicht durch Eitelkeit und Bequemlichkeit verleiten, das zu thun, was das Leichteste war; sie wollten das, was unstreitig als das Beste erkannt werden muß.

Carmer verfügte, daß zunächst alle verschiedenen, im ganzen Umfang der preußischen Staaten noch jezt wirklich bestehenden rechtlichen Verhältnisse und Bestimmungen sorgfältig gesammelt würden, und vor Allem zu völliger Gewißheit gebracht werde, was in jeder Provinz und an jedem einzelnen Orte dermalen eigentlich Rechtens sey. War dieses völlig ausgemacht, dann sollte von den Justiz- und Administrations-Collegien, mit Zuziehung der Landstände jeder Provinz, ausgemacht werden, in wiefern diese bisher geltenden rechtlichen

Be-

durch bestimmte, allgemein verständliche Worte ausgedrückt und gegen jeden Irrthum und Misverstand gesichert würde. Wenn dieses geschehen, dann sollte das genehmigte Recht eines Landstrichs, als nur für diesen geltende Ausnahme von den Bestimmungen des allgemeinen Gesezbuchs, in dieses aufgenommen werden, und leztere sollten nur dort gelten, wo es entweder an besondern Provinzialrechten fehlte, oder wo die bisher gegoltenen wegen der durch die Prüfung erwiesenen Nachtheile abgeschafft werden müßten. So wollte Carmer die nöthige Verbesserung der Geseze mit weiser Schonung der Anhänglichkeit der Menschen für angeerbte Sitten und Einrichtungen verbinden, und eben dadurch seinem Codex die Achtung der Weisen und zugleich den willigen Gehorsam der Unterthanen sichern.

Friedrich hat die Vollendung des grossen Werks nicht mehr erlebt; dies erlaubte dessen Umfang und die bedächtige Vorsicht nicht, mit welcher Carmer und seine Gehülfen verfuhren. Aber Friedrich gebührt der Ruhm, den Gedanken einer neuen auf Grundsäze ächter Philosophie und Menschlichkeit aufgeführten Gesezgebung gehabt zu haben; er hatte diesen Gedanken in dem weisen und edlen Sinne,

den

den wir zu entwickeln versucht haben [27]), und deshalb muß er auch noch bey der spätesten Nachwelt den Namen des Gesetzgebers von einer höhern und edleren Art behaupten, als kein Regent vor ihm auf solchen Namen Anspruch machen kann. Er rang nach diesem Ruhm in einem Alter, in welchem ihm gewiß vergönnt gewesen wäre, auf den errungenen Lorbeeren des Feldherrn und Regenten auszuruhen. Aber Ihm war unthätige Ruhe nie Genuß; Er kannte durchaus keinen andern, als Gutes verbreitende Thätigkeit. Wirklich betrieb er das Werk der Gesetzgebung mit einem so rastlosen Eifer, mit einem so innigen Interesse, als wenn er noch nichts anderes Großes in seinem Leben gethan hätte.

27) Der Verfasser dieser Geschichte hat das Vergnügen gehabt, mehrere Jahre hindurch des Vertrauens des Grafen von Carmer und des Geh. Rath Suarez gewürdigt zu werden, und sich oft mit diesen vortreflichen Männern über die Tendenz ihrer Bemühungen zu unterhalten. Der Leser kann also versichert seyn, daß diese hier richtig angegeben worden. Wenn er mit Wärme über den Werth der Gesetzgebung Friedrichs sich ausdrückt, so werden denkende Leser dieses nicht nur gerecht, sondern auch nicht überflüssig zu einer Zeit finden, in welcher Unverständige, die nur dem Neuesten huldigen, diese Gesezgebung haben herabsetzen wollen.

Nil actum reputans, si quid superesset
agendum.

Lucan.

Nicht nur dieses konnte man mit Wahrheit von Friedrich sagen, sondern es war eine Eigenthümlichkeit dieses Königs, und gerade diejenige vielleicht, die ihn so groß, so einzig gemacht hat, daß er jede bedeutende Sache, die er unternahm, so eifrig und so thätig betrieb, als wenn sie die alleinige wäre, die ihn beschäftigte, und als hätte er noch nie etwas Anderes zu Stande gebracht. Der Großkanzler Carmer unterstützte den König durch gleiche Thätigkeit. Dieser edle Mann bleibe im dankvollen Andenken der Preußen für alle Jahrhunderte, und sein weises Verfahren sey kommenden Gesetzgebern ein nachahmungswerthes Vorbild!

Wenn gleich nicht das eigentliche bürgerliche Gesetzbuch noch bey Friedrichs Leben erschien, so wurden doch noch sehr wichtige Theile der neuen Gesetzgebung während desselben vollendet. Die auf die vorher angedeutete Weise ausgearbeiteten Entwürfe wurden nach und nach dem Publikum vorgelegt; aber ganz vollendet wurden und gesetzliche Kraft erhielten: eine neue von der bisherigen sehr abwei-

chende

chende Prozeß-Ordnung; eine neue Hypotheken-Einrichtung, eins der wichtigsten Institute in jedem Staat; eine neue Pupillen-Ordnung; eine Deposital-Ordnung; eine neue Sportel-Ordnung. In allen diesen neuen Einrichtungen war das Bestreben sichtbar, die Rechte und das Eigenthum der Unterthanen gegen Irrthum und bösen Willen zu sichern, ihre Streitigkeiten gütlich auszugleichen oder möglichst unpartheiisch und schnell entscheiden zu lassen. Hatten gleich anfangs Unwissenheit, Anhänglichkeit an das lange Gewohnte und gekränkter Eigennuß manchen Widerspruch erhoben; so verstummte dieser doch allmählig, und noch vor Friedrichs Tode wurde die wohlthätige Absicht und innere Vortreflichkeit der neuen Einrichtungen fast allgemein in und außer Preußen anerkannt, und auch dieses Königs Nachfolger, welchem man Abgeneigtheit gegen dieselben beizubringen gesucht hatte, gab ihnen gleich nach Antritt seiner Regierung vollkommenen Beifall, und brachte zur Vollendung, was der große König begonnen hatte [28].

28) König Friedrich Wilhelm II ertheilte dem Großkanzler von Carmer, zum Beweise der Zufriedenheit mit dessen Werk, den schwarzen Adler-Orden im J. 1788, und König Friedrich Wilhelm III erhob ihn 1798 in den Grafenstand.

So beschäftigte der lezte sich mit nie nachlassendem Eifer bis zum Ende seiner Laufbahn, den inneren Wohlstand seiner Staaten in jeder Beziehung zu erhöhen und fester zu gründen. Neben diesen wohlthätigen Bemühungen widmete er fortgehend den politischen Ereignissen in Europa seine Aufmerksamkeit, und an einigen derselben nahm er denjenigen nähern Antheil, der ihm dem Interesse seines Staats gemäß schien. Wir gehen nun zu der Rechenschaft über, welche uns von diesem Antheil zu geben noch obliegt.

Siebentes Kapitel.

Wahl des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich zum Coadjutor im Erzstift Cölln und im Hochstift Münster.

Maria Theresia war eine zärtliche Mutter. 1780
Sehr angelegen war ihr der Wunsch, noch bey ihrem Leben ihre Kinder gut versorgt und in möglichst unabhängiger Lage von ihrem ältesten Sohn und Thronerben zu sehen. Dieser Wunsch war bey mehreren dieser Kinder bereits erfüllet. Die Vermählung von drey Töchtern hatte das die Ruhe der Monarchie sichernde Band mit dem Bourbonischen Hause fester geknüpft. Zwey derselben saßen auf den Thronen von Frankreich und Neapel, die dritte war mit dem Herzoge von Parma vermählt. Eine vierte lebte in glücklicher Ehe mit dem sächsischen Prinzen Albert; Maria Theresia hatte sie mit dem Herzogthum Teschen ausgesteuert, und dieser Tochter nebst ihrem Gemahl die Statthalterschaft von Ungarn, nachher der Niederlande, anvertrauet. Von den Söhnen besaß der zweite,

So beschäftigte der lezte sich mit nie nachlassendem Eifer bis zum Ende seiner Laufbahn, den inneren Wohlstand seiner Staaten in jeder Beziehung zu erhöhen und fester zu gründen. Neben diesen wohlthätigen Bemühungen widmete er fortgehend den politischen Ereignissen in Europa seine Aufmerksamkeit, und an einigen derselben nahm er denjenigen nähern Antheil, der ihm dem Interesse seines Staats gemäß schien. Wir gehen nun zu der Rechenschaft über, welche uns von diesem Antheil zu geben noch obliegt.

Siebentes Kapitel.

Wahl des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich zum Coadjutor im Erzstift Cölln und im Hochstift Münster.

Maria Theresia war eine zärtliche Mutter. 1780
Sehr angelegen war ihr der Wunsch, noch bey ihrem Leben ihre Kinder gut versorgt und in möglichst unabhängiger Lage von ihrem ältesten Sohn und Thronerben zu sehen. Dieser Wunsch war bey mehreren dieser Kinder bereits erfüllet. Die Vermählung von drey Töchtern hatte das die Ruhe der Monarchie sichernde Band mit dem Bourbonischen Hause fester geknüpft. Zwey derselben saßen auf den Thronen von Frankreich und Neapel, die dritte war mit dem Herzoge von Parma vermählt. Eine vierte lebte in glücklicher Ehe mit dem sächsischen Prinzen Albert; Maria Theresia hatte sie mit dem Herzogthum Teschen ausgesteuert, und dieser Tochter nebst ihrem Gemahl die Statthalterschaft von Ungarn, nachher der Niederlande, anvertrauet. Von den Söhnen besaß der zweite,

1780 Prinzen eines mächtigen Regentenhauses mit dieser Würde bekleiden. Von lezterm mußte man besorgen, er werde den Landen grössere Lasten, als sie vielleicht tragen könnten, auflegen, um einen Aufwand zu bestreiten, zu dem seine hohe Geburt zu berechtigen schien. Von ihm war nicht viel Rücksicht auf die Verfassung und Freiheiten der Lande zu erwarten, da er im Fall der Widersezung auf mächtigen Beistand rechnen durfte, und man gegen ihn reichsgerichtliche Hülfe, wenigstens nicht so sicher, wie gegen einen mindermächtigen Fürsten, hoffen konnte. Es war zu fürchten, daß ein solcher Regent Antheil an den Unternehmungen und Kriegen seines Hauses nehmen, dadurch seine Lande in Gefahr bringen, wenigstens durch die Besorgniß solchen Antheils das Zutrauen und die Zuneigung der Nachbarn verlieren werde. Auch war der Gedanke natürlich, daß ein solcher Regent sich oft außerhalb seiner Lande aufhalten und dort die aus denselben gezogenen Einkünfte verzehren, auch wol meistens Männer seines Volks zu Rathgebern und Dienern wählen, die Eingebornen diesen nachsezen werde. Noch mußte man fürchten, daß ein Fürst aus einem grossen Hause immer Mittel finden werde, einen seiner Stammvettern zum Nachfolger zu erhalten, welches dann die Herrschaft dieses Hauses gleich-

gleichsam erblich machen und den deutschen Adel des 1780
glänzenden Vorrechts, Glieder aus seiner Mitte auf Fürstenstühlen zu sehen, für lange Zeit berauben werde. Das Erzstift Cölln hatte hiervon eine Erfahrung gemacht, die warnend seyn konnte. Im Jahr 1583 erhielt ein bayerscher Prinz den Churhuth; und ihm folgten in ununterbrochener Reihe, fast zwey Jahrhunderte hindurch, Prinzen aus dem Hause Bayern, deren lezter, Clemens August, der im Jahr 1761 starb, so viel geistliche Lande unter seinem Zepter vereinte [3]), daß er für einen der mächtigsten Fürsten Deutschlands galt. Unter ihm und den meisten seiner Vorfahren waren diese Lande fast immer in unglückliche Kriege verwickelt, auch hatten sie alle übrigen angedeuteten Nachtheile empfunden. War es dem Hause Bayern möglich gewesen, die ihm zugefallene Herrschaft so lange festzuhalten, wie viel mehr mußte man dieses von einem Hause vermuthen, dessen Chef als Reichs-Oberhaupt so viele Mittel zur Hand hatte, durch eingeflößte Furcht und Zuneigung die Wahl immer nach seinem Wohlgefallen zu lenken, auch auf die Regierung der Fürsten seines Stammes bey allen

3) Clemens August war Churfürst von Cölln, Fürstbischof zu Münster, Osnabrück, Paderborn und Hildesheim, auch Hoch- und Deutschmeister.

1780 allen Gelegenheiten einen solchen Einfluß zu beweisen, daß das beherrschte Land wirklich als ein Bestandtheil der österreichischen Monarchie anzusehen wäre. Bey allem dem war zu besorgen, daß die Verbindung mit dieser Monarchie zwar enge genug seyn würde, um alle Lasten einer Provinz tragen zu müssen, dennoch aber auch zu entfernt und zu unsicher, um thätige, fortgehende Sorge für das Wohl des Landes, oder gar Aufopferung zu seinem Besten, und Rettung in Zeiten der Gefahr hoffen zu dürfen. Es schien klar, daß die nachtheiligen Folgen der Verbindung aus der Nähe weit eher und öfterer, als die vortheilhaften aus der Ferne eintreten dürften.

Solche Betrachtungen entgingen der Einsicht der Mitglieder beider Domcapitel nicht. Die Erfahrungen, welche sie unter der Regierung der bayerschen Fürsten gemacht, mußten darauf führen. Doch wirkten diese Betrachtungen weniger bey dem Domcapitel zu Cölln, als bey dem zu Münster. Die verschiedene Art, wie beide Capitel zusammengesezt waren, erklärt dieses. Das Cöllnische Domcapitel bestand aus sechszehn Gliedern von altem reichsunmittelbaren Adel, und aus acht Doktoren der Theologie, oder der Rechte. Jene hießen Domgrafen, diese Priesterherren. In frühern Zeiten waren meistens die

jün-

jüngern Söhne der benachbarten reichsgräflichen und fürstlichen Geschlechter ins Cöllnische Domcapitel getreten; aber da im 16ten Jahrhundert fast alle diese Geschlechter die protestantische Lehre angenommen hatten, waren sie dadurch dieses Vortheils beraubt, und das Capitel sahe sich genöthiget, um seinem Statut, nur aus reichsunmittelbarem Adel zu wählen, getreu zu bleiben, sich aus den reichsgräflichen Geschlechtern des fernen Schwabens und Frankens zu ergänzen. Zu den acht Priesterstellen wurden dagegen gewöhnlich junge Männer aus den angesehensten Bürger-Familien von Cölln genommen, eine Reichsstadt, die zwar innerhalb des Landes gelegen, aber nicht zu dem Erzstift gehörte, dessen Domkirche jedoch ihre Mauern umschlossen. So hatten also die Glieder des Domcapitels wenig Interesse am Lande, und dasjenige, was sie noch etwa hätten nehmen können, ward noch dadurch geschwächt, daß die meisten Cöllner Domgrafen noch in mehreren hohen Stiftern (vorzüglich in dem von Straßburg) präbendirt waren. Diese reisten gewöhnlich von einem Stifte zum andern, je nachdem die nach den Statuten eines jeden, auf gewisse Zeiten festgesezten Residenzen und damit verbundenen Einkünfte sie bald zu dem einen, bald zu dem andern riefen. Diese ersten Landstände blieben also in der That dem Lande immer fremd, verzehrten

in

in demselben oft nicht einmal ihre Einkünfte, und pflegten es in Zeiten der Gefahr zu verlassen. Anders war es in Münster. War gleich dort der unmittelbare Reichsadel nicht statutenmäßig ausgeschlossen, so befolgte man doch daselbst, wie in den übrigen hohen Domstiftern des nördlichen Deutschlands, im Gegensatz der im südlichen und am Rhein belegenen, die Maxime, nur aus den mittelbaren im Lande angesessenen adlichen Familien zu wählen. Diese Domcapitel nahmen also gewöhnlich mehr Antheil an dem Schicksal eines Landes, mit dem das Wohl ihrer Angehörigen nahe zusammenhing.

Auch für die benachbarten Staaten von Cölln und Münster konnte es nicht gleichgültig seyn, ob diese Lande von dem Abkömmling eines großen Regentenhauses oder einer Familie aus dem Privatstande regiert wurden. Der französische Hof konnte, im Gefühl der Wandelbarkeit der jezt mit Oesterreich bestehenden Verbindung, nicht gern sehen, wenn diese Macht ihre Herrschaft und ihren Einfluß noch bis an den Niederrhein und an die Gränzen von Holland erweiterte; besonders aber mußte lezte Republik fürchten, ins Gedränge zu kommen, wenn eine Macht, von der sie unter der bevorstehenden Regierung eines

ehr-

ehrgeizigen und unternehmenden Monarchen schon Vieles besorgte, noch von mehrern Seiten, als sie es bereits war, ihr Nachbar wurde. Eben so sehr musste die Aufmerksamkeit Preussens aufgeregt werden, wenn es dem Erzhause Oesterreich, dessen Vergrösserung im Süden von Deutschland so eben Gränzen gesezt waren, gelingen sollte, sich gerade im Mittelpunkt der preussischen Besitzungen und Verbindungen festzusetzen. Der Einfluss, den ein österreichischer Prinz als Churfürst von Cölln auf den Handel des Niederrheins, und als Fürst von Münster auf alle Verhältnisse des westphälischen Kreises, dessen Mitdirektor er neben dem Könige, als Herzog von Cleve, und dem Churfürsten zur Pfalz, als Herzog von Jülich, war, haben würde, liess, auch während des Friedens, eine Verminderung des preussischen Einflusses, und während eines Krieges, Bewegungen besorgen, welche Preussen wenigstens dadurch schwächten, dass sie ihm nicht erlaubten, seine Kräfte aus diesen Gegenden ganz wegzuziehen, um sie an den Punkten zu sammeln, wo sie am meisten wirken konnten. Der Gedanke kam hinzu, dass, wenn es Oesterreich einmal gelungen wäre, einen seiner Prinzen in Cölln und Münster festzusetzen, es nicht schwer fallen dürfte, diese Lande durch immer erneuete Wahlen für sehr lange Zeit in seinem Hause zu behal-

ten,

ten, auch seinen Einfluß durch den Erwerb noch mehrerer Hochstifter zu vergrößern.

Fürst Kauniz kannte alle diese Schwierigkeiten, welche der Ausführung seines Entwurfs entgegen standen, aber er hofte sie zu überwinden. Er hofte dieses um so mehr, wenn er nur solche Mittel wählte, welche die Verfassung des Reichs nicht verlezten, und dem Gegner keinen rechtlichen Vorwand gäben, der Ausführung in den Weg zu treten. Eine nach dem Verlangen des jetzigen Erzbischofs von den Domcapiteln, ihren Statuten gemäß, vollbrachte Wahl schien ein solches Mittel darzubieten. In den beiden Domcapiteln glaubte dieser Minister den Mitgliedern solche Vortheile anbieten zu können, daß Betrachtungen, welche Anhänglichkeit an das Land, oder entfernter Glanz ihrer Familien in ungewisser Zukunft einzugeben vermöchten, dadurch bey der Mehrheit gewiß würden überwogen werden. Vom französischen Hofe besorgte er, bey der noch bestehenden Verbindung, und von der Republik Holland, wegen ihrer Schwäche und ihres äußerst langsamen Geschäftsganges, keine bedeutende Gegenwirkung, und auch Friedrich, hofte Kauniz, würde, so ungern er die Sache sähe, doch kräftigen Widerstand nicht wagen, bey dem er nicht, wie in der bayerschen Angelegenheit, auf die Beistimmung

mung mehrerer Reichsstände rechnen durfte, da hier die Vergrösserungs-Absicht des Staatsmanns nur das Ansehn der Ausführung eines Entwurfs der mütterlichen Liebe haben und durchaus keine Mittel gebraucht werden sollten, welche der Verfassung des Reichs nicht gemäß wären. Alles kam nur darauf an, die Unterhandlungen so schnell und so geheim zu treiben, daß die Sache zu Stande gebracht wäre, bevor die Eifersucht andrer Mächte Zeit hätte, um auch ihrerseits dieselben Mittel, welche Oesterreich gebrauchte, anzuwenden, sich der Mehrheit der Stimmen für eine entgegengesezte Wahl zu versichern.

Diese Absicht wurde so gut ausgeführt, daß, ehe man im Haag und zu Berlin nur einige Kenntniß von derselben hatte, die Unterhandlung bereits sehr weit gediehen war. Der preußische Gesandte in Cölln, von Emminghaus, versicherte noch im Frühling des Jahrs 1780, daß Churfürst Maximilian Friedrich durchaus abgeneigt sey, sich einen Coadjutor beiordnen zu lassen, und er war, nach allgemein bekannter Gesinnung, und sogar nach wiederholten bestimmten Erklärungen dieses Regenten, auch vollkommen berechtiget, solche Versicherung zu geben. Indeß verbreiteten sich Gerüchte von den Entwürfen des Wiener Hofes. Der preußische General von Wolffers-

dorf, welcher zu Hamm in der Grafschaft Mark, hart an der Münsterschen Gränze, in Garnison war, gab
1780 Apr. die erste nähere Nachricht davon. Der König wurde durch dieselbe aufmerksam und befahl, sowohl diesem General als seinem Ministerio, Alles anzuwenden, um über die österreichischen Absichten genauer unterrichtet zu werden, denen auf jede von ihm abhängende Art entgegen zu arbeiten, und deshalb mit der Republik Holland sich zu verbinden, er zugleich sich fest entschlossen erklärte.

Der Verfasser dieser Geschichte, welcher bey dem Departement der auswärtigen Geschäfte in Berlin angestellt war, machte um eben diese Zeit in seinen Privatangelegenheiten eine Reise nach seinem Vaterlande, der Grafschaft Lippe, also in die Nähe von Münster. Wie er sich dazu Urlaub erbat, erhielt er den Auftrag, sich zugleich nach Münster zu begeben und möglichst vollständige Nachrichten darüber zu verschaffen, ob das dortige und das Cöllnische Domcapitel zu der Wahl eines österreichischen Coadjutors geneigt seyn möchten, und welche Schritte in dieser Ab-
den 1 Juni 1780 sicht bereits geschehen wären? Bey seiner Ankunft fand Dohm einen preußischen Officier von Schenkendorf, Adjudanten des General von Wolffersdorf, den dieser nach Münster gesandt hatte, um von den

Ver-

Verhältnissen sich zu unterrichten, und bey den Domherren eine der österreichischen Absicht abgeneigte Stimmung zu erhalten. Dieser Mann, von einem gesezten und achtungswerthen Charakter, hatte wirklich viel Zutrauen sich erworben, und nicht ohne Erfolg gearbeitet. Vorzüglich indeß wurde Dohm durch den Domherrn und Staatsminister Freiherrn von Fürstenberg, welchem er bereits aus früherer Zeit bekannt war, von dem, was bisher geschehen, und von der jetzigen Lage der Angelegenheit vollständig unterrichtet.

Churfürst Maximilian Friedrich hatte wirklich bey jeder Gelegenheit ganz entschiedne Abneigung gegen Annahme eines Coadjutors bezeugt, und man hielt nach allen seinen Aeußerungen sich noch vor kurzer Zeit völlig versichert, daß es während des Lebens dieses Herrn nie zu der Wahl eines solchen kommen werde. In Absicht Münsters hatte er indeß dem Freiherrn von Fürstenberg, dem, als seinem Minister, er die Regierung dieses Landes überließ, mehrmalen erklärt, daß er in demselben keinen Andern als ihn zu seinem Nachfolger wünsche, und daß, wenn je zunehmendes Alter, oder irgend andere Gründe ihn bestimmen sollten, einen Coadjutor für das Hochstift zu begehren, er dieses nie anders, als

unter der Bedingung thun werde, wenn er zuvor sich versichert hätte, daß die Wahl des Domcapitels auf Fürstenberg fallen werde. Diese Gesinnung des Churfürsten war allgemein bekannt, und stimmte mit den Wünschen, sowohl der Mehrheit des Domcapitels, als des Landes überein; Fürstenberg wurde überall bereits als künftiger Regent betrachtet. Im Cöllnischen Domcapitel war dagegen keiner, für den der Churfürst oder die Gesinnung des Domcapitels, oder gar des Landes (auf welches es aber in Cölln weniger, als in Münster aus schon bemerkten Gründen ankam) sich auf solche Weise bereits erklärt hätte.

Da nach dem kanonischen Recht einem Bischof ein Coadjutor nie anders, als wenn er selbst ihn begehrt, gegeben werden kann; so war das erste, was, um den Entwurf des Wiener Hofes gelingen zu machen, nothwendig geschehen mußte, die Abneigung des Churfürsten zu überwinden, ihn zuvörderst der Annahme eines Coadjutors überhaupt, dann des Sohns von Maria Theresia geneigt zu machen. Um dieses zu bewirken, gewann Fürst Kaunitz für seinen Entwurf den churcöllnischen Staatsminister, Freiherrn von Belderbusch, einen Mann, von früher Jugend her am Hofe gebildet, von großer

Ge-

Gewandtheit in allen Staatsverhandlungen, und von bedeutendem Ansehen bey seinem Herrn, der selbst sehr wenig Antheil an den Geschäften der Regierung nahm, sondern die Leitung derselben im Erzstift Cölln dem von Belderbusch, so wie im Hochstift Münster dem von Fürstenberg völlig überließ. Die Begierde, auch bey einem künftigen Regenten das gleiche Ansehn zu behaupten und die Aussicht auf alle Vortheile, welche die Gunst des kaiserlichen Hofes geben konnte, waren Gründe, die mächtig auf Belderbusch wirkten. Er übernahm die Ausführung des österreichischen Entwurfs zu leiten. Er fand nicht gut, den Churfürst geradezu von diesem Entwurf zu unterrichten, sondern, um diesen Herrn desto sicherer für denselben zu gewinnen, wählte er einen Umweg. Aus dem Domcapitel selbst sollte, nach seinem Plan der Gedanke, einen Coadjutor zu wählen, hervorgehen, ein Glied desselben sollte als Bewerber auftreten, gegen welches bey dem Churfürst sowohl, als bey der Mehrheit der Capitularen, eine lebhafte Eifersucht erregt werden könnte; das Bestreben dieses Bewerbers sollte scheitern, und die Wahl eines Erzherzogs hiervon die Folge seyn. Der Prinz Joseph von Hohenlohe-Bartenstein 4), Cöllnischer Domgraf, der zugleich

4) Er war geboren 1740.

in den hohen Stiftern von Straßburg und Breslau präbendirt war, wurde ausersehen, das Werkzeug dieses Entwurfs zu seyn. Ein Mann von hohem Sinn und edler Gesinnung war der Prinz Joseph vorzüglich dazu gemacht, sich um einen Churhuth zu bewerben; doch hatte er bis jezt keinen ernstlichen Gedanken der Art, da er die Gesinnungen des jezigen Regenten, als aller Coadjutorie abgeneigt, kannte. Aber, ihm unerwartet, ließ der Minister von Belderbusch durch einen an ihn abgesandten Vertrauten ihn ermuntern, sich um die Coadjutorie zu bewerben. Es wurde die Versicherung gegeben, Prinz Joseph könne auf freundschaftliche Gesinnung und Vertrauen des Churfürsten rechnen, und überzeugt seyn, es werde demselben seine Bewerbung vorzüglich angenehm seyn und von ihm bey dem Domcapitel kräftigst unterstüzt werden. Prinz Joseph, welcher nie vorher Beweise solcher Gesinnung erhalten, konnte nur mit Mühe überredet werden. Aber der Vertraute des Ministers fuhr fort, ihm die stärksten Versicherungen zu geben und ihn aufzufodern, nicht zu säumen, sich um die Stimmen der Capitularen zu bewerben. Belderbusch selbst vermied jedoch eine Unterredung über diesen Gegenstand r), bezeugte aber außerdem im All-

r) Da der Minister mit dem Hofe immer in Bonn lebte, das

Allgemeinen sehr freundschaftliche und ergebne Gesinnungen, welche die Eröfnungen des Vertrauten, ohne derselben zu erwähnen, zu bestätigen schienen. Auch bewog dieser Minister den Churfürst selbst, unter dem Vorwande, daß es um gewisse damals bey dem Domcapitel durchzusetzende Sachen rathsam sey, den Prinz Joseph in guter Stimmung zu erhalten, diesen bey jeder Gelegenheit mit auszeichnendem Vertrauen zu empfangen. Zugleich wurde der Vertraute immer dringender; der Minister ließ durch ihn versichern, daß für standesmäßigen Unterhalt, bis Prinz Joseph zur Regierung gelangen werde, gesorgt, und eins der churfürstlichen Schlösser, nahe bey Bonn, zur Residenz des Coadjutors sofort eingerichtet werden solle. Diese Eröfnungen thaten ihre Wirkung und bewogen den Prinz Joseph in einem an den Churfürsten erlassenen Schreiben, diesen um die Erlaubniß zu bitten, sich um die Coadjutorie bewerben und deshalb bey dem Domcapitel Schritte thun

 zu

das Domcapitel aber in Cölln war und dessen Glieder nur von Zeit zu Zeit nach Bonn kamen; so konnte es dem Minister nicht schwer fallen, einer besondern Unterhaltung über diese Sache auszuweichen, welche Prinz Joseph auch seiner Seits, um nicht zudringlich zu scheinen, auf keine Weise suchte.

zu dürfen. Kaum war dieses geschehen, so schien Belderbusch eben so sehr überrascht, als es der Churfürst wirklich war. Jener machte es nun sehr wahrscheinlich, daß Prinz Joseph, als ein Glied des Breslauschen Domcapitels, vom Könige von Preußen zu dieser Bewerbung aufgereizt sey, und dieser Monarch ohne Zweifel die Absicht habe, durch einen ihm ganz ergebenen Regenten die Regierung dieser Lande an sich zu ziehen, dieses werde aber dem Wiener Hofe und andern gewiß sehr zuwider seyn, und der Churfürst würde noch selbst, wenn Prinz Joseph Coadjutor würde, bey seinem Leben die unangenehmen Folgen hievon empfinden. Nachdem diese Besorgniß erregt war, ging Belderbusch bald noch weiter, und indem er bemerkte, daß gegen einen von Preußen begünstigten Bewerber nicht wohl ein anderer aus dem Mittel des Domcapitels aufzutreten wagen werde, zeigte er, das wirksamste Mittel, sich und seine Lande der preußischen Oberherrschaft für immer zu entziehen, werde die Wahl eines österreichischen Prinzen seyn. Der schwache Churfürst ließ sich bereden, und auch mehrere Glieder des Domcapitels wurden gleich bestimmt, den Abkömmling eines mächtigen Hauses, dessen Gunst mannichfache Vortheile darbot, einem aus ihrem Mittel vorzuziehen, den sie mit Eifersucht betrachteten, und

als

als Kreatur von Preußen fürchteten. Mehrere kleine Vorfälle wurden schlau benuzt, um Preußen die Absicht beizumessen, die schwachen Nachbaren zu unterjochen, besonders trugen verschiedene Aeußerungen und Handlungen des Generals von Wolffersdorf dazu bey, um gegen diese Macht die Gemüther einzunehmen. Wirklich erlaubte dieser General sich oft gewaltsame Mittel, um Cöllnische und Münstersche Unterthanen, entweder wenn sie das preußische Gebiet betraten, anhalten, oder sogar aus dem eigenen Lande abholen und zur Annahme von Kriegsdiensten zwingen zu lassen. Eine solche Gewaltthat war sogar einmal, wie der Churfürst durch Hamm reisete, während er bey Wolffersdorf verweilte, gegen einige Leute seiner Begleitung verübt. Alle Beschwerden gegen ein so ungerechtes Beginnen waren umsonst. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dasselbe nie zur Kenntniß des Königs gekommen sey, der es gewiß gemisbilligt und geahndet hätte. Aber Belderbusch benuzte diese Vorgänge, um seinem Herrn und dem Domcapitel die Nothwendigkeit eines mächtigen Schutzes gegen preußische Uebermacht und Unterdrückung fühlbar zu machen.

In dieser Stimmung der Gemüther kam der kaiserliche Gesandte, Graf von Metternich-Win-

May 1780. nenburg 6), nach Bonn, und bezeugte dem Churfürsten den Wunsch der Kaiserin-Königin, ihren jüngsten Sohn, Erzherzog Maximilian, zum Coadjutor von Cölln und Münster erwählt zu sehen. Der Churfürst gab seine Einwilligung, daß Graf Metternich sich deshalb an die Domcapitel wende und um die Stimmen bewerbe. Dieses geschahe zuerst in Cölln, und zugleich schrieb der Churfürst an das dortige Domcapitel und begehrte von demselben einen Coadjutor, dessen er bey zunehmendem Alter bedürfe, mit namentlicher Empfehlung des Erzherzogs Maximilian. Sobald der König von Preußen von diesem Schritte benachrichtiget wurde, befahl er seinem Gesandten von Emminghaus, sowohl dem Churfürst, als allen einzelnen Gliedern des Domcapitels ernstliche Vorstellungen zu thun, sowohl gegen die Wahl eines Coadjutors überhaupt, als besonders die eines Erz-

6) Geboren 1746, aus einem alten reichsgräflichen Geschlecht abstammend, und Direktor des westphälischen Reichsgrafen-Collegii katholischen Theils. Er war seit 1773 kaiserlicher Gesandter an den Churhöfen Mainz, Trier und Cölln, wurde nachher in mehrern großen Geschäften seines Hofs gebraucht, erwarb sich überall durch seinen biedern Charakter großes Vertrauen und allgemeine Achtung. Für seine verlornen überrheinischen Besitzungen erhielt er im Jahr 1803 Ersatz in Schwaben und wurde Reichsfürst von Ochsenhausen.

Erzherzogs, welche leztere den Nachbaren keinesweges gleichgültig seyn, und für die Lande höchst nachtheilige Folgen haben könne. Auf den Fall jedoch, daß der Churfürst eines Coadjutors durchaus zu bedürfen glaube, ließ der König den Prinzen Joseph von Hohenlohe-Bartenstein empfehlen. Obgleich Emminghaus diesen leztern Auftrag mit großer Vorsicht ausrichtete und bemerklich machte, daß seinem König jedes Glied des Capitels gleich angenehm seyn werde; so that diese namentliche Empfehlung doch gerade die entgegengesezte Wirkung, und war vielmehr den Wünschen von Belderbusch gemäß, der nun die Bewerbung eines Anhängers des preußischen Hofes um so mehr als das Werk desselben, und die Wahl eines österreichischen Prinzen als das einzige Mittel darstellte, um sich gegen dessen Aufdringung zu sichern. Dieser Erfolg war natürlich, denn die Empfehlung einer bestimmten Person durch eine fremde Macht wurde von einem wählenden Domcapitel allemal als eine beleidigende Anmaaßung, seine Wahlfreiheit zu beschränken, betrachtet. Sogar vom Bischof selbst wurde solche bestimmte Empfehlung sehr übel aufgenommen, und in manchen deutschen Hochstiftern war sie durch die Kapitulationen der Bischöfe ausdrücklich untersagt. Jede fremde Macht, welche nicht zugleich den Wil-

len

len und die Mittel hatte, noch weiter zu gehen und wirklichen Zwang zu gebrauchen (und gewiß war Friedrich hievon sehr weit entfernt), mußte sich solcher Empfehlung enthalten. Der beste Weg, den ein Hof betreten konnte, um eine geistliche Fürstenwahl nach seinen Absichten zu leiten, bestand darin, ein Glied des Capitels, das in demselben bereits viele Anhänger hatte, für sich zu gewinnen und dasselbe insgeheim zu unterstützen und in Stand zu setzen, seine Parthey bis zur Mehrheit zu erheben. Der Hof selbst mußte hierbey so wenig als möglich erscheinen, und denen, die sich seinen Absichten geneigt beweisen würden, nur im Geheim, und mit Schonung jeder feinern Empfindung, Beweise seiner Erkenntlichkeit zusichern, dabey aber sorgfältig alles vermeiden, was Drohung schien. Dieser in der Natur der Verhältnisse begründete Weg wurde vom preußischen Hofe, aus Unkunde solcher Verhältnisse, nicht gewählt. Die namentliche Empfehlung des Prinzen Joseph that die übelste Wirkung, und diese wurde noch dadurch vermehrt, daß General Wolffersdorf sich Drohungen von zu gebrauchender Gewalt erlaubte, und von der andern Seite Versprechungen that, die jedes edle Gefühl beleidigen mußten. Sobald Dohm von dem, was bisher vorgegangen, und von der ganzen Lage der Sachen

hin-

hinlänglich unterrichtet war, machte er seinen Hof hierauf aufmerksam, und so sehr er die Wahl des Domherrn von Fürstenberg zum Fürstbischof von Münster dem preußischen Interesse vortheilhaft schilderte, so widerrieth er doch dringend jede namentliche Verwendung für denselben, und trug darauf an, der König, wenn er überall an das Münstersche Domcapitel schreiben wolle, möge sich darauf beschränken, demselben bemerklich zu machen, wie sehr sein eignes und des Landes Beste erfodere, eine Wahl aus seinem eigenen Mittel vorzunehmen, dabey auch ausdrücklich erklären, jeder Domcapitular, den seine Brüder für den würdigsten achteten an ihrer Spitze zu stehen, werde dem Könige angenehm seyn.

Wirklich wurde das Schreiben, welches der König an das Domcapitel zu Münster erließ, in diesem Sinne abgefaßt; aber, obgleich es durchaus nichts enthielt, was Zudringlichkeit scheinen konnte, wurde dennoch die Ermahnung des Königes mit den gehässigen Aeußerungen des Generals Wolffersdorf in Verbindung gesezt und als Eingriff in die Wahlfreiheit betrachtet. Manche stellten dieses Schreiben als eine Folge des Einflusses von Fürstenberg vor. Da vom Churfürst damals an das Münstersche

wurde, harte Drangsale zu leiden. Sein damaliger Landesherr, der Cöllnische Churfürst, Clemens August, aus dem Hause Bayern, hatte sich nicht begnügt, als Reichsstand gegen Preußen auf dem Reichstage zu stimmen und sein Contingent zur Reichs-Armee zu stellen, sondern er war noch weiter gehende Verbindungen mit Friedrichs Feinden eingegangen. Hierdurch fanden dieser König und seine Alliirten sich berechtiget, die Lande des Churfürsten als feindliche zu behandeln. Herzog Ferdinand von Braunschweig, der die mit Preußen alliirten Heere befehligte, legte dem Münsterlande harte Brandschatzungen auf. Es mußte Lebensmittel zum Unterhalt der Armee und seine gezwungene junge Mannschaft zu deren Ergänzung liefern. Wenn die mit seinem Fürsten verbündeten Franzosen Meister des Landes waren, behandelten sie es nicht milder. Die Hauptstadt, welche damals noch Vestung und ein für beide Theile wichtiger Punkt war, erlitt mehrere Belagerungen. Gegen
1761 d. 6ten Febr. Ende des Krieges starb Clemens August. Während der nun eintretenden interimistischen Regierung des Domcapitels wurde die Lage des Landes nicht verbessert. Nach den Befehlen des englischen Hofes mußte Herzog Ferdinand in allen erledigten Hochstiftern, die er mit seinem Heer besezt hielt, eine

neue

neue Wahl gewaltsam verhindern. Erst nach dem Frieden wurde Maximilian Friedrich, durch die Einwirkung von Holland und England, in Cölln und Münster gewählt. Bald nachher übertrug dieser die Regierung des leztern Landes dem zu seinem Minister ernannten Domherrn von Fürstenberg, und gab ihm damit einen seinem thätigen und wohlwollenden Geist ganz angemessenen Wirkungskreis. Das Grundvermögen des Landes war erschöpft und dieses mit schweren Schulden beladen. Außerdem hatte noch jede einzelne Gemeinde, jedes geistliche Stift, fast jede adliche Familie ihre besondern Schulden. Erst nach beendigtem Kriege, da der durch ihn beförderte schnelle Umlauf des Geldes und der Gewinn Einzelner aufhörte, fühlte man die Stockung aller Gewerbe, denen Menschen und Kapitalien fehlten. In solcher Lage übernahm Fürstenberg die Verwaltung. Sein erstes Geschäft war, die Wunden des Krieges zu heilen, und bald fing er an, neue Kräfte zu wecken, durch deren Thätigkeit ein verjüngtes Leben in dem niedergebeugten Staat entstand. Er errichtete einen Fonds zur Tilgung der Staatsschulden und unterstüzte die einzelnen Corporationen bey Abtragung der ihrigen; so stellte er den Credit wieder her. Er gab dem Ackerbau und den Gewerben alle nur mögliche Ermun-

terung; Moräste wurden entwässert und urbar gemacht; die für das Land so wichtige Produktion von Leinwand, und der Handel mit demselben wurden neu belebt, Städte und plattes Land erholten sich. Die Vestungswerke der Hauptstadt wurden abgetragen; Regierung und Einwohner wetteiferten, sie zu verschönern. Volksmenge und Wohlstand nahmen sichtbar zu, die Menge des umlaufenden Geldes mehrte sich, und das gegenseitige Zutrauen wurde bald so groß, daß in keinem benachbarten Lande ein so niedriger Zinsfuß war, als in diesem. Die Justiz wurde unpartheiisch und schnell verwaltet, durch gute Polizey wurde das Leben der Menschen wirklich gesichert und verschönert, nicht unter ihrem Namen die Ruhe desselben durch entehrendes Mistrauen gestört. Die Münstersche Medicinal-Ordnung, unter Fürstenbergs Leitung von dem berühmten Arzt Hoffmann[8]) entworfen, war nach originellen Ideen abgefaßt, und die erste und vorzüg-

8) Ein Mann von originellem Geist, zu Rheda in Westphalen 1721 geboren. Er lebte mehrere Jahre zu Münster in enger Verbindung mit Fürstenberg als praktischer Arzt von ausgezeichnetem Ruf. Später ging er nach Mainz als churfürstlicher Geheimer Rath und Leibärzt. Er starb 1806 zu Elfeld oder Etvyl am Rhein, wohin er, bey veränderten Umständen in Mainz, sich im Alter zurückgezogen hatte.

züglichste ihrer Art in Deutschland. Dies Alles bewirkte Fürstenberg binnen wenigen Jahren ohne Geräusch und Aufsehen. Wie der Kranke durch allmählige Belebung und den Gebrauch seiner geschwächten Kräfte zur natürlichen Gesundheit zurückkehrt; so genaß dieses Land. Kein gewaltsames Mittel wandte Fürstenberg an. Er ehrte die uralte Verfassung, und seine Thätigkeit hielt sich immer in den von ihr bestimmten Schranken. Er verlezte nicht die angeerbten Rechte und Vorzüge des Adels, aber er ermunterte ihn, durch edle Gesinnungen und patriotischen Sinn diese Vorzüge in den Augen der Mitbürger beliebt zu machen. Nicht durch Beraubung der höhern Stände begünstigte er den Bürger- und Bauernstand, sondern er erhob diese zum Gefühl der eigenthümlichen Ehre und Würde jeden Standes, und zu edlem Wetteifer mit den höhern für die Sache des gemeinen Wohls. Er unterdrückte und beraubte nicht die Geistlichkeit, sondern ermunterte sie, durch höhere Geistesbildung sich die Achtung des Volks zu erwerben. Unter allen katholischen Staaten Deutschlands gab Fürstenberg im Hochstift Münster das erste Beispiel verbesserter Schulen. Er ging auch hierin seinen eigenen stillen Weg. Der Volksunterricht wurde von Aberglauben gereiniget, aber die Religion

wurde gelehrt, um Stütze der Sittlichkeit zu seyn, und den Menschen Trost in den Kümmernissen dieses Lebens, frohe Hofnungen über dasselbe hinaus zu geben. Die Begriffe der Jugend wurden erweitert und geläutert; sie erhielt Kenntnisse, die auf den künftigen Beruf angewandt werden konnten. Aber in den Land- und Bürgerschulen wurde über den Kreis dieses Berufs nicht hinausgegangen; in den höhern Schulen wurden tüchtige Staatsdiener gebildet und dem vorzüglichen Genie Gelegenheit der Entwickelung gegeben. Die alte Litteratur weckte den Sinn der Jugend für das Große und Schöne; mathematische Studien gewöhnten sie zu richtigem Denken 9). Die Lehrer berief Fürstenberg nicht aus fremden Landen; er bildete sie aus seinen eigenen Landsleuten. Fand er einen vorzüglich fähigen Jüngling, so ermunterte er ihn zu Ausbildung seiner Kräfte, gab ihm oft selbst Anleitung und

9) S. eine Verordnung Fürstenbergs über die Studien der Ordensgeistlichen in Schlözers Briefwechsel Heft 37. S. 19. In derselben empfiehlt er den jungen Geistlichen auch besonders das Studium der Mathematik als den kürzesten, leichtesten und sichersten Weg zu einem feinen Gefühl des Wahren, und zu richtigem Denken zu gelangen.

und ersten Unterricht [10]), und versah ihn mit den Mitteln, hohe Schulen des Auslands zu besuchen. So wurde er der Lehrer der Lehrer seiner Landsleute, und eben so führte er selbst fähige Jünglinge durch Rath und Beispiel zur Geschäftsverwaltung an, und senkte tief in ihre Herzen Gefühle der Rechtlichkeit, der Ehre und edler Gesinnungen. So wurzelte die Bildung, die aus den Eingebornen hervorging, desto tiefer; sie schritt gleichförmig in den verschiedenen Classen der Gesellschaft fort, nichts Fremdes und Aufgedrungenes war in ihr. Nicht zufrieden, den Wohlstand des Vaterlandes neu geschaffen zu haben, wollte Fürstenberg ihn auch für die Zukunft sichern, deshalb dessen Vertheidigung nicht allein von der Verbindung mit Mächtigern abhängig machen, sondern seine Bewohner in Stand setzen, sich selbst zu vertheidigen. Er unterhielt ein der Volksmenge des Landes angemessenes, wohlgeübtes Militair, und ließ den Officiers guten Unterricht in

 allen

10) Der durch seine Schriften berühmte Mathematiker Zumkley hat mir selbst erzählt, wie Fürstenberg nicht nur ihn zum Studium der Mathematik ermuntert, sondern selbst ihm den ersten Unterricht ertheilt habe. Fürstenberg hatte die in dem jungen Manne schlummernden Talente so richtig erkannt, daß dieser in spätern Zeiten wiederum sein Lehrer in den höhern mathematischen Wissenschaften wurde.

allen ihnen nützlichen Wissenschaften ertheilen. Er ging noch weiter. Er ließ die Jugend des Landvolks in den Waffen üben, und brachte ihnen Lust zu diesen Uebungen und zu Allem bey, was den Körper stark und vorzüglich brauchbar machen kann. Die Sonn- und Festtage waren diesen Uebungen gewidmet. Fürstenbergs Handlungsweise hierin ist nicht nur von eifersüchtigem Neide, der im Gefolge jedes ausgezeichneten Mannes sich findet, bitter getadelt, sondern auch von manchem Verständigen sehr misverstanden. Fürstenberg hatte zu tiefe Einsicht, als daß er den Gedanken hätte fassen sollen, das kleine Münsterland je in den Stand setzen zu können, mit eigenen Kräften sich gegen den Anfall eines Mächtigern zu vertheidigen; noch weniger war er des sonderbaren Einfalls fähig, diesem Ländchen eine politische Wichtigkeit geben zu wollen, oder gar Eroberungsabsichten gegen seine Nachbarn zu haben. Dennoch ist man wirklich so weit gegangen, dem weisen Manne diese Thorheit beizumessen. Aber nur, wer Fürstenberg ganz verkannte, vermogte einem Argwohne dieser Art Raum zu geben. Jedoch Anlaß zu demselben mochte allerdings seine Neigung zu den Künsten des Krieges wohl geben. Fürstenberg, der die mathematischen Wissenschaften vorzüglich liebte, jedes in seiner Art Große und

Ausgezeichnete mit Achtung und Neigung umfaßte, hätte auch die Wissenschaft des Kriegs studiert. Große Talente, Muth und Aufopferung, die in Kriegsunternehmungen sich zeigen, in alter und neuer Zeit, hatten seine Aufmerksamkeit immer vorzüglich angezogen und sich seinem Gedächtniß tief eingeprägt; er redete mit Feuer von ihnen und wußte sie, nach allen Umständen, auf das Lebendigste darzustellen. Während des siebenjährigen Krieges, wie die Geschäfte des Landes oft seinen Aufenthalt in den Hauptquartieren der streitenden Heere veranlaßten, hatte er geflissentlich den Umgang mit Militairs gesucht, die über ihr Fach gedacht, oder wichtige Erfahrungen gemacht hatten. So hatte er den Herzog Ferdinand und den Erbprinz (nachher regierenden Herzog) von Braunschweig, den Marschall Broglio und mehrere Feldherren genau kennen lernen. Vorzüglich aber hatten der englische General Lloyd, nachher berühmter Geschichtschreiber des siebenjährigen Krieges [11]),

 und

11) Das Hauptwerk über diesen denkwürdigen Krieg ist von Lloyd angefangen, vom preußischen General Tempelhof aber übersezt, berichtiget und fortgesezt worden. Lloyd hatte die ersten Campagnen bey dem österreichischen Heere unter General Lacy, die leztern aber, zum Dienst seines Vaterlandes abgerufen, bey dem englischen

und der edle Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe [12]) auf ihn gewirkt. Oft und gern redete er von diesen Männern mit sichtbarer Freude, in der Erinnerung an die geistvolle Unterhaltung, die er mit ihnen gehabt. Graf Wilhelm und er, die sich einander als verwandte Geister ehrten und liebten, hatten durch Wechsel ihrer Ideen sich in der edelsten Ansicht von Kriegswesen und Politik befestiget. Beide glaubten, daß die kleinen deutschen Staaten sich nur dadurch vor den Gräueln der sie so oft verwüstenden Kriege, und vor gänzlicher Unterdrückung schützen

---

schen Corps unter Herzog Ferdinand gemacht. Hier entstand eine genaue Bekanntschaft zwischen ihm und Fürstenberg, die auch nach dem Kriege fortdauerte, wie Lloyd zu Huy im Lüttichschen privatisirte, und sein Werk schrieb.

12) Dieser Mann, von originellem Geist und edler Gesinnung, war geboren 1724 und ist gestorben 1777. Aus Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der Sache Friedrichs nahm er Theil an dem siebenjährigen Kriege mit seinem kleinen Corps, das sich rühmlich auszeichnete, ging dann, durch den englischen Hof veranlaßt, nach Portugal, wurde Wiederhersteller des portugiesischen Militairs, erhielt die Würde eines Feldmarschalls und Herzogs. Noch hat dieser wirklich sehr ausgezeichnete Mann einen Plutarch nicht gefunden; doch verdienen gelesen zu werden: Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe von Schmalz. Hannover 1783.

schützen könnten, wenn sie durch militairische Bildung und Bewaffnung ihres Volks sich in Stand sezten, einen plözlichen Ueberfall abzuwehren, und demjenigen Mächtigern, der die gerechte Sache vertheidige, ihren Beitritt wünschenswerth zu machen. Auch hatten beide den Glauben an die moralische Kraft der Menschen, welche, wie die Geschichte bezeuget, auch ein kleines Volk, das eigenen Boden vertheidigt, oft fähig macht, mächtigen Angriff abzuhalten, ihm Muth und Stärke giebt und die Achtung derer erwirbt, welche Beistand gewähren können; dagegen, wer gar nicht versucht sich selbst zu vertheidigen, ohnfehlbar unterdrückt wird. Immer erzählte Fürstenberg mit besonderm Wohlgefallen die Beispiele alter und neuer Zeit, welche diesen Saz bewähren. Hiezu kam die Betrachtung, daß körperliche Uebungen der Gesundheit und Geistesstärke förderlich sind und beitragen, ein Volk heiter, frey und besser zu machen. Solche Betrachtungen waren es, die Fürstenberg bewogen, sich mit der Bildung und Bewaffnung des stehenden Militairs gern zu beschäftigen und die kriegerischen Uebungen der Unterthanen auf alle Weise zu begünstigen. Aber, kein unverhältnißmäßiger Geldaufwand, kein Druck des Landes wurde von ihm als Mittel zur Erreichung dieses

Zwecks gebraucht. Je reiner seine Absichten waren, je offener äusserte er sich, bey jedem Anlass, über dieselben. Erhaben über jede selbstsüchtige Neigung ahndete er auch bey Andern nicht leicht schlechte Beweggründe, und wurde nur dann getäuscht, wenn ihm Mittel entgegengesezt waren, die er, als unwürdig, sich selbst nicht erlaubt hätte, deshalb auch von Andern nicht erwartete. Doch begegnete ihm dieses nicht oft, denn er, der in mannichfach verwickelten Verhältnissen von früher Jugend an gelebt hatte, sahe gewöhnlich fremde Absichten wohl durch; er pflegte jedoch zu sagen, es habe ihn nie gereuet, immer selbst ganz wahr gehandelt zu haben. Er war umfassender Plane, einer nie sich verläugnenden Consequenz, großer Beharrlichkeit in der Ausführung fähig; er kannte keine andere Erholung von mühvoller Anstrengung, als Beschäftigung mit den Wissenschaften, deren keine ihm unbekannt geblieben und in deren vielen er Kenner war. Sein größtes Vergnügen war der Ideenwechsel mit geistvollen Männern, aber mit Jedem, auf welcher Stufe der Bildung er stehen mochte, wußte er die Unterhaltung interessant zu machen, da er jeden veranlaßte, das Gute, was er in sich hatte, mitzutheilen. Freundschaft war seinem Herzen Bedürfniß. So lebte er in der Zeit,

von

von welcher die Rede ist, in enger Verbindung mit der Gattin des russischen Gesandten im Haag, der Fürstin Gallizin [13]), die in Münster ihren Aufenthalt genommen hatte, um, zurückgezogen von den Zerstreuungen des Hofes, dessen Zierde sie war, ganz den Wissenschaften und der Erziehung ihrer Kinder zu leben. In dem Kreise gebildeter und gelehrter Männer, welche diese edle Frau um sich sammelte, zeigte sich Fürstenberg in dem überfließenden Reichthum seines Geistes, in der ganzen Liebenswürdigkeit und der hohen Einfalt seines Charakters. Im gewöhnlichen Leben war er mancher Sonderbarkeiten und zuweilen einer Vergessenheit des Herkömmlichen und einer Zerstreutheit fähig, die den Weltmann lächeln machen konnte; aber neben dem hellsten Verstande wohnte in seinem Herzen eine wahrhaft kindliche Reinheit und Unschuld, die keine Welterfahrung hatte wandeln können.

Dies war der Mann, der nicht aus Ehrgeiz, sondern weil er es für Pflicht hielt, beschloß, sich der Wahl eines österreichischen Prinzen zu widersetzen, und für den Fall, daß ein Coadjutor gewählt werden sollte,

13) Einer Tochter des preußischen General-Lieutenants Grafen von Schmettau.

sollte, sich selbst um diese Würde zu bewerben; er war aber fest entschlossen, um zu seinem Zwecke zu gelangen, durchaus keine Mittel zu gebrauchen, als die der Verfassung des deutschen Reichs und dem kanonischen Rechte gemäß wäre. Nie ist er von der strengsten Befolgung dieses Vorsatzes abgewichen.

Fürstenberg genoß einer Verehrung und eines Zutrauens, wie sie dem Manne von Talent und Verdienst nicht immer im eigenen Lande bewilligt werden. Ein sehr großer Theil der Unterthanen, auch sehr viele Mitglieder der Ritterschaft und des Domcapitels wünschten lebhaft, daß kein Anderer, als er, zum künftigen Regenten erwählt würde. Theils war persönliche Achtung und Freundschaft hievon der Beweggrund, theils aber, und bey Allen, war es die lebendige Ueberzeugung, daß für des Landes Wohl nicht besser gesorgt werden könne, als wenn es dem Manne übertragen werde, der während siebenzehn Jahren, in denen er das Ministerium verwaltete, schon so viel für dasselbe gethan hatte [14]). Man besorgte,

14) Jedermann wußte, daß alles, was geschah, ganz allein Fürstenbergs Werk war. Churfürst Maximilian Friedrich nahm so wenig Antheil an den Geschäften, daß im Erzstift Cölln nach ganz andern Grundsätzen wie im Hoch-

sorgte, daß bey einem fremden Fürsten, dem Abkömmling eines großen Hauses, die angefangenen wohlthätigen Entwürfe nicht vollendet, das Land in die Händel einer großen Monarchie verwickelt und dem Interesse derselben aufgeopfert werden möchte. Die Misbilligung der Wahl eines österreichischen Prinzen von dem nahen Preußen und Holland werde, wie man fürchtete, dem Lande mehr schaden, als das ferne Oesterreich, wenn man sich ihm anschlösse, nützen könne. Doch hatten nicht Alle diese Ansicht. Einige misgönnten Fürstenberg die Erhebung zum Fürstenstuhl, und da sie selbst auf denselben zu gelangen nicht hoffen durften, wollten sie lieber einen Fremden auf demselben sehen, der durch den Glanz hoher Abstammung denjenigen verdunkelte, den Geist und Tugend einem Manne aus ihrer Mitte gegeben hatte. Andere fürchteten die strenge Gerechtigkeitsliebe Fürstenbergs; sie wußten, daß unter ihm keine andre Begünstigung, als die des Verdienstes seyn werde.

Hochstift Münster verfahren wurde. Denn in jenem war die Regierung eben so unumschränkt Belderbusch, wie in diesem Fürstenberg, übertragen; oft wurden daher in beiden Landen einander widersprechende Maaßregeln genommen, z. B. im Erzstift Cölln war ein Lotto und wurde sehr begünstigt; in Münster war alles Lotto, und namentlich das Cöllnische, streng verboten.

werde. Manche behaupteten, daß Fürstenbergs Vorliebe für das Militair, seine Neigung zu großer Wirksamkeit und zu politischen Verbindungen, auch seine geglaubte Partheilichkeit für Preußen, dem Lande Nachtheile bringen, und es in unangenehme Verwickelungen stürzen werde. Er wird, sagten diese, wie ein unumschränkter König regieren, gleich dem von ihm so sehr verehrten Friedrich; er wird drückende preußische Einrichtungen im Finanz- und Militair-Wesen bey uns einführen, in der äußern Politik ganz das Werkzeug Preußens seyn. Bey Manchen waren solche Besorgnisse nur Vorgeben; Andere hatten sie wirklich. Sicher waren dieselben ungegründet. Fürstenberg ehrte Friedrichs Genie, er bewunderte ihn als großen Feldherrn, er liebte die Politik, die er in der neuesten Zeit bewiesen und glaubte an deren Dauer, weil sie dem wahren preußischen Staatsinteresse gemäß war. Er betrachtete den preußischen Staat als natürlichen Beschützer deutscher Freiheit gegen die von Oesterreich damals allgemein besorgten Gefahren; aber er war durchaus kein blinder und unbedingter Verehrer von Friedrich, noch weniger von den preußischen Regierungs-Maximen. Gewiß würde er als Regent in der Verwaltung seines Landes leztere nicht ungebührend nachgeahmt und an Preußen sich länger nicht angeschlossen haben, als

so lange, wie dieses die Behauptung deutscher Verfassung und Freiheit als Grundmaxime seiner Politik befolgt hätte [15]). Fürstenberg ist nicht Regent geworden; er hat das Gute, was man von ihm hofte, nicht bewirken, den Ungrund der Besorgnisse, die man gegen seine Regierung erregte, nicht thätig darthun können. Der statt seiner gewählte Erzherzog ist dagegen in der innern Verwaltung auf Fürstenbergs Wege so gut fortgeschritten, und hat, unter drückenden Zeitumständen, in den äußern Verhältnissen so weise Vorsicht bewiesen, als es irgend ein Eingeborner, als es selbst Fürstenberg kaum vermocht haben würde. Aber diese Begebenheiten konnte im Jahr 1780 Niemand voraussehen. Die Münsterschen Patrioten hatten Recht, wenn sie einen fremden Prinzen, den sie nicht kannten, nicht zu ihrem Regenten wünschten, sondern ihm den Eingebornen vorzogen, dessen Einsicht und Tugend ihnen durch Erfahrung erprobt waren. Nicht nach dem Erfolge, den die Zukunft in ihrem

15) Dieses leztere zu beweisen hat Fürstenberg noch die Gelegenheit gehabt. Nach dem Tode Churfürst Maximilians im J. 1801 beförderte Fürstenberg kräftigst, gegen den Widerspruch von Preußen, die Wahl des Erzherzogs Anton von Oesterreich, weil er, nach damaligen Verhältnissen, dieses dem Interesse des Landes am gemäßensten hielt.

ihrem Schooße verbirgt, sondern nach dem, welcher nach Wahrscheinlichkeit erwartet werden kann, müssen die Entschlüsse und Handlungen der Menschen beurtheilt werden, und nur, wer sich in die Umstände vergangener Zeit ganz versetzen und das, was unerwartet später erfolgt ist, zu vergessen vermag, kann das, was Menschen angestrebt und gethan haben, richtig würdigen!

Fest schloß sich ein Theil des Domcapitels an Fürstenberg an in der Absicht, der Wahl des Erzherzogs sich entgegen zu setzen. Wenn irgend möglich, wollte diese Parthey eine Coadjutorie ganz verhindern, falls aber der Churfürst dieselbe beharrlich verlangte, Niemand anders als Fürstenberg wählen. Dieser selbst erklärte, daß er mit gleichem Eifer für die Erhebung jedes andern seiner Mitbrüder arbeiten werde. Wirklich foderte er selbst einige der angesehensten Mitglieder des Domcapitels zur Bewerbung auf, und versprach ihnen die kräftigste Unterstützung. Doch keiner wagte aufzutreten, denn keiner hatte Hofnung, so viele Stimmen für sich zu vereinen, als für Fürstenberg sich bereits erklärt hatten.

Während der österreichische Gesandte Graf Metternich in Cölln beschäftiget war, war es dessen Legations-Sekretair Kornrumpf, einem geschickten und

ge-

gewandten Geschäftsmanne, aufgetragen, in Münster alle Bewegungen zu beobachten, und die Gemüther im Domcapitel für die österreichische Absicht zu gewinnen. Er arbeitete mit Erfolg. Manche wurden durch angebotne Vortheile gewonnen, andere bestimmte die Eifersucht gegen Fürstenberg und die vorgefaßte Meinung, daß sein Charakter und seine politischen Gesinnungen für das gemeine Beste üble Folgen haben würden. Diese versprachen von einem Erzherzoge dem Lande Schutz gegen die Abhängigkeit von Preußen, die man schon jezt, sagten sie, erfahre und unter jedem mindermächtigen Fürsten immer mehr erfahren, die endlich, unter einem Regenten von Fürstenbergs Neigungen, sich in völlige Sklaverey verwandeln werde. Nach ihrer Behauptung wär es ungleich rathsamer, durch die Wahl eines Fürsten aus einem großen Hause sich einer mächtigen Monarchie anzuschließen, die kein Interesse habe, ein kleines entferntes Land über seine Kräfte anzustrengen, vielmehr, wenn sie desselben Mitwirkung zu ihren Entwürfen im Fall des Krieges verlange, auch ihm Schutz gewähren werde. Das Ansehen einer solchen Monarchie, glaubten sie, würde in der Zeit des Friedens hinreichen, um gegen unwürdige Neckerey zu sichern, welche das Münsterland jezt von jedem benachbarten preußischen General dulden müsse.

Gerade, weil Preußen dieses wohl einsehe, widerspreche es so eifrig der Wahl eines österreichischen Prinzen, und Wolffersdorf sey ein so thätiges Werkzeug dieses Widerspruchs, weil er fühle, daß ihm unter einem solchen Regenten nicht mehr gestattet seyn werde, was er jezt ungeahndet wage. Diese Ansicht war es vorzüglich, welche mehrere würdige Mitglieder des Domcapitels bewog, sich für die österreichische Parthey zu erklären. Zu ihnen gehörte besonders der Freiherr von Spiegel, ein Mann von hellem Geist, und der Freiherr Moriz von Brabeck [16]), welcher selbst nach Wien reiste, seine eigene und mehrerer Capitularen Stimmen antrug, und die gewisse Durchsezung der Wahl des Erzherzogs versprach, wenn die Kaiserin-Königin standhaft bey ihrem Plane beharre, ohne sich durch die Widersezung der Gegenparthey und durch Preußens und Hollands Einreden irren zu lassen.

Zu Cölln wurde die Sache zuerst entschieden. Prinz Joseph von Hohenlohe wurde, nachdem er dem

16) Er hat nachher den geistlichen Stand verlassen und sich durch Vertheidigung der Rechte der Unterthanen in seinem Vaterlande, dem Hochstift Hildesheim, Ruhm erworben. Als dieses Land unter preußische Herrschaft kam, wurde er 1802 in den Grafenstand erhoben; er ist gestorben im Januar 1814.

dem Churfürst seine Absicht zu erkennen gegeben, veranlasset, nach Wien zu gehen, um sich die Geneigtheit und Fürsprache des kaiserlichen Hofes zu verschaffen. Hier erfuhr derselbe zuerst, daß Maria Theresia selbst für ihren Sohn die Coadjutorie suche, daß dieses mit Einstimmung des Churfürsten geschehe, und Belderbusch sich um die Stimmen bewerbe. Wie die Monarchin selbst ihm dieses sagte und versicherte, daß sie der Mehrheit im Cöllner Domcapitel bereits gewiß sey, und auch ihn um seinen Beitritt zu derselben ersuchte, konnte Prinz Joseph ihn nicht abschlagen, doch als ihre Geschäftsmänner ihm nachher antrugen, er möge selbst sich bemühen, die Sache des Erzherzogs bey dem Domcapitel völlig durchzusetzen, lehnte er dieses, als seiner unwürdig, ab. Er erklärte, daß er seine eigene Absicht nunmehro aufgeben und, wenn es wirklich zur Wahl eines Coadjutors kommen sollte, für den Erzherzog stimmen, aber bis dahin, daß dieses entschieden sey, Alles thun werde, um die Coadjutor-Wahl überhaupt zu hindern, welche er unnöthig und dem Erzstift nachtheilig halte. Mit diesen Vorsätzen kam Prinz Joseph nach Cölln zurück und beharrete standhaft bey deren Ausführung. Graf Metternich trug ihm das Erzbisthum Prag oder ein anderes ihm annehmlicheres österreichisches Bisthum an. Er verbat es mit der Aeußerung, daß er vom

Gerade, weil Preußen dieses wohl einsehe, widerspreche es so eifrig der Wahl eines österreichischen Prinzen, und Wolffersdorf sey ein so thätiges Werkzeug dieses Widerspruchs, weil er fühle, daß ihm unter einem solchen Regenten nicht mehr gestattet seyn werde, was er jezt ungeahndet wage. Diese Ansicht war es vorzüglich, welche mehrere würdige Mitglieder des Domcapitels bewog, sich für die österreichische Parthey zu erklären. Zu ihnen gehörte besonders der Freiherr von Spiegel, ein Mann von hellem Geist, und der Freiherr Moritz von Brabeck [16]), welcher selbst nach Wien reiste, seine eigene und mehrerer Capitularen Stimmen antrug, und die gewisse Durchsetzung der Wahl des Erzherzogs versprach, wenn die Kaiserin-Königin standhaft bey ihrem Plane beharre, ohne sich durch die Widersetzung der Gegenparthey und durch Preußens und Hollands Einreden irren zu lassen.

Zu Cölln wurde die Sache zuerst entschieden. Prinz Joseph von Hohenlohe wurde, nachdem er dem

16) Er hat nachher den geistlichen Stand verlassen und sich durch Vertheidigung der Rechte der Unterthanen in seinem Vaterlande, dem Hochstift Hildesheim, Ruhm erworben. Als dieses Land unter preußische Herrschaft kam, wurde er 1802 in den Grafenstand erhoben; er ist gestorben im Januar 1814.

dem Churfürst seine Absicht zu erkennen gegeben, veranlasset, nach Wien zu gehen, um sich die Geneigtheit und Fürsprache des kaiserlichen Hofes zu verschaffen. Hier erfuhr derselbe zuerst, daß Maria Theresia selbst für ihren Sohn die Coadjutorie suche, daß dieses mit Einstimmung des Churfürsten geschehe, und Welderbusch sich um die Stimmen bewerbe. Wie die Monarchin selbst ihm dieses sagte und versicherte, daß sie der Mehrheit im Cöllner Domcapitel bereits gewiß sey, und auch ihn um seinen Beitritt zu derselben ersuchte, konnte Prinz Joseph ihn nicht abschlagen, doch als ihre Geschäftsmänner ihm nachher antrugen, er möge selbst sich bemühen, die Sache des Erzherzogs bey dem Domcapitel völlig durchzusetzen, lehnte er dieses, als seiner unwürdig, ab. Er erklärte, daß er seine eigene Absicht nunmehro aufgeben und, wenn es wirklich zur Wahl eines Coadjutors kommen sollte, für den Erzherzog stimmen, aber bis dahin, daß dieses entschieden sey, Alles thun werde, um die Coadjutor-Wahl überhaupt zu hindern, welche er unnöthig und dem Erzstift nachtheilig halte. Mit diesen Vorsätzen kam Prinz Joseph nach Cölln zurück und beharrete standhaft bey deren Ausführung. Graf Metternich trug ihm das Erzbisthum Prag oder ein anderes ihm annehmlicheres österreichisches Bisthum an. Er verbat es mit der Aeußerung, daß er vom

kaiserlichen Hofe keine Gnadenbezeugungen verdient habe, noch annehmen könne. Nachdem der König von Preußen ein eignes nachdrückliches Abmahnungs-Schreiben an den Churfürst Maximilian Friedrich erlassen und dessen Gesandter von Emminghaus im versammelten Domcapitel alle Gründe nachdrücklich vorgehalten hatte, welche die Wahl eines österreichischen Prinzen widerrathen müßten, bemühete Prinz Joseph sich eifrigst, vereint mit einigen wenigen Capitularen, unter denen Graf Joseph Truchses sich vorzüglich auszeichnete, den Churfürsten zu bewegen, sein Verlangen eines Coadjutors zurückzunehmen; aber dahin ließ Belderbusch es nicht kommen. Sein Einfluß im Domcapitel war überwiegend, und bewirkte den Schluß der Mehrheit, daß am zweiten August die vorgängige Frage, ob ein Coadjutor zu wählen sey? in Ueberlegung genommen werden solle. Im Geheim war auch bereits deren bejahende Entscheidung, und die bald darauf folgende wirkliche Wahl des Erzherzogs fest bestimmt.

den 14 Juni 1780

d. 24ten Juni — Dieses Erfolgs versichert begab Graf Metternich sich nun nach Münster, und bewarb sich förmlich bey allen einzelnen Domcapitularen, den anwesenden mündlich, den abwesenden schriftlich, im Namen seiner Monarchin, um die Stimmen für den

Erzherzog Maximilian, der auch selbst jedem Einzelnen deshalb in verbindlichen Ausdrücken schrieb. Der Gesandte versicherte, wie diese Bewerbung mit Genehmigung des Churfürsten geschehe. Wirklich erließ dieser auch ein Schreiben an das Domcapitel, worin er die Wahl eines Coadjutors, dessen er bey herannahendem Alter bedürfe, verlangte und den Erzherzog empfahl, dessen Verbindung und Eigenschaften dem Lande Schutz und Nutzen versprächen. Im Cöllnischen Domcapitel war beschlossen worden, der Verfassung gemäß, zuvörderst zu Entscheidung der vorgängigen Frage: ob ein Coadjutor zu wählen sey? eine Generalversammlung festzusetzen. Zu Münster ging man rascher. Die Mehrheit der anwesenden Capitularen hielt sich bey dieser Vorfrage gar nicht auf, nahm sie als bereits entschieden an und sezte fest, daß am 16ten August die Wahl vorgenommen und der Kaiser ersucht werden sollte, einen Commissarius zu derselben abzuordnen. Fürstenberg und seine Freunde stellten mit Nachdruck vor, daß die Wahl eines Coadjutors die wichtigste Angelegenheit der Kirche und des Staats sey, welche nicht von den zufällig gerade jezt in der Hauptstadt anwesenden Capitularen, sondern nur in einem Generalcapitul entschieden werden könne, zu welchem alle Abwesende förmlich, mit Anzeige der Ursache, eine geraume Zeit

zuvor eingeladen werden müßten. In solchem Generalcapitul, behaupteten sie ferner, könne nicht sofort die Wahl selbst vorgenommen werden, sondern vor Allem sey nöthig, die höchstwichtige Vorfrage in reife Ueberlegung zu nehmen: ob die Wahl eines Coadjutors überall gerade jezt rathsam und nothwendig sey? denn das kanonische Recht erlaube eine solche Wahl ausdrücklich nur im Fall dringender Nothwendigkeit, und ganz auffallenden Nuzens 17). Dieser Fall, fuhr die Parthey ferner fort, sey offenbar jezt nicht vorhanden; der Churfürst genieße einer guten Gesundheit und bedürfe noch keines Gehülfen; es sey also rathsam, denselben zu ersuchen, die Regierung ferner allein zu führen und zu bezeugen, wie das Dom-

17) Urgens necessitas aut evidens utilitas wird, nach dem Concilio Tridentino, ausdrücklich erfodert, um einen Coadjutor erwählen zu können. Nach den Grundsätzen des römischen Hofes war es eigentlich der Papst, welcher dem Bischof auf seine Bitte einen Coadjutor gab, und die Wahl desselben durch das Domcapitel wurde nur als Vorschlag betrachtet, der erst durch die Bestätigung des Papstes Gültigkeit erhielt. Durch Zulassung eines Coadjutors beraubte also ein Domcapitel sich theils der interimistischen Regierung, welche bey erledigtem Sitze ihm zustand, theils einer völlig freien Wahl, die ihm im leztern Falle unstreitig gebührte.

Domcapitel und übrige Landstände sehr bereit seyen, die Last der Regierung auf jede ihm selbst gefällige Art zu erleichtern. Noch stellte Fürstenberg und seine Parthey vor: die namentliche Empfehlung einer bestimmten Person sey etwas ganz Ungewöhnliches und dem freien Wahlrechte zuwider; die Rechte und Verfassung wollten alle und jede Andringung entfernt wissen, und in allen vorhergehenden Fällen hätten die Bischöfe sich immer begnügt, ihren Wunsch eines Coadjutors im Allgemeinen vorzulegen, oft ausdrücklich erklärt, daß Jeder, den das Capitel wähle, ihnen gleich angenehm seyn würde; ja man habe Fälle, daß die versuchte Empfehlung einer bestimmten Person, auf geschehene Vorstellung, wieder zurückgenommen sey; jezt aber müsse man, wenn man die churfürstliche Empfehlung mit dem Antrage des kaiserlichen Gesandten in Verbindung setze, sogar annehmen, der Churfürst verlange nur dann einen Coadjutor, wenn er sich gewiß versichert halten könne, daß kein anderer als der Erzherzog gewählt werden würde. Ein so bestimmter und andringender Vorschlag eines erhabenen Prinzen beschränke das freie Wahlrecht um so mehr, da viele Glieder des Domcapitels fürchten dürften, durch Verweigerung ihrer Stimmen, sowohl ihrem Bischofe zu misfallen, als auch sich die Ungnade des hohen Erzhauses zuzuziehen. Mancher, der

wohl selbst sich beworben hätte, würde es nicht wagen, neben einem solchen Competenten aufzutreten, auch kämen noch wichtige Gründe, welche die politische Lage des Hochstifts und seine Verhältnisse mit benachbarten Staaten darböten, hinzu, die es äußerst bedenklich machten, gerade einen österreichischen Prinzen zum Bischof und Regenten zu wählen. Alle diese Betrachtungen, schloß die Parthey, machten es sehr rathsam, den Churfürst dringend zu ersuchen, wenn er von dem Begehren eines Coadjutors nicht ganz abstehen wolle, doch die bestimmte Empfehlung einer Person zurückzunehmen, und dem Domcapitel eine ganz freie Wahl, seinem Rechte gemäß, zu erlauben.

So einleuchtend wichtig diese Gründe auch waren, machten sie doch auf die Mehrheit der anwesenden Glieder gar keinen Eindruck. Unter eingelegter Protestation der mindern Zahl wurde der Wahltag festgesetzt, das Schreiben an den Kaiser entworfen und abgesandt. Die österreichische Parthey des Domcapitels war durch ihre Begierde zu siegen, und dem kaiserlichen Hofe sich gefällig zu bezeigen, zu Unregelmäßigkeiten fortgerissen, deren sie nicht bedurfte, um unter den Umständen, die vorhanden waren, ihres Sieges gewiß zu seyn. Offenbar

waren

waren die zufällig in Münster anwesenden Domherren nicht berechtiget, ihre abwesenden Mitbrüder ihres Rechts zu berauben, über die höchst wichtige Frage: ob ein Coadjutor gewählt werden solle, oder nicht? auch gehört zu werden und ihre Stimmen abzugeben. Eben so war die namentliche Empfehlung der Person sehr verfassungswidrig und sehr unnöthig. Eine geheime Empfehlung bey den Einzelnen, und deren Bearbeitung durch den österreichischen Gesandten hätte ganz dieselbe Wirkung hervorgebracht und keinem Vorwurf ausgesezt. Man versicherte auch bald nachher, es sey dieses in Wien gefühlt und Graf Metternich getadelt worden, daß er diese Nullitäten angerathen, oder doch zugelassen habe. Fürstenberg und seine Freunde wollten dieselben benutzen, um die Wahl des Erzherzogs zu verhindern. Sie beschlossen zu diesem Zweck folgende rechtliche in der Verfassung begründete Mittel zu gebrauchen. Dem Churfürsten wollte man das verfassungswidrige Verfahren der Mehrheit in einem eindringlichen Schreiben bemerklich machen, ihn bitten, dasselbe zu vernichten, wo möglich sein Begehren eines Coadjutors, wenigstens aber doch die Empfehlung des Erzherzogs zurückzunehmen. Aus gleichen Gründen wollte die Minorität das Reichsoberhaupt ersuchen, die auf verfassungswidrige und kanonisch nichtige Art ange-

 sezte

sezte Wahl nicht zu genehmigen, und einen Commissarius, ohne dessen Vorsiz sie nicht geschehen konnte, zu derselben nicht abzuordnen. Auch das ganze Reich, und besonders jeder Churfürst (also auch der König von Preußen), sollten von der Sache unterrichtet, und gebeten werden, dieses gerechte Gesuch bey dem Kaiser zu unterstüzen. Zugleich wollte man dem Oberhaupte der römischen Kirche das unregelmäßige Beginnen einiger Capitularen anzeigen und bitten, nicht nur, wenn zu wirklicher Wahl geschritten werden sollte, deren Bestätigung, die zu der Gültigkeit durchaus nöthig war, zu versagen, sondern auch dem Erzherzoge das breve eligibilitatis nicht zu ertheilen, dessen dieser Prinz, der schon Hoch- und Deutschmeister war, unumgänglich bedurfte, um noch eine zweite und dritte geistliche Würde annehmen zu können. Die kanonischen Rechte erlauben die Häufung geistlicher Würden in derselben Person nur in höchst dringenden Fällen. Das Gesuch war also sehr gegründet, seine Gewährung schien den Grundsäzen und dem Interesse des römischen Hofes gemäß, der deutsche Bisthümer ungern in den Händen des Hauses Oesterreich sehen mußte. Auch rechnete man darauf, daß Preußen und, durch dessen Verwendung, auch Frankreich und andere katholische Höfe sich der Sache in Rom annehmen

wür-

von Allem, was vorging, unterrichtet blieb; so war doch einiger Aufenthalt in dem Gange der Geschäfte unvermeidlich. Ein solcher trat auch bey demjenigen, von welchem hier die Rede ist, ein, und zwar grade in dem Augenblick, wo eine schnell gefaßte feste Entschließung am nöthigsten gewesen wäre. Ohne bestimmte Befehle des Königs wagte das Kabinets-Ministerium keine Schritte zu thun, die zu weit führen konnten. Die von uns bereits angedeutete Verschiedenheit der Charaktere der beiden Minister, Graf Finkenstein und Herzberg, machte, daß sie auch über das, was in dieser Angelegenheit zu thun sey, nicht gleich dachten. Finkenstein wollte zwar den Entwürfen des Wiener Hofes wirksam entgegen gearbeitet wissen, aber er wollte es auf eine Art, die keinen offenbaren Bruch mit diesem Hofe zur Folge haben könnte. Nur durch in Geheim gemachte Vorstellungen sollte der Wahl des Erzherzogs entgegen gearbeitet werden; er rechnete vorzüglich darauf, daß die Republik Holland ein sehr nahes Interesse bey der Sache habe, und daß sie auch jezt eben die Mittel anwenden werde, die ihr in frühern Zeiten bey den Wahlen in den ihr benachbarten Hochstiftern, und vorzüglich zu Münster, immer einen bedeutenden Einfluß verschafft hatten. Wäre es indeß gar nicht möglich, die Stimmen-Mehrheit zu erhalten, so

war

zu befördern, einen neuen Krieg in Deutschland habe anfachen wollen. Sicher war dieses nicht die Absicht des edlen Mannes; aber er hielt dafür, Preußens Interesse erfodre durchaus, das Gelingen der österreichischen Absicht nicht zuzugeben und nach der Widersetzung, die es bereits bewiesen, sey es seiner Würde gemäß, eine Sprache zu führen, die glauben mache, es werde der Vergrößerung des Nebenbuhlers hier mit eben dem Nachdruck entgegen arbeiten, der in der bayerschen Sache bewährt war. Fürstenberg glaubte zugleich, daß Preußen um so unbedenklicher sich im äußersten Falle zum Kriege entschlossen zeigen könne, da man gewiß wisse, Maria Theresia werde es nie dazu kommen lassen, und, wenn sie den Ernst sähe, lieber dem Entwurf der Mutterliebe entsagen.

Wie die bestimmteren Nachrichten von den Fortschritten, die der Wiener Hof bereits gemacht hatte, nach Berlin kamen und der bisher gehabten Hofnungen, es werde nicht schwer seyn, mit Hülfe Hollands die Ausführung zu vereiteln, widersprachen, war der König auf einer seiner gewöhnlichen Militair-Reisen von seiner Hauptstadt entfernt. Obgleich der Antheil, den er an den Staatsgeschäften nahm, während solcher Reisen nie unterbrochen ward, vielmehr er durch die Berichte seiner Minister immer

von

von Allem, was vorging, unterrichtet blieb; so war doch einiger Aufenthalt in dem Gange der Geschäfte unvermeidlich. Ein solcher trat auch bey demjenigen, von welchem hier die Rede ist, ein, und zwar grade in dem Augenblick, wo eine schnell gefaßte feste Entschliessung am nöthigsten gewesen wäre. Ohne bestimmte Befehle des Königs wagte das Kabinets-Ministerium keine Schritte zu thun, die zu weit führen konnten. Die von uns bereits angedeutete Verschiedenheit der Charaktere der beiden Minister, Graf Finkenstein und Herzberg, machte, daß sie auch über das, was in dieser Angelegenheit zu thun sey, nicht gleich dachten. Finkenstein wollte zwar den Entwürfen des Wiener Hofes wirksam entgegen gearbeitet wissen, aber er wollte es auf eine Art, die keinen offenbaren Bruch mit diesem Hofe zur Folge haben könnte. Nur durch in Geheim gemachte Vorstellungen sollte der Wahl des Erzherzogs entgegen gearbeitet werden; er rechnete vorzüglich darauf, daß die Republik Holland ein sehr nahes Interesse bey der Sache habe, und daß sie auch jezt eben die Mittel anwenden werde, die ihr in frühern Zeiten bey den Wahlen in den ihr benachbarten Hochstiftern, und vorzüglich zu Münster, immer einen bedeutenden Einfluß verschafft hatten. Wäre es indeß gar nicht möglich, die Stimmen-Mehrheit zu erhalten, so

war

war Finkenstein sehr geneigt, die Minorität des Münsterschen Domcapitels, wenn sie ihre Beschwerden an den Reichstag brächte, durch beistimmende Erklärungen kräftigst zu unterstützen, auch andere Reichsstände aufzufodern, ein Gleiches zu thun. Der so langsame Gang reichstägiger Berathschlagungen, hofte dieser Minister, werde die Sache vorerst aufhalten, und zulezt der Wiener Hof, um nicht sein Ansehn im Reiche zu verlieren, einen Entwurf ganz aufgeben, gegen den er eine allgemein widrige Stimmung bemerken würde. Herzberg war für kräftigere Maaßregeln. Wenn, glaubte er, ein angesehener Theil des Münsterschen Domcapitels das illegale Benehmen des Churfürsten und der Mehrheit mit guten Gründen nachwiese, sich dagegen an das gesammte Reich wendete, und besonders auch den Beistand des Königs, als Churfürsten und Mitdirektors des westphälischen Kreises, nachsuchte; so sey dieser vollkommen befugt und durch seine Ehre, und das Interesse seines Staats sogar verpflichtet, solchen wohlgesinnten Patrioten kräftigen Schutz zuzusichern, und sowohl dem Domcapitel als dem Churfürsten öffentlich zu erklären, daß er eine Wahl nicht zugeben könne, die auf eine verfassungswidrige Art begonnen würde, dem Wohl des Hochstifts nachtheilig, und auch dessen Nachbaren nicht gleich-

gültig

gültig sey. Wäre eine solche Erklärung gleich anfangs geschehen, vielleicht hätte der Wiener Hof die Ausführung seiner Absicht wenigstens noch ausgesezt. Kaiser Joseph II war gerade damals weit entfernt auf seiner Reise nach Petersburg. Ohne von diesem Monarchen unterstüzt zu seyn, wagte Fürst Kaunitz es nicht, Schritte zu thun, die, den Wünschen der Kaiserin-Königin gerade entgegen, zur Unterbrechung des Friedens führen konnten. Aber Friedrich II war eben so abgeneigt, wie diese Monarchin, gegen neuen Krieg. Gern glaubte er seinem Finkenstein, daß auch ohne Drohungen und ernstliche Sprache Oesterreichs Absicht zu vereiteln seyn dürfte. So wurde Herzberg zurückgehalten. Der bayersche Krieg, obgleich er, wie wir gesehen haben, ganz auf den eigenen Entschließung Friedrichs beruhte, wurde allgemein für Herzbergs Werk gehalten. Bey vielen des Hofes, selbst bey den Prinzen des Hauses, herrschte die Meinung, die zu große Raschheit dieses Ministers verwickele den Staat in Kriege, die vermieden werden könnten. Um solchen Verdacht nicht von Neuem zu stärken, war Herzberg in allen seinen Aeußerungen äußerst vorsichtig.

Bey diesen innern Verhältnissen erhielten diejenigen, welche der preußische Hof zu Münster in

der

der Wahlsache gebrauchte, durchaus nicht die Anweisungen, wie die Lage der Dinge sie dort erfoderte. Sie sollten die Parthey, welche den österreichischen Absichten entgegen arbeitete, zum kräftigsten Widerstande ermuntern, sie sollten sie bewegen, die Schritte wirklich zu thun, die sie beschlossen hatte; aber dabey sollten sie, mit vorsichtigster Wahl jedes Ausdrucks, durchaus Alles vermeiden, was den Wiener Hof irgend beleidigen, oder von des Königs Unterstützung zu viel erwarten lassen könnte. Eine solche Anweisung konnte wol im Kabinet ertheilt werden, aber sie an Ort und Stelle wirklich zu befolgen, war unmöglich. Weder Fürstenberg und seinen Freunden, noch seinen Gegnern, entging es, daß man auf Preußens nachdrückliches Handeln nicht rechnen dürfe; auch von Wien aus wurde ernstlich versichert, man sey fest überzeugt, Friedrich werde um dieser Angelegenheit willen sicher nicht wagen, was er der bayerschen Sache wegen gethan habe. Außer den schon angedeuteten Fehlern, welche der preußische Hof in Betreibung dieser Sache beging, waren auch die Werkzeuge, welche er gebrauchte, nicht so gewählt, um einen guten Erfolg zu sichern. Der Direktorial-Gesandte von Emminghaus, durch den das Geschäft hauptsächlich und officiell betrieben werden mußte, war ein Mann

von

von vielen Einsichten, redlichem Charakter und reinem Diensteifer, aber er hatte nicht das persönliche Vertrauen erworben, das bey einem diplomatischen Geschäftsmann so nothwendig ist, um dem Ansehen, welches das Amt verleihet, das nöthige Gewicht zu geben. Gewöhnlich erfuhr er sogar dasjenige, was im Cöllnischen Domcapitel und am Bonnschen Hofe vorging, zu spät; in Münster hatte er gar keine Verbindungen. Der General von Wolffersdorf, welcher vorzüglich an lezterm Orte wirken sollte und nur gar zu thätig sich bewies, war zu diesem Geschäft gar nicht gemacht. Seine verübten Gewaltthätigkeiten, seine harten, unziemlichen Aeußerungen hatten ihn allgemein verhaßt gemacht. Er war mit gar keiner Vollmacht versehen, die ihn im Namen seines Königs zu reden berechtigt hätte. Was er zuweilen aus den Schreiben des leztern mittheilte, wurde entweder für untergeschoben angesehen, oder that, wegen zu harter Ausdrücke, die Friedrich nur gegen seinen General sich erlaubte, nicht zur Mittheilung bestimmt hatte, eine ganz entgegengesezte Wirkung. Auch statt des Verfassers dieser Geschichte wäre ein Mann von höhern Range, und mit öffentlichem diplomatischen Charakter und Auftrage versehen, ungleich brauchbarer gewesen. Dohm, welcher, wie bereits erwähnt, nur durch Zufall, und

um von der Lage der Sache sich zu unterrichten, nach Münster gekommen war, hatte keine Vollmacht, also auch keine Befugniß, anders als Privatmann zu reden. Erst späterhin wurde er von Berlin mit einer Vollmacht an das Domcapitel versehen, aber ihm dabey ausdrücklich vorgeschrieben, daß er von derselben nur im Nothfall Gebrauch machen solle. Diese Vorschrift, und die Ueberzeugung, der Augenblick zum nüzlichen Handeln sey vorüber, bewogen ihn, sie ganz zurückzuhalten. So wurde es den Gegnern leicht, zu verbreiten, dieser preußische Geschäftsmann sey allein durch Fürstenberg veranlaßt, in Münster aufzutreten, und sowohl er, als der General Wolffersdorf handeln nur auf Eingebung dieses Ministers, ohne Wissen und Auftrag ihres Hofes.

Dohm bemühte sich eifrigst, alle diese widrigen Verhältnisse in seinen Berichten deutlich aus einander zu setzen, und zu beweisen, daß die anbefohlnen halben Maaßregeln zu nichts führen könnten, daß, wenn der König nicht gut finde, die Sache mit Nachdruck zu betreiben, es der Würde desselben gemäßer und in allem Betracht ungleich besser sey, gar keinen Antheil zu nehmen. Wirklich, da die patriotischen Glieder des Domcapitels sich und ihre Familien sehr

unan-

unangenehmen Folgen aussezten, wenn sie wagten, der österreichischen Wahl öffentlich zu widersprechen; so war es sehr unrecht, zu solchen Schritten zu ermuntern, wenn Preußen nicht entschlossen war, gegen diese Folgen allen von ihm abhängenden Schuz zu bewilligen. Vielleicht war es die Gesinnung eines Neulings in der diplomatischen Laufbahn, wie Dohm damals war, wenn es ihm widerstrebte, bey einem entgegengesezten Verfahren zum Werkzeuge gebraucht zu werden. Er wandte daher Alles an, um zu überzeugen, es sey nicht nur dem Recht, sondern auch der Würde und dem Vortheil des Hofes zuwider, wenn man die patriotische Parthey nur im Geheim zum Widerstand aufreizen, nicht aber auch öffentlich für sie auftreten wollte. Gewiß konnte ein solches Betragen nur bey den Freunden das Vertrauen, und bey den Gegnern die Achtung schwächen, besonders trug es dazu bey, in Wien, wo Alles, was in Münster geschah, genau bekannt würde, die Erbitterung und zugleich die Ueberzeugung, daß Preußen nicht kräftig entgegen zu handeln wage, zu vermehren. Aber Alles, was hierüber vorgestellt wurde, fand in Berlin wenig Eingang. Der König machte sich, nach dem, was ihm Wolffersdorf berichtete, immer noch bessere Hofnung, als die Umstände wirklich erlaubten; Graf Finkenstein blieb bey den

Meinung, daß durch die Schritte, welche die Minorität thun wollte, es möglich seyn werde, auch ohne offene Einmischung des Königs, den österreichischen Entwurf zu vereiteln. Auch Herzberg ließ sich verleiten, dieses wahrscheinlich zu finden, weil er es sehnlichst wünschte. Er hofte, der König solle allmählig zu einer immer stärkern Sprache, am Ende auch zu Drohungen des bewafneten Widerstandes bewogen werden. Solche Drohung, verbunden mit Maria Theresia's friedlicher Gesinnung, schmeichelte er sich, werde hinreichen, auch ohne Krieg den Zweck zu erreichen. Am Ende hielt dieser Minister auch den Krieg, so wenig er ihn jezt wünschte, doch nicht für das größte der Uebel, wenn er für eine so gerechte Sache, wie ihm diese erschien, und für Preußens Ruhm geführt würde.

So mußte also die patriotische Parthey zu standhaftem Widerstande fortdauernd ermuntert werden, doch wurde endlich beschlossen, den Antheil, den der König an der Sache nehme, öffentlicher zu bewähren. Es sollte der Baron von Edelsheim, der ehemals als preußischer Gesandter am Wiener Hofe sich als einen einsichtsvollen Staatsmann bewiesen hatte, in Cölln und Münster auftreten. Fürstenberg schlug vor, ihn zum Churfürsten und an das

Cöllner Domcapitel zu senden, dagegen den Direkto- 1780
rial-Gesandten von Emminghaus nach Münster
kommen zu lassen, neben welchem auch Dohm die
dortigen Unterhandlungen fortführen, die Einwirkung
des Generals von Wolffersdorf in dieselben aber
gänzlich aufhören möchte. Dieses wurde in Berlin
genehmiget. Aber Edelsheim, der nicht mehr in
preußischen Diensten war, lehnte den Auftrag ab.
Da man jedoch die Sache in Cölln bereits als ver-
loren ansah, so erhielt Emminghaus dennoch Befehl,
nach Münster zu gehen, wo auch Dohm bleiben
sollte. Der König erließ zugleich ein neues, sehr
nachdrückliches Abmahnungsschreiben an den Chur-
fürst und an beide Domcapitel. Emminghaus über-
brachte dasselbe nach Münster, übergab es im ver- d. 10ten Jul.
sammelten Capitel und stellte in eindringender Rede
die Gefahren vor, welchen das Land durch eine Wahl
ausgesezt würde, die ihm das Vertrauen seiner Nach-
barn entziehen und es in weit aussehende Händel
verwickeln könne. Diese Vorstellungen machten bey
Manchen Eindruck; einige schienen wirklich zu be-
reuen, ihre Stimmen bereits zu fest versprochen zu
haben. Doch die Häupter der österreichischen Par-
they wandten Alles an, sie fest zusammen zu halten.
Auch Holland wurde jezt thätiger, und wollte seine
Bemühungen mit den preußischen verbinden; aber

 die

1780 die große Langsamkeit aller Berathungen in den Generalstaaten, welche zuvörderst von den Staaten der einzelnen Provinzen instruirt werden mußten, hielt ungemein auf, und die ängstliche Vorsicht, mit welcher die holländische Regierung alle ihre Schritte abmaaß, vereitelte vollends den Erfolg. Diese Regierung fürchtete einen österreichischen Prinzen zum Nachbar zu erhalten; aber fast noch mehr fürchtete sie, dieses zu erkennen zu geben und den Wiener Hof zu beleidigen. So kam, nachdem alle Hofnung in
den 24sten Jun. Cölln aufgegeben war, der dort residirende holländische Gesandte van Lansberg nach Münster, aber mit so beschränkenden Instruktionen, daß er selbst kaum wußte, was er dort thun sollte. Jede öffentliche Erklärung, fast das Geständniß, die Republik sehe die Wahl eines Erzherzogs ungern, war ihm untersagt. Die Aengstlichkeit, mit welcher der Mann, diesen Weisungen gemäß, sich benahm, war so groß, daß man unter seinen Augen zu verbreiten wagte, er sey gar nicht wegen der Coadjutorie-Angelegenheit, sondern nur zu Berichtigung gewisser Gränzirrungen nach Münster gekommen, zu welchen er doch keinen Auftrag hatte. Nur ganz im Stillen sollte van Lansberg die einzelnen Glieder des Domcapitels zu gewinnen suchen. Ehe er mit den hierzu erfoderlichen Mitteln versehen war, verging viele

Zeit.

Zeit. Die holländische Regierung wollte auch bey Anwendung dieser Mittel die strengste Oekonomie beobachtet wissen, und nahm den bey früheren Wahlen [18]) in Münster gemachten Aufwand zum Maaßstabe des jezt zu machenden. Mit Mühe gelang es, im Haag begreiflich zu machen, daß dieser Maaßstab nicht passend bey einer Wahl sey, bey welcher einem Prinzen von Oesterreich entgegengearbeitet werden solle. Wie van Lansberg endlich im Stande war, annehmliche Anerbietungen zu machen, erhielt er von den Meisten die Antwort, daß es zu spät sey, weil man bereits Oesterreich das Wort gegeben, welches zurückzuziehen die Ehre nicht erlaube. Noch ein besonderer Umstand erschwerte Alles, was von Holland geschahe. Im siebzehnten Jahrhundert hatte der kriegerische Fürstbischof Bernd van Galen, als Verbündeter von Frankreich und England, die Republik auf eine Art angefallen, die sie mit dem Untergange zu bedrohen schien. Der Eindruck davon war bis auf jetzige Zeit geblieben; die Gegner hatten dieses benuzt, und, mit übertriebener Schilderung von Fürstenbergs kriegerischen Neigungen,

18) Die Wahl Maximilian Friedrichs zu Münster hatte die Republik mit dreymal hundert tausend holländischen Gulden bewirkt, wozu England die Hälfte hergegeben.

diesen als einen zweiten Bernd van Galen vorgestellt. Wirklich hielten manche Glieder der holländischen Regierung diesen Domcapitular für einen gefährlichern Nachbar, als einen Erzherzog. Der Gesandte erhielt daher Befehl, der Wahl sowohl des Einen als des Andern entgegen zu arbeiten; außerdem aber sollte er sich nicht begnügen, nur für jezt eine Coadjutor-Wahl überhaupt zu verhindern (womit doch, sowohl die patriotische Parthey, als auch der preußische Hof zufrieden gewesen wären), sondern er sollte wirklich einen Mann auf den Fürstenstuhl von Münster bringen, von dessen friedlichen und geneigten Gesinnungen man völlig versichert seyn könne. Diese Aufgabe zu lösen war in der That, unter den vorhandenen Umständen, ganz unmöglich, und es wurde nicht schwer, den holländischen Gesandten zu überzeugen, daß, wenn er es versuchen wolle, diese seine Instruktion zu befolgen, er nur neue Trennungen im Domcapitel hervorbringen würde, die am Ende nur zu Oesterreichs Vortheil gereichen könnten. Es gelang endlich dem preußischen Gesandten von Thulemeier im Haag, welchen Dohm von allen Verhältnissen genau unterrichtete, die holländische Regierung von ihren vorgefaßten Meinungen gegen Fürstenberg zurückzubringen, und zu bewirken, daß der van Landsberg angewiesen wurde, sich mit den preußischen Be-

voll-

vollmächtigten zu dessen Beförderung eifrigst zu vereinen.

Auch das hannöversche Ministerium wollte hierzu nunmehr kräftigst mitwirken. Obgleich England seit wieder hergestellten Frieden sich immer mehr an Oesterreich anzuschliessen suchte, so erkannte doch König Georg III sehr richtig das Interesse, welches er als Churfürst von Hannover hatte, den vermehrten Einfluß des Erzhauses im nördlichen Deutschland nicht zuzugeben. Seine Regierungen in Hannover und Osnabrück [19]) erhielten also Befehl, der

 Wahl

19) Nach der Bestimmung des westphälischen Friedens wechselte im Hochstift Osnabrück, dessen Einwohner in Rücksicht der Religion gemischt waren, immer ein katholischer und ein protestantischer Bischof; beide wurden vom Domcapitel gewählt, dessen Glieder auch von beiden Religionstheilen waren. Nur mußte der protestantische Bischof allemal ein Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg oder Hannover seyn. Dieser Verfassung gemäß war der zweite Sohn König Georg III, Prinz Friedrich Herzog von York, im Jahr 1764, sechs Monate nach seiner Geburt, gewählt, und während seiner Minderjährigkeit führte dessen königlicher Vater die vormundschaftliche Regierung durch sein Ministerium in Hannover. Diese lange Minderjährigkeit war eine höchst wohlthätige Periode für das Land. König Georg III hatte den Edelmuth, durchaus nichts für Unterhalt und Erziehung

1780 Wahl des Erzherzogs auf alle Weise, doch nur im größten Geheim und ohne irgend einen öffentlichen Schritt zu thun, entgegen zu arbeiten. Unter dieser Bedingung wurde also dem preußischen Hofe thätige Mitwirkung angeboten, und derselbe ermuntert, seinen Widerspruch und seinen der patriotischen Parthey zu bewilligenden offenen Schutz nicht zu vermindern.
den 30ten Jul. Dohm machte eine Reise nach Osnabrück, um mit den dortigen Geschäftsmännern [20]) nöthige Abrede zu tref-

ziehung des Prinzen vom Lande zu verlangen. Sämmtliche bedeutende landesherrliche Einkünfte wurden zuvörderst zu Abtragung der Schulden, mit denen das Land schwer belastet war, und nachdem diese getilgt worden, auf mannichfache Weise allein zum Besten des Landes verwandt.

20) Während der Minderjährigkeit des englischen Prinzen Friedrich stand an der Spitze der Regierung von Osnabrück einer der hannöverschen Geheimen Räthe, in der Zeit, wovon hier die Rede ist, Freiherr von dem Busche, ein Mann von sehr edlen und liberalen Gesinnungen. Unter ihm war der wichtigste Arbeiter — Justus Möser, ein in der deutschen Litteratur verehrter Name! Durch seine Osnabrücksche Geschichte hat Möser als einer der gründlichsten Geschichtforscher durch seine kleinen Aufsätze, die später unter dem Namen patriotische Phantasien gesammelt erschienen, als ein hellsehender ächt deutscher Politiker sich immer bleibenden Ruhm erworben. Aber nicht minder gebührt ihm der Ruhm eines in jedem Betracht ausgezeichneten, treflichen Menschen, eines ein-

sichts-

treffen. Bald nachher kam ein angesehener osnabrü- 1780
ckischer Vasall, Landdrost von Vink (zugleich Dom-
dechant in preußisch Minden), in gleicher Absicht nach
Mün-

---

sichtsvollen, edeldenkenden Geschäftsmannes. Sein Verhältniß in lezterer Hinsicht war sehr bedeutend. Hauptarbeiter in der Regierung und zugleich Syndikus der Ritterschaft, auch im Domcapitel großer Achtung genießend, war er Mann des Fürsten und Mann der Stände. Der König von England kannte und schäzte ihn, und er besaß allgemeines Vertrauen. So hatte er die Hauptleitung aller Geschäfte. Sehr glücklich benuzte er auch seine schriftstellerischen Talente für die Geschäftsführung, indem er durch die schon erwähnten kleinen Aufsätze wichtige Ideen, welche die Regierung ausführen wollte, einleitete, Bedenklichkeiten begegnete und die öffentliche Stimmung für sie gewann. Seine Regierungs-Maximen waren denen von Fürstenberg ähnlich, den Bedürfnissen und Verhältnissen des Landes angemessen, nicht größern Staaten übel nachahmend. So genossen die beiden westphälischen Länder, Münster und Osnabrück, durch die Fürsorge einer weisen und aufmerksamen Regierung, ohne Geräusch und Aufsehen, eines hohen, immer zunehmenden fest begründeten Wohlstandes. Dreißig Jahre hindurch währte dieses stille Glück, vom Ende des siebenjährigen bis zum Anfang des französischen Revolutions-Krieges. Lezterer hat nach manchen harten Drangsalen auch für diese beiden Lande Auflösung ihrer bisherigen Verfassung zur Folge gehabt; aber, obgleich unter ganz verschiedenen Einrichtungen lebend, müssen auch die spätesten Bewohner von Münster und Osnabrück die Namen Fürstenberg, von dem Busche und Möser nie ohne dankbare Verehrung nennen.

1780 Münster, zwar ohne Vollmacht, aber mit geheimen Aufträgen des hannöverschen Ministeriums versehen. Der thätige Eifer dieses Mannes wurde durch große Einsicht und Kenntniß der Menschen und Sachen geleitet. Um die Gefahr, gegen die man jezt kämpfte, für alle Zeiten vielleicht abzuwenden, machte er den Vorschlag, das Domcapitel solle durch ein neues Statut sich für immer verbinden, nie aus einem großen Regentenhause, sondern nur aus altem deutschen Adel einen Bischof zu wählen; hätte Münster hierin den rühmlichen Vorgang gemacht, so dürften, hofte er, mehrere nachfolgen, und vielleicht endlich ein allgemeiner Verein aller deutschen Hochstifter in diesem edlen Sinn zu Stande kommen; hierdurch würden der Vergrößerungs-Absicht des Erzhauses für alle Zeiten Schranken gesezt, den deutschen Hochstiftern ihre Verfassung, dem alten deutschen Adel sein glänzendster Vorzug gesichert. Fürstenberg und Mehrere stimmten diesem Gedanken mit Enthusiasmus bey; auch bey Preussen und Holland fand er vielen Beifall. Wirklich wäre ein solcher gemeinsamer Beschluß des Domcapitels der glücklichste Ausgang dieser Sache, der schönste Triumph gewesen, den man über Oesterreich erhalten konnte. Nichts Rechtliches konnte einer von den Domcapiteln selbst beliebten Beschränkung ihres Wahlrechts entgegengesezt werden. Eine förm-

liche

liche Bestätigung eines solchen Statuts durch das 1780
deutsche Reich wurde zwar wahrscheinlich vom Wiener Hofe verhindert, aber es bedurfte auch solcher Bestätigung zu deren Gültigkeit nicht. Nichts konnte dagegen Preußen, Hannover und andre Reichsstände hindern, auf Ansuchen der Domcapitel, diese neue Verfassung zu garantiren, und dadurch das Recht zu erwerben, jeder künftigen Wahl in der Folge sich zu widersetzen, die, derselben entgegen, versucht würde. Doch, so schön der Gedanke beim ersten Blick erschien, so schwierig, ja wirklich unmöglich würde bey weiterm Nachdenken die Ausführung befunden. Nicht der Widerstand, den man vom kaiserlichen Hofe besorgen mußte, war das wichtigste Hemniß, auch nicht der entgegenwirkende Einfluß mehrerer katholischen deutschen Höfe, die ungern einen Weg zur Versorgung jüngerer Prinzen sich versperret sehen mußten. Ein anderer tief in der menschlichen Natur und in persönlichem Interesse der Einzelnen liegender Grund ließ nicht hoffen, die Sache durchzusetzen; der Umstand nämlich, daß auch Fürstensöhne zu geistlichen Landen gelangen konnten, war gerade derjenige, der unsern deutschen Bischofswahlen eine politische Wichtigkeit gab. Große Höfe bewarben sich um die Wahl eines der Ihrigen, andre große Höfe arbeiteten denselben entgegen; beide bestrebten sich, die Stimmen derer zu

gewin-

1780 gewinnen, von welchen die Wahl abhing. Dieser Vortheil war in den Augen der mehrern jezt Lebenden zu bedeutend, um ihn der Aussicht nachzusetzen, ihren entfernten Urneffen die Möglichkeit, auf den Fürstenstuhl erhoben zu werden, durch Ausschliessung der Prinzenwahl zu erleichtern. Diese Betrachtung wurde so wichtig befunden, daß man bald beschloß, die patriotische Idee in den kleinen Kreis, in welchem sie zuerst eröffnet war, einzuschliessen, weil man besorgte, ihre Aeußerung möchte eine Abgeneigtheit hervorbringen, welche selbst dem Hauptzweck, um dem es jezt zu thun war, nachtheilig seyn könnte.

Diesen Hauptzweck zu erreichen, wandten die Geschäftsführer von Preußen, Holland und Hannover jezt vereint Alles an, was die sie insgesammt beschränkenden Instruktionen nur immer erlaubten. Jedes Mittel wurde versucht, um die für Oesterreich gewonnenen Glieder wieder abwendig zu machen, die noch Wankenden zu befestigen, die gegen Oesterreich Entschiedenen zu kräftigem Widerstand und entscheidenden Schritten zu ermuntern. Noch bey keiner Bischofswahl waren so bedeutende Geldmittel angewandt, als jezt bereit lagen, um die Vorstellungen zu unterstüzen, und jeder andere Vortheil, der nur immer von den vereinten Höfen abhangen konnte,

wurde

wurde angeboten. Aber es war zu spät! Die öster- 1780
reichische Parthey war zu fest verbunden, als daß
auch nur Einer ihr hätte entzogen werden können.
Ueberdem sollte, nach dem Willen der Höfe, mit so
äußerster Schonung Oesterreichs verfahren, den sich
aufopfernden Gliedern des Domcapitels sollte Schutz
und Unterstützung nur so unbestimmt versprochen wer-
den, daß ein guter Erfolg wirklich unmöglich wurde.
Fürstenberg und seine Freunde blieben fest, so lange
noch einige Hofnung übrig war. Der General von
Wolffersdorf suchte noch immer diese Hofnung zu er-
halten, indem er andeutete, daß der König schlechter-
dings die Wahl des Erzherzogs nicht zugeben, und
im äußersten Falle sich ihr mit Gewalt widersetzen
werde. Er veranlaßte die Meinung, daß er mit ge-
heimen Befehlen für diesen Zweck versehen sey, und
um den Glauben an diese Meinung zu unterstützen,
ließ er mehrmalen seine Garnison bis an die Münster-
sche Gränze vorrücken, die Wege, die dahin führten,
genau untersuchen und ausbessern. Der Prinz Joseph
von Hohenlohe, von diesen Gerüchten unterrichtet,
wurde dadurch zu Hofnungen auch noch für die Cöll-
nische Wahl verleitet; er kam nach Hamm, und
mit Wolffersdorf nach Münster, um über den Grund
solcher Hofnung sich näher zu unterrichten. Es war
unmöglich, ihn in derselben zu bestärken, da den

preu-

1780 preussischen Geschäftsmännern in Münster die Gesinnung des Königs bekannt war. Aber Wolffersdorf nuzte diese Erscheinung, um anzudeuten, daß er die Stadt Münster bald militärisch besetzen, und alle Wahl, die nicht auf ein Glied des Domcapitels gerichtet sey, mit Gewalt verhindern werde, wie dieses auch im siebenjährigen Kriege vom englischen Hofe geschehen sey. Er umging die Stadt mit bedeutenden Blicken und Worten. Diese Drohungen dienten nur, eine widrige Stimmung hervorzubringen, welche die Gegner für ihren Zweck zu benutzen nicht unterließen. Um falsche Schritte der Art für die Zukunft zu hindern, und um über das, was die patriotische Parthey zu hoffen hätte, endlich gewiß zu werden, wurde beschlossen, dem Könige bestimmt anzuzeigen, daß ohne gewaltsame Mittel die Wahl eines österreichischen Prinzen nicht mehr zu hindern sey. Fürstenberg hielt dieses nöthig, sowohl, um seine Freunde und deren Familien nicht den nachtheiligen Folgen auszusetzen, welche der gereizte Unwille des kaiserlichen Hofes für sie besorgen ließ, als vornemlich auch, um vom Lande die noch größern Uebel abzuhalten, welche eine strittige Wahl hervorbringen mußte. So rechtsbegründet auch immer der Widerspruch der Minorität gewesen wäre, so war doch sehr wahrscheinlich vorauszusehen, daß eine durch die Mehrheit zu Stande

ge-

gekommene vom Reichsoberhaupte begünstigte Wahl 1780
schwerlich wieder rückgängig würde gemacht werden.
Sollte auch Preussen dieses durchführen wollen, so
würde das Land einem Kriege ausgesezt seyn, und alle
dessen Leiden würden der widerstrebenden Parthey des
Domcapitels allein beigemessen werden. Kam es
nicht zum Kriege, so wurden die patriotischen Capitu-
laren und ihre Familien aufgeopfert; schwerlich wür-
de bey einem Vergleich zwischen den grossen Mächten
für sie gesorgt; und wenn dieses auch einigermaaßen
geschah, so blieb doch die Abneigung des Regenten,
die Trennung zwischen der triumphirenden und der
unterliegenden Parthey für immer. Solchen un-
glücklichen Folgen wollte Fürstenberg durchaus zuvor-
kommen; er wandte, vereint mit seinen Freunden,
sich selbst an den König und fragte an, welche Unter- d. 23ten
stützung bey den Beschwerden gehoft werden könne, Jul.
die jezt gegen das Verfahren der Mehrheit des Dom-
capitels dem Kaiser und Reich vorgelegt werden sollten.
Da, sagte Fürstenberg, der König diese Beschwerden
gerecht befunden habe, so schmeichelte sich die Parthey,
er werde nicht nur kräftige Unterstützung bey dem kai-
serlichen Hofe zusichern, sondern auch dem Churfür-
sten und dem Domcapitel erklären lassen, daß er,
bis die Entscheidung des Reichsoberhaupts erfolgt
wäre, keine Wahl eines Coadjutors zulassen könne.

1780 Aber der König fand nicht für gut, einen solchen Schritt zu thun; nicht einmal in unmittelbare Unterhandlungen mit dem Wiener Hofe wollte er sich einlassen, da er voraussahe, daß dieselben fruchtlos seyn würden, und er, bey erfolgter ablehnenden Antwort, entweder die äußersten Mittel des Widerstandes anwenden, oder, zum Nachtheil seiner Würde, sich zurückziehen müßte. Friedrich wollte weder das Eine noch das Andere, und seine Antwort bestand also nur darin: wenn die patriotische Parthey ihre Beschwerden, die er wohl begründet finde, an den Reichstag bringen wollte, so werde der König sie unterstützen und auf Abhülfe durch einen Schluß des Reichs dringen. Diese Antwort konnte nicht befriedigen. Fürstenberg und seine Freunde sahen wohl ein, daß zu einem solchen Reichsschlusse gar keine Hofnung sey. Noch ehe die Beschwerden bey dem Reichstage angebracht werden, und auf dem dort üblichen Wege zur Kenntniß aller Reichsstände gelangen konnten, würde der Coadjutor gewählt seyn. Auch wenn alsdenn Preußen sich weigern sollte, ihn anzuerkennen, war nicht zu erwarten, daß mehrere Reichsstände ihm hierin beitreten würden; am Ende, war vorauszusehen, werde auch der König, oder doch dessen Nachfolger nachgeben. Unter diesen Umständen beschloß Fürstenberg lieber jetzt, da es ihm und seinen Freun-

den noch als ein Verdienst angerechnet werden konnte, 1780
der Wahl beizutreten, als dieses erst dann zu thun, wenn er von einem fremden Hofe, von dem er sich abhängig gemacht, dazu genöthigt seyn würde. Vom Anfange dieses Geschäfts an hatten alle patriotischen Glieder 21) des Domcapitels sich fest verbunden, unter allen eintretenden Umständen immer vereint zu bleiben, und nie andre als gemeinsame Schritte zu thun. Dieser Verbindung blieben sie bis zum lezten Augenblick treu; kein einziger zeigte je den mindesten Wankelmuth. Wie der Entschluß des Beitritts gefaßt war, zeigte es Fürstenberg, zwey Tage vor dem zur Wahl bestimmten Termin, dem zum kaiserlichen Commissarius ernannten Grafen Metternich an, denn nur mit diesem allgemein geachteten Manne, nicht

 mit

21) Die Namen dieser edlen Männer verdienen in dieser Geschichte aufbehalten zu werden; es waren die Domcapitularen: Franz Friedrich Wilh. Freiherr von Fürstenberg, zugleich Minister; Carl Graf von Schaesberg, Franz Egon Freiherr von Fürstenberg, zugleich Domprobst zu Hildesheim, Max Ferdinand Graf von Merveld, Friedrich Carl Freiherr von Fürstenberg, Carl Ludwig von Ascheberg, Ferdinand von Galen, Friedrich Graf von Plettenberg-Wittem, Johann Friedrich Graf von Hoensbroeck, Carl Freiherr von Kerkering, Matthias von Ketteler, Caspar Max Freiherr von Korff genannt Schmiesing.

mit der Gegenparthey, auch nicht mit dem Minister von Belderbusch, der als Commissarius des Churfürsten nach Münster gekommen war, wollte er unterhandeln. Bey der Wahl selbst gab er in seinem und aller seiner Freunde Namen die Erklärung: „daß, obgleich noch immer völlig überzeugt von den guten Gründen ihres bisherigen Widerspruchs und von der Nichtigkeit der von der Mehrheit gegen die kanonischen Rechte, und gegen die Verfassung gethanen Schritte, dennoch die widersprechenden Capitularen, da alle ihre Vorstellungen nichts bewirken können, jezt, allein in der Absicht, den unglücklichen Folgen einer strittigen Wahl zuvorzukommen, durch ihren Beitritt die von ihren Mitbrüdern begangenen Nichtigkeiten aufheben, und durch eine einhellige rechtliche Wahl ihrem Bischof den von ihm begehrten Coadjutor in der Person des Erzherzogs Maximilian geben wollten.“ So wurde also die Wahl dieses Prinzen,
d. 7ten Aug. wie es zu Cölln bereits einige Tage vorher geschehen,
d. 16ten Aug. auch zu Münster, ohne einigen Widerspruch, zu Stande gebracht.

Unmittelbar nach der Wahl legte Fürstenberg sein Ministerium nieder, weil er jezt nicht mehr das Vertrauen des Churfürsten zu besitzen sich schmeicheln dürfe. Man sagte, daß sein Gesuch um Entlassung

derselben begegnet sey, da der Churfürst sie ihm aus 1780
eigener Bewegung ertheilt habe. Er behielt von allen Geschäften nur die ihm sehr angelegene Aufsicht über die Schulen bey. Als Glied des Domcapitels und der Ritterschaft blieb ihm überwiegender Einfluß in allen wichtigen Angelegenheiten des Landes. Er brachte seine Freunde zu dem Verbande, durchaus nicht im Geiste einer gewöhnlichen Oppositions-Parthey zu handeln, vielmehr, unter dem jetzigen und künftigen Fürsten, die Regierung bey jedem guten Unternehmen kräftigst zu unterstützen, und nur dann zu widersprechen, wenn das Wohl des Landes solches zu erfodern schien. So erwarb Fürstenberg sich die Verehrung Aller; auch seine bisherigen Gegner versagten sie ihm nicht, und der Erzherzog Maximilian hat während seiner ganzen Regierung ihn hohe Achtung und Vertrauen bewiesen. Maria Theresia empfand grosses Vergnügen über die würdige Versorgung ihres jüngsten Sohns. Sie bezeugte mit Edelmuth Allen, die dazu mitgewirkt hatten, ihre Erkenntlichkeit, aber Keinem derer, die entgegengesezt waren, eine Abneigung. Sie empfahl vielmehr dem Erzherzog Maximilian, welcher bald nachher seine künftigen Lande besuchte, durch völlig gleiche Behand- Oktober.
lung Aller den Partheigeist zu ersticken. Der Prinz befolgte diesen Rath; er unterschied mit Auszeichnung

1780 jeden Mann von Verdienst, und behandelte Beldersbusch auf eine Art, daß dieser nicht hoffen durfte, unter der künftigen Regierung den bisherigen Einfluß zu behaupten, deren Anfang dieser Minister jedoch nicht erlebte[22]). Erzherzog Maximilian erwarb durch dieses Betragen Achtung, und gab den Unterthanen Hofnungen, die seine Regierung, welche er nach
d. 15ten April 1784 dem Absterben Maximilian Friedrichs ruhig antrat, erfüllt hat.

Obgleich der Versuch, Oesterreichs Entwurf in dieser Angelegenheit zu vereiteln, mislungen war, wurde doch Preußens Ansehen dadurch nicht vermindert. Vielmehr wurde die Aufmerksamkeit, welche Friedrich auch hier bewiesen hatte, mit Wohlgefallen von Allen bemerkt, denen die Erhaltung deutscher Unabhängigkeit werth war. Aber zugleich mußte man es weise finden, daß der König nicht seinen Staat und Deutschland einem neuen Kriege hatte aussetzen wollen, um einer Sache willen, die hierzu nicht, so dringend wie die bayersche, auffoderte. Man konnte hier nicht, wie in jener, den Wiener Hof offenbarer Verletzung des Rechts und der Verfassung beschuldigen. Wenn gleich die der Coadjutor-Wahl vorge-
wor-

22) Er starb im Januar 1784, drey Monat vor dem Churfürsten.

worfenen Nichtigkeiten wohl gegründet waren, so konnte doch auch Manches zu ihrer Rechtfertigung gesagt werden. Kein Reichsgesetz, sondern nur die Vorschriften des kanonischen Rechts, Capitular-Statuten und Observanzen waren verlezt, und man konnte sich immer auf frühere Wahlen beziehen, wo ein Gleiches geschehen sey. Der durch die Wahl erworbene vergrösserte Einfluß des Wiener-Hofes war zwar unangenehm, aber doch nicht so bedeutend, um den König bewegen zu können, ihm mit Gewalt sich zu widersetzen. Indeß war man durch den Vorgang gewarnt, und hofte, wenn Oesterreich im Erwerb geistlicher Lande noch weiter gehen wollte, es grösserer Wachsamkeit gelingen werde, bey Zeiten zuvorzukommen. Wirklich war es allgemeine Meinung, daß vom Wiener Hofe beziehlt werde, entweder für den Erzherzog Maximilian, oder einige der Söhne des Großherzogs von Toskana (nachherigen Kaisers Leopold II), noch mehrere Coadjutorien zu erlangen. Die nächsten Absichten glaubte man auf Lüttich, Paderborn und Hildesheim gerichtet. Wegen des erstern Hochstifts verließ man sich auf Holland, das hier entgegen zu arbeiten vorzügliches Interesse hatte; auch hofte man, der französische Hof werde nicht zugeben, daß noch ein Erzherzog sich nahe an seinen Gränzen festsetze. Nur aber in den beiden andern

 Hoch-

Hochstiftern, welche Preußen noch näher angingen, zeitig und wirksam zuvorzukommen, erhielt Dohm den Auftrag, sogleich von Münster (welches er, so wie Emminghaus, Vink und Lansberg noch vor dem Wahltage verließ) sich nach Hannover zu begeben, um gemeinsame Gegenbestrebungen zu verabreden. Er fand hierzu bey dem hannöverschen Ministerium die vollkommenste Bereitwilligkeit und erhielt das Versprechen, daß jedes Mittel, und besonders der bedeutende Einfluß Hannovers in Hildesheim angewandt werden solle, um die Wahl eines österreichischen Prinzen zu verhindern. Dohm wurde nun an den Fürstbischof von Hildesheim (Friedrich Wilhelm aus dem Hause der Freiherrn von Westphalen), der zugleich Coadjutor von Paderborn war, abgesandt, um ihn in guter Gesinnung zu erhalten, und wo möglich die Wahl eines Coadjutors aus dem Mittel beider Domcapitel zu Stande zu bringen. Diese Unterhandlung wurde vorzüglich mit dem Oberstallmeister Freiherrn von Westphalen [23], einem einsichtsvollen, thätigen Manne, Neffen des Fürstbischofs, betrieben, und hatte glücklichen Erfolg. Man vermied den

23) Er trat nachher in österreichische Dienste, erhielt wichtige Gesandschafts-Posten, wurde in den Reichsgrafenstand erhoben und zulezt Burggraf von Friedberg.

den in Cölln begangenen Fehler, interessirte sich für keine bestimmte Person, sondern überließ deren Auswahl dem Fürstbischof, versprach aber die kräftigste Mitwirkung Preussens und Hannovers, um die Mehrheit der Stimmen beider Domcapitel für den vom Fürstbischof gewünschten Nachfolger zu gewinnen. Für jezt konnte deshalb nur vorläufige, jedoch feste, Verabredung getroffen, und die gewonnene Parthey gegen alle österreichische Einwirkungen gehörig gesichert werden. Die wirkliche Wahl eines Coadjutors konnte schicklich nicht beim Leben des Fürstbischofs von Paderborn vorgenommen werden, dessen Coadjutor jezt der Hildesheimische noch war; aber als jener nach einigen Jahren starb, wurde Franz Egon Freiherr von Fürstenberg 24), Hildesheimischer Domprobst, ein Mann von grosser Einsicht und vielem Verdienst, auch erprobter deutsch patriotischer Gesinnung, erwählt, eine Wahl, die um so befriedigender war, weil der König durch deren Beförderung zugleich dem Münsterschen Fürstenberg, Bruder des gewählten, einen Beweis seiner Achtung geben konnte. Der Prinz Joseph von Hohenlohe wurde für die vereitelte Aussicht in Cölln durch das Versprechen des 1786

24) Er war geboren 1737, und gelangte 1789 zur Regierung in beiden Hochstiftern; im Jahr 1802 ist er säkularisirt.

Bisthums in Breslau entschädigt, ein Versprechen, das König Friedrich Wilhelm II erfüllt hat.

Der Verfasser dieser Geschichte hatte das Vergnügen, daß sein Benehmen bey dieser Unterhandlung, zu der mehr der Zufall als Wahl ihn geführt, des mislungenen Hauptzwecks ungeachtet, die Zufriedenheit Friedrichs erwarb. Der Gesandte von Emminghaus sowohl als Dohm erhielten einen Beweis davon in einem vom Könige selbst aus eigner Bewegung bestimmten Geschenk, und wahrscheinlich war es eine Folge der gefaßten guten Meinung, daß lezterer immer mehr zu wichtigen Geschäften gebraucht, und einige Jahre später nach Emminghaus Tode zum Gesandten des Königs bey eben dem Churfürst von Cölln ernannt wurde, dessen Wahl entgegen zu arbeiten sein erstes diplomatisches Geschäft gewesen war.

1786 Junius

Achtes

stüzten mit grossem Enthusiasmus den Entschluss ihres Königs. Aber diese Hülfe war zu fern, um schnell und zureichend wirken zu können. Mächtig drangen die Feinde von allen Seiten ein und nahmen bedeutende Provinzen in Besiz: König Friedrich II liess in Schlesien, Churfürst Karl Albrecht von Bayern in Böhmen und in Oberösterreich sich huldigen; lezterer wurde unter dem Namen Karl VII zum deutschen Kaiser erwählt. Maria Theresia flohe vor diesem Feinde, der Wien bedrohete, nach Ungarn, hielt, ihren nur sechs Monate alten Sohn (nachher Kaiser Joseph II) auf dem Arm, eine Rede in lateinischer Sprache an die edlen Stände dieses Königreichs, welche deren Herzen mächtig bewegte. Bis auf den lezten Blutstropfen, riefen sie einmüthig, wollen wir unsern König Maria Theresia vertheidigen: moriamur pro rege nostro Maria Theresia. Redlich erfüllten sie das Wort. Bald befreite sich die Königin durch Abtretung von Schlesien und einiger Landstriche in Italien von zweien ihrer Feinde, den Königen

dert tausend Pfund Sterling zusammen, die sie Maria Theresen anbot, welche aber edelmüthig ein solches Geschenk von Privatpersonen verbat, indem sie nur vom englischen Staat Subsidien verlange.

nigen von Preussen und Sardinien. Das Glück begünstigte sie; sie nahm Bayern ein, ihre Heere drangen bis über den Rhein auf französischen Boden, und, obgleich Friedrich II durch einen neuen Anfall ihren weitern Fortschritten Einhalt that, so behauptete Maria Theresia sich doch durch allgemeinen
1748 Frieden zu Aachen im Besitz des größten Theils ihrer Erblande, und hatte noch bereits früher das
1745 Vergnügen, ihren Gemahl zum Oberhaupt des deutschen Reichs erwählt zu sehen. In ihren Erblanden hatte sie diesen Gemahl zum Mitregenten angenommen; mit treuer Zärtlichkeit hing sie an ihm und war eine höchst glückliche Gattin und Mutter, die Regierung aber führte sie selbst. Der Gemahl, und nach dessen Tode der Sohn, waren wirklich nur, was sie hießen, Mitregenten. Sie nahm selbst von allen wichtigen Geschäften Kenntniß, und, nach gehörtem Rath, faßte sie ihre Entschlüsse nach eigener Einsicht. Ihre obersten Staatsdiener wählte sie für jedes Fach mit großer Sorgfalt und ehrte sie nach Verdienst. Sie sezte die Thätigkeit ihrer Regierung bis auf den lezten Augenblick fort. Noch bis in ihre lezten Jahre stand sie im Sommer jeden Morgen um fünf, im Winter um sechs Uhr auf, und nachdem sie den Pflichten der Andacht Genüge gethan, ging sie so-

gleich

mit dem Großherzog Franz Stephan von Toskana 3) vermählten Tochter, weitläuftige Lande, aber nicht hinlängliche Mittel, dieselben zu behaup-

der Geschichte, um der Verehrung aller Folgezeit gewiß zu seyn. Sie bleibt edel und groß, wenn gleich eingestanden wird, daß bey der Theilung Polens, und bey dem Versuch, Bayern an sich zu reißen, ihr unbewußt, von ihrem Kabinet nach falscher und ungerechter Politik gehandelt wurde.

Auch die Darstellung der Regierung Maria Theresens in Coxe's Geschichte des Hauses Oesterreich (nach der französischen Uebersetzung, Paris 1809, die ich vor mir habe, im 5ten Bande) verdient vieles Lob. Sie ist besonders interessant durch manche Nachrichten, welche der Verfasser aus den Depeschen der englischen Gesandten am Wiener Hofe geschöpft hat, z. B. über die wichtige Veränderung des politischen Systems von Oesterreich, welche im Jahr 1756 vorging, werden belehrende, sonst noch unbekannte, Nachrichten mitgetheilt.

3) Er war geboren 1708, hatte, nach dem Willen der großen Mächte, sein Erbland, das Herzogthum Lothringen, 1735 gegen das Großherzogthum Toskana vertauscht, wurde 1736 mit Maria Theresia vermählt, nach Antritt ihrer Regierung von derselben zum Mitregenten erklärt, 1745 zum Kaiser erwählt; starb 1765. Franzens Bruder, Herzog Karl von Lothringen, war mit der jüngern Schwester der Kaiserin-Königin, Maria Anna, vermählt, nach deren Tode (1744) er Hoch- und Deutschmeister wurde. Er starb 1780.

haupten. Unglückliche Kriege hatten während seiner Regierung den Staat erschöpft, die Quellen der Einkünfte waren verstopft, die Kassen leer, das Heer nicht im Verhältniß der Größe des Staats 4). Nur in ihren Geisteskräften, in ihrem Muth und der durch sie belebten treuen Anhänglichkeit ihrer Unterthanen fand Maria Theresia die Mittel, sich auf dem Throne, den sie bestiegen, zu behaupten, so zahlreich und mächtig auch die Feinde waren, die vereint gegen sie aufstanden, nämlich Frankreich, Spanien, Neapel, Sardinien, Preußen, Bayern und Sachsen. Nur Georg II, König von Großbrittannien, erfüllte treu das dem verstorbenen Kaiser gegebne Wort, seine Tochter bey der ihr garantirten Erbfolge zu schützen. Das englische Parlement und die ganze Nation 5) unterstützten

4) Nach Coxe's kaum glaublicher Versicherung soll Maria Theresia bey ihrem Regierungs-Antritt nicht mehr als 100,000 Gulden im Schatz und nicht mehr als 30,000 Mann dienstfähiger Truppen gefunden haben, die in Italien und den Niederlanden befindlichen nicht mitgerechnet. S. Hist. de la maison d'Autriche T. V. pag. 2.

5) Die Wittwe des großen Feldherrn Herzogs von Marlborough brachte in einer Gesellschaft edler Damen hundert

stüzten mit grossem Enthusiasmus den Entschluss ihres Königs. Aber diese Hülfe war zu fern, um schnell und zureichend wirken zu können. Mächtig drangen die Feinde von allen Seiten ein und nahmen bedeutende Provinzen in Besitz: König Friedrich II liess in Schlesien, Churfürst Karl Albrecht von Bayern in Böhmen und in Oberösterreich sich huldigen; lezterer wurde unter dem Namen Karl VII zum deutschen Kaiser erwählt. Maria Theresia flohe vor diesem Feinde, der Wien bedrohete, nach Ungarn, hielt, ihren nur sechs Monate alten Sohn (nachher Kaiser Joseph II) auf dem Arm, eine Rede in lateinischer Sprache an die edlen Stände dieses Königreichs, welche deren Herzen mächtig bewegte. Bis auf den lezten Blutstropfen, riefen sie einmüthig, wollen wir unsern König Maria Theresia vertheidigen: moriamur pro rege nostro Maria Theresia. Redlich erfüllten sie das Wort. Bald befreite sich die Königin durch Abtretung von Schlesien und einiger Landstriche in Italien von zweien ihrer Feinde, den Königen

---

dert tausend Pfund Sterling zusammen, die sie Maria Theresen anbot, welche aber edelmüthig ein solches Geschenk von Privatpersonen verbat, indem sie nur vom englischen Staat Subsidien verlange.

nigen von Preußen und Sardinien. Das Glück begünstigte sie; sie nahm Bayern ein, ihre Heere drangen bis über den Rhein auf französischen Boden, und, obgleich Friedrich II durch einen neuen Anfall ihren weitern Fortschritten Einhalt that, so behauptete Maria Theresia sich doch durch allgemeinen
1748 Frieden zu Aachen im Besitz des größten Theils ihrer Erblande, und hatte noch bereits früher das
1745 Vergnügen, ihren Gemahl zum Oberhaupt des deutschen Reichs erwählt zu sehen. In ihren Erblanden hatte sie diesen Gemahl zum Mitregenten angenommen; mit treuer Zärtlichkeit hing sie an ihm und war eine höchst glückliche Gattin und Mutter, die Regierung aber führte sie selbst. Der Gemahl, und nach dessen Tode der Sohn, waren wirklich nur, was sie hießen, Mitregenten. Sie nahm selbst von allen wichtigen Geschäften Kenntniß, und, nach gehörtem Rath, faßte sie ihre Entschlüsse nach eigener Einsicht. Ihre obersten Staatsdiener wählte sie für jedes Fach mit großer Sorgfalt und ehrte sie nach Verdienst. Sie sezte die Thätigkeit ihrer Regierung bis auf den lezten Augenblick fort. Noch bis in ihre lezten Jahre stand sie im Sommer jeden Morgen um fünf, im Winter um sechs Uhr auf, und nachdem sie den Pflichten der Andacht Genüge gethan, ging sie sogleich

gleich an ihre Geschäfte, denen sie den grösten Theil des Tages mit nie nachlassendem Eifer widmete. Gleich Friedrich hat sie noch am Tage vor ihrem Tode unterzeichnet. Sie dankte an demselben durch eigene Handschreiben den obersten Staatsbehörden, und besonders dem Fürsten Kauniz, für die ihr bewiesene Treue und Diensteifer. Eben so befahl sie, daß der Armee, und auch noch besonders der ungarischen Nation in ihrem Namen für die treue Ergebenheit und nüzlichen Dienste, welche sie von ihnen erfahren, gedankt werden solle. Wenn, sagte sie noch in einem der lezten Augenblicke, während meiner Regierung einige tadelnswerthe Dinge begangen sind, so ist es wider meinen Willen geschehen; ich habe immer das Gute gewollt. Sie ward die Stammmutter eines erneueten Hauses Oesterreich, dem sie mehr Glanz erwarb, als das ausgestorbene während der lezten Periode gehabt hatte. Mit Würde und Nachdruck behauptete sie im politischen System von Europa die Stelle, welche Oesterreich nach seinem Länderumfange gebührte. Zu ihren ersten Kriegen war sie durch Selbstvertheidigung gezwungen; daß sie zu dem siebenjährigen, der ein Angriffskrieg war und Friedrichs Untergang bezielte, sich hinreißen ließ, verdient Entschuldigung. Der Verlust von Schlesien und zwar durch eine so

kleine, sich erst erhebende Macht, war und blieb ihr immer empfindlich. Sie fühlte die Ehre ihres Hauses durch diesen Verlust gekränkt. Man versichert, der Anblick eines Schlesiers habe ihr fast jedesmal die Thränen in die Augen gebracht. Noch mehr verdient mit Nachsicht beurtheilt zu werden Maria Theresens Betragen bey dem Unternehmen, das wir beschrieben haben, dem Werke ihres Sohns und Kaunitzens. In der innern Regierung waren Milde und Güte bey Maria Theresia mit edler Hoheit gemischt. Es war ein Anliegen ihres Herzens, glückliche und frohe Menschen um sich zu sehen. Sie machte viele gute Einrichtungen, die den Wohlstand ihrer Staaten erhöhten. Obgleich der römischen Kirche eifrig ergeben und streng in der Erfüllung aller Pflichten derselben trieb sie doch diese Anhänglichkeit nicht so weit, um ihre Regentenrechte verletzen zu lassen; weise beschränkte sie die Vermögenszunahme und den Einfluß der Geistlichkeit. In den Gang der Geschäfte, und besonders der Rechtspflege, suchte sie mehr Einfachheit und Schnelligkeit zu bringen. In der Kriminal-Justiz wurde nach menschlichern Grundsätzen, als zuvor, verfahren; die Tortur ward abgeschaft. Die Last der Abgaben wurde, so weit es thunlich, gemildert, und in die Verwaltung der Finanzen Ordnung gebracht. Durch

Ver-

Vereinzelung der zu großen Staats-Domainen in kleine Bauergüter gab sie ein wichtiges Beispiel einer weisen Staatswirthschaft. Vor Allem strebte sie, die Lage des Landmanns zu verbessern und jede Gattung von Indüstrie neu zu beleben. Sie milderte die Strenge der Leibeigenschaft und machte feste Bestimmungen über das, was der Bauer dem Grundherrn zu leisten schuldig war. Die Milde, mit der sie Hülfsbedürftige aller Art unterstüzte, ging weit. Die Summen, welche sie jährlich auf diese Unterstützung wandte, waren sehr bedeutend. In den höhern Klassen, deren für die niedern drückende Vorrechte sie weise beschränkte, regte sie edle Gesinnungen und die bisher wenig bekannte Begierde auf, sich durch höhere Bildung und Wissenschaft auszuzeichnen. Alle Klassen der Unterthanen aber belebte sie mit feuriger Liebe des Staats und mit Anhänglichkeit an die Person der Monarchin. Diese Anhänglichkeit war unter ihrer Regierung so lebendig wirkend, als es wohl selten in einem monarchischen Staat der Fall gewesen seyn mag. Jeder österreichische Unterthan war mit wirklich kindlicher Liebe, jeder Fremde, der ihr näher gekommen, war mit Bewunderung und Ehrfurcht Maria Theresia zugethan. Ohngeachtet der vielen Kriege, welche unter ihrer Regierung geführt worden, ohngeachtet der

Unternehmungen versuchte, hat Europa mehr in Bewegung gesezt, als dasselbe wirklich verändert. Die nach ihm folgenden Begebenheiten haben die Spuren von Josephs Daseyn fast verlöscht; doch wäre nicht das, was er gethan, vorausgegangen, und hätte er es nicht gerade so gethan, wie es geschehen ist; wahrscheinlich hätte Manches nach ihm sich anders ereignet und gestaltet.

Unter allen Gegenständen der äußern Politik zog natürlich keiner die Aufmerksamkeit des Wiener Kabinets mehr an, als das gewaltige mit rascher Kühnheit begonnene Emporstreben Rußlands, und nichts war den Entwürfen Josephs mehr entgegen, als die enge Verbindung dieser Macht mit Preußen. Durch die Theilung Polens war zwar einem Bruch zuvorgekommen, aber die Eifersucht keineswegs beruhiget. Oesterreich hatte durch dieselbe eine wichtige, fruchtbare, noch großer Ausbildung empfängliche Provinz und mehr als drey Millionen neuer Unterthanen erworben, die durch Sitten und Charakter zu den alten wohl paßten. Aber Preußen hatte auch durch ein neues Land, obgleich von mindern Umfange, sich noch besser ausgerundet und durch den Besitz des Weichselstroms neue Quellen des Wohlstandes und ein vermehrtes Gewicht im europäischen Staaten-

System

Neuntes Kapitel.

Anfang der Regierung Kaiser Joseph II. Verändertes politisches System. Rußlands Entfernung von Preußen und Annäherung zu Oesterreich. 1780

Marie Therèse n'est plus, voilà un nouvel ordre de choses qui commence, schrieb Friedrich an sein Kabinets-Ministerium in dem Augenblick, in welchem er die Nachricht von dem Tode der Monarchin erhielt, die zu gleicher Zeit mit ihm den Schauplatz der Welt betreten hatte, die einst von ihm hart bedrängt war, mit der er nachher um sein eignes politisches Daseyn kämpfen mußte, deren längeres Leben ihm aber jezt sehr lieb gewesen wäre, um die Ruhe seines Alters zu sichern. Er fügte jenen Worten noch Betrachtungen hinzu, über die Entwürfe des Ehrgeizes, die von dem neuen jezt durch nichts mehr zurückgehaltenen österreichischen Monarchen erwartet werden müßten, und über die höchst wachsame Aufmersamkeit, die sie erfoderten.

Joseph II befand sich in der Reife des männlichen Alters [1]). Seine natürlichen sehr vorzüglichen Anlagen waren bereits durch Erfahrungen aller Art, durch aufmerksame Bereisung seiner eigenen und auch mehrerer fremden Lande ausgebildet [2]). Er fing seine Alleinregierung mit einer Thätigkeit an, die große Erwartungen erregte. Im Innern der Verwaltung schien größere Aufmerksamkeit allen Triebfedern, die unter einer weiblichen milden Regierung etwas erschlafft seyn mochten, neue Kraft zu geben. Große Ordnung und mehr Thätigkeit, als bisher, wurden von den Beamten in allen Fächern gefodert. Die Einkünfte des Staats wurden mit größerer Stren-

1) Er war geboren den 13ten März 1741.

2) Die Art, wie Joseph II reiste, war ganz darauf eingerichtet, nützliche Kenntnisse zu erwerben. Er sah mit Aufmerksamkeit alle merkwürdigen Anstalten, unterhielt sich mit Menschen aus allen Klassen, belehrte sich über jedes Gewerbe, vorzüglich auch über den Zustand und die Art zu leben des gemeinen Mannes. Deshalb reiste er oft im wahren Incognito und immer ohne Pracht und lästiges Gefolge, wohl aber begleitet von kenntnißreichen Männern, die seine Nachforschungen leiten konnten. Peter der Große von Rußland hat das erste Beispiel einer so würdigen Selbstbildung eines Regenten gegeben. Man hat es oft gelobt, aber erst fast ein Jahrhundert später war Joseph II der erste große Monarch, der dieses Beispiel nachahmte.

Strenge beigetrieben, aber auch durch eine bisher ungewohnte Sparsamkeit in den Ausgaben besser zu Rathe gehalten. Die bisherigen Schranken der Freiheit, seine Gedanken in jeder Art mitzutheilen, wurden weggeräumt, dagegen die Handlungen schärfer beachtet und enger beschränkt. Das Kriegsheer beschäftigte vorzüglich seine Aufmerksamkeit; es war voll Eifers und wohlgerüstet, jedes Unternehmen auszuführen, das der Ehrgeiz und die Begierde, seine Staaten zu vergrößern, dem Monarchen eingeben möchten. Joseph II schien über solche Begierde nicht erhaben zu seyn. So weit ausgedehnt seine Staaten auch bereits waren, so gewiß durch Entwickelung der in ihnen schlummernden Kräfte die wahre Macht der Monarchie am bedeutendsten und sichersten erhöht werden konnte, und so glänzenden, dauernden Ruhm auch Joseph durch Anwendung seiner Talente eines in der innern Regierung großen Regenten zu erwerben vermogte; so schienen doch der schimmernde Ruhm des Kriegers und die Erweiterung der Gränzen des Staats durch neue mit Blut erkaufte Provinzen für ihn sehr großen Reiz zu haben. Wie viel glücklicher für Joseph selbst und für seine Lande wäre ohne diese Neigung seine zehnjährige Regierung geworden! Die Unruhe, mit welcher während derselben er sich bald nach dieser, bald nach jener Seite bewegte und mannichfache

Unternehmungen versuchte, hat Europa mehr in Bewegung gesezt, als dasselbe wirklich verändert. Die nach ihm folgenden Begebenheiten haben die Spuren von Josephs Daseyn fast verlöscht; doch wäre nicht das, was er gethan, vorausgegangen, und hätte er es nicht gerade so gethan, wie es geschehen ist; wahrscheinlich hätte Manches nach ihm sich anders ereignet und gestaltet.

Unter allen Gegenständen der äußern Politik zog natürlich keiner die Aufmerksamkeit des Wiener Kabinets mehr an, als das gewaltige mit rascher Kühnheit begonnene Emporstreben Rußlands, und nichts war den Entwürfen Josephs mehr entgegen, als die enge Verbindung dieser Macht mit Preußen. Durch die Theilung Polens war zwar einem Bruch zuvorgekommen, aber die Eifersucht keinesweges beruhiget. Oesterreich hatte durch dieselbe eine wichtige, fruchtbare, noch großer Ausbildung empfängliche Provinz und mehr als drey Millionen neuer Unterthanen erworben, die durch Sitten und Charakter zu den alten wohl paßten. Aber Preußen hatte auch durch ein neues Land, obgleich von mindern Umfange, sich noch besser ausgerundet und durch den Besitz des Weichselstroms neue Quellen des Wohlstandes und ein vermehrtes Gewicht im europäischen Staaten-

System

System erworben. Noch ansehnlicher war dem Umfange nach der Zuwachs, den Rußland erhalten hatte, überdem war Katharinens Geschöpf auf dem polnischen Thron behauptet, und die neue Verfassung, welche sie der sogenannten Republik aufgedrungen, gab dieser Monarchin das Recht, Polen als eine eigne Provinz zu beherrschen. Sie übte dieses Recht und ließ es durch ihre Bevollmächtigten üben mit despotischer Willkühr. Vor dem russischen Bothschafter in Warschau kroch niedrig der stolze polnische Adel. Jener verdunkelte sogar alles Ansehn des Königs. Die russischen Truppen verließen seit dem siebenjährigen Kriege Polen nicht mehr und mußten von diesem gedrückten Lande ernährt werden. Auch Friedrich II hatte einen zwar untergeordneten, aber doch immer bedeutenden Einfluß in die polnischen Angelegenheiten, und lenkte sie zu dem Vortheil seiner Staaten. Der Wiener Hof war dagegen von allem Einfluß abgeschnitten. Die von ihm während der Unruhen unterstüzte Parthey der Conföderirten war ganz niedergedrückt. Eben so war auch, ohne Oesterreichs Vermittlung, der Friede Rußlands mit der Pforte zu Stande gekommen; Katharinens Siege hatten ihn abgedrungen. So glorreich dessen Bedingungen auch immer waren, so war doch der Ehrgeiz der Monarchin noch nicht befriedigt; frucht-

 bare

bare Keime noch weiter gehender Unternehmungen lagen in dem Vertrage. Dies entging Kaunitzens Blicke nicht. Wo sollten diese Unternehmungen enden? Das Vordringen der russischen Macht gegen Oesterreichs Gränzen war noch immer zu fürchten. Die Pforte hatte in dem leztern Kriege solche Beweise innerer Schwäche gegeben, daß es nur noch eines Kampfes zu bedürfen schien, um sie ganz aus Europa zu verdrängen. Die von den Osmanen schon gebrachten Opfer gaben Katharinen den Muth, ihnen noch mehrere und noch größere abzufordern. Konnte Oesterreich hoffen, dies zu hindern, die so sehr wankende Macht noch zu halten? Sollte es allein dazu seine Kräfte aufbieten, da es, bey Frankreichs Schwäche und Abgeneigtheit, und bey Preußens Verbindung mit Rußland, theilnehmende Mitwirkung von keiner Seite her hoffen durfte?

Natürlich drang sich hier der Gedanke auf, daß es wol leichter, zugleich auch vortheilhafter seyn dürfte, zu Vernichtung des alten Erbfeindes der Christenheit, der auch Oesterreich so oft bedrängt hatte, lieber selbst die Hände zu bieten und mit Rußland die ihm abzunehmende Beute zu theilen. In Maria Theresens edle Seele fand dieser Gedanke schwerlich Eingang. War diese Monarchin auch den Türken,

als Ungläubigen, abgeneigt, so konnte sie doch nicht vergessen, daß dieselben, während ihrer ganzen Regierung, den kurz vor deren Anfang geschlossenen Frieden immer treu beobachtet und durch keine Aufregungen ihrer Gegner sich je hatten bewegen lassen, nach europäischer Staats-Klugheit gegen sie zu handeln, und, während sie von andern Seiten hart bedrängt wurde, sie anzugreifen, welches ihrem Reiche höchst verderblich hätte werden können. Maria Theresens Herz fühlte den Werth eines solchen Betragens, und ihre Politik sah ein, daß sie an derjenigen Gränze ihrer Staaten, wo das Feuer innerer Unruhen leicht anzufachen war, keinen bessern Nachbar haben könne, als die Osmanen. Auch mochte die Erinnerung an den lezten unglücklichen Krieg, den ihr Vater Kaiser Karl VI gemeinschaftlich mit Rußland geführt hatte, noch nicht in ihr erloschen seyn. Hierzu kam die entschiedene Abneigung Marie Theresens gegen Katharinens moralischen Charakter, welche jede nähere Verbindung mit derselben ihr zuwider machte. Wirklich vermogte sie bey keiner Gelegenheit diese Abneigung zu unterdrücken und sie politischer Rücksicht unterzuordnen ᵃ). Doch Betrach-

a) Keine Begebenheit konnte dieser Monarchin politisch erwünschter seyn, als die Entthronung Kaiser Peter III, der ihren

trachtungen dieser Art konnten nur auf Maria Theresia wirken. Nach ihrem Tode vermochten sie Josephs Ehrgeiz und Kaunitzens Politik nicht aufzuhalten. Dieser Minister bot bald nach dem Teschner Frieden England seine Vermittelung in dem Kriege mit Frankreich an, wohl vorzüglich in der Absicht, um durch den englischen Hof sich Katharina zu nähern, deren Vorliebe für England man kannte. Doch diese Absicht wurde nicht erreicht, sowohl, weil das brittische Kabinet nicht geneigt war, seinen Zwist durch fremde Einwirkung berichtigt zu sehn, als auch, weil zwischen ihm und dem russischen kein so enges Band sich bildete, wie man in Wien vermuthet haben mochte, wovon der Grund in der Folge unsrer Geschichte noch wird entwickelt werden.

Keine Staaten unstreitig hatten ein größeres Interesse, die Annäherung Oesterreichs und Rußlands zu

ihren Bund verlassen, die Parthey des Gegners ergriffen und alle ihre Entwürfe, gerade in dem Augenblick, da sie deren Ziel erreicht zu haben hoffen durfte, vereitelt hatte. Alles mußte ihr daran liegen, die Freundschaft der neuen russischen Kaiserin zu gewinnen; aber bey der ersten Audienz, in der Katharinens Bothschafter sein Creditiv überreichte, konnte sie den Abscheu nicht zurückhalten, den die Art, wie diese den Thron bestiegen, in ihr erregte; gewiß ein Zug, der dem sittlichen Gefühl Maria Theresens große Ehre macht!

zu hindern, als Frankreich und Preußen. Aber sonderbar beging jeder von beiden gerade einen Fehler, der solche Annäherung vielmehr befördern mußte. Bereits im Jahr 1777 theilte das Wiener Kabinet dem von Versailles vertraulich die Besorgnisse mit, welche der den Türken abgedrungene Friede zu Kutschuck-Kainardgi und die immer weitern Unternehmungen Katharinens erregten. Man trug an, die mit Frankreich bestehende Allianz zu erneuern und ihr vorzüglich die Richtung zu geben, daß den Fortschritten Rußlands Schranken gesezt, und der Pforte für die Zukunft wenigstens der Bestand von Macht gesichert würde, in welchem der lezte Friede sie gelassen hätte. Ein geschickter Unterhändler, Baron Thugut, wurde nach Paris gesandt, um diesen Antrag zu thun und eine neue Verbindung in diesem Sinn zu Stande zu bringen. Jede politische Betrachtung mußte den französischen Hof bewegen, diesem Antrage beistimmend entgegen zu gehen, den er selbst schon längst, als die einzige Bedingung der mit Oesterreich beizubehaltenden Allianz hätte machen sollen. Aber Vergennes wies den Antrag ab und erwiederte: „Rußland sey durch „den leztern Krieg an Geld und Menschen zu sehr er„schöpft, als daß es sobald daran denken könne, die „Osmanen wieder anzugreifen; es würde daher für „jezt hinlänglich seyn, die Schritte dieser Macht „genau

„genau zu beobachten, und, sollte dieselbe in der „Folge sich wirklich zum neuen Kriege gegen die „Pforte rüsten, so würden dann Frankreich und „Oesterreich noch immer zeitig genug zu ihrem „Schutz eine Verbindung treffen können.“ — Diese Abweisung bewährte dem Kaiser Joseph, daß er von Frankreich nichts zu erwarten habe; aber sie schien ihm auch zu beweisen, daß er diese Macht in seinen eigenen Unternehmungen nicht fürchten dürfe. Das nachfolgende Benehmen des französischen Hofes in der bayerschen Sache entfernte ihn noch mehr von demselben und unterhielt den Gedanken, sich Rußland zu nähern, dessen Verbindung nützlicher schien.

Der von Friedrich II begangene Fehler war von der Art, daß er Katharina zu der Annäherung zu Oesterreich eben so geneigt machen, als sie von Preußen entfernen mußte. Der Hauptzweck des Königs in der jetzigen Periode seines Lebens war, den Ruhestand von Europa möglichst dauerhaft zu gründen und jede Störung desselben zu entfernen. Die im bayerschen Kriege gemachte Erfahrung hatte diesen Wunsch noch mehr bey ihm bestärkt. Gern überließ er sich der Hofnung, daß die Erfüllung seiner Wünsche durch die damaligen politischen Verhältnisse auch wahrscheinlich gemacht werde. Mit

gros-

großem Vergnügen hatte er alle zwischen Rußland und der Pforte neu entstandenen Irrungen durch die leztere den Frieden bestätigende Convention beigelegt gesehen. Friedrich hatte wirklich Ursach zu glauben, daß es auf eine dauerhafte Art geschehen sey. Katharina hatte von den Türken Alles zugestanden erhalten, was ihr Ehrgeiz verlangte. Auch über Polen war ihre Herrschaft fest begründet. Nachdem diese Monarchin glänzenden Kriegesruhm erworben und ihre Heere furchtbar gemacht, konnte sie jezt, als Schöpferin eines neuen Wohlstandes ihres weiten Reichs, als Gesezgeberin, als Bildnerin und Beglückerin der mannichfachen ihrer Herrschaft unterworfnen Völker die höchste Stufe des Regenten-Ruhms ersteigen, und durch glänzende Thaten der innern Regierung ihren hohen Ehrgeiz befriedigen. Auch noch andere Gründe machten es wahrscheinlich, daß die Kaiserin diese Wahl treffen werde. Die Volksmenge ihres Reichs war durch den Krieg sehr vermindert, ihre Finanzen waren äußerst erschöpft; sie bedurfte wirklich des Friedens. Zugleich schien dessen Erhaltung nur von ihr abzuhangen. Von der Pforte war keine Unterbrechung desselben zu besorgen, eben so wenig in Polen irgend ein bedeutender Versuch, sich Katharinens errungener Oberherrschaft zu entziehen. Diese Umstände leiteten

Frie-

Friedrich auf den Gedanken, daß eine Defensiv-Allianz und gegenseitige Garantie des jetzigen Besitzstandes zwischen Rußland, ihm selbst, der Pforte und Polen das zweckmäßigste Mittel seyn dürfte, dem jezt im östlichen Europa bestehenden Zustande Dauer zu geben, und die Ruhe gegen jede Unterbrechung auf lange Zeit zu sichern. Frankreich, hofte Friedrich, werde solche Verbindung sehr gern sehen, und sie auf alle Weise befördern, Oesterreich aber werde durch dieselbe genöthiget werden, jeder Unternehmung, welche die Ruhe stören könnte, zu entsagen.

Aber wie Friedrich seinem Gesandten in Petersburg, dem Grafen von Görtz, auftrug, die Gesinnungen des russischen Kabinets über einen solchen Antrag, ehe er ihn förmlich machen ließ, vorläufig zu erforschen, stellte dieser Minister, der die wirklichen Verhältnisse in der Nähe sahe, und Katharinens wahre Gesinnungen kannte, dem Könige vor: „wie die Kaiserin den leztern Frieden mit der „Pforte keinesweges deshalb geschlossen habe, daß „ein bleibender Zustand auf denselben gegründet wer„den solle, sondern vielmehr allein in der Absicht, „um Zeit zu gewinnen, binnen welcher sie Krä„zum neuen Angriff sammeln, und sich rüsten könne,

„zu

„zu Ausführung der grossen Entwürfe, die bey dem „bisher gehabten Glück aller Unternehmungen im„mer vollständiger in ihrer Seele sich ausgebildet „hätten. Der Gedanke einer Verbindung mit den „Türken werde von Katharina, als ihren liebsten „Entwürfen und allen ihren Neigungen widerspre„chend, mit höchstem Widerwillen aufgenommen „werden." — Der Erfolg rechtfertigte die Wahrheit der Bemerkung des hellsehenden Staatsmanns. Wie er dem russischen Staatskanzler Grafen Panin die Eröffnung mit größter Vorsicht machte, keinesweges als förmlichen Antrag, sondern nur als eine Idee, auf welche der Wunsch, die Ruhe im östlichen Europa befestiget zu sehen, etwa leiten könne, und über welche der König die Meinung seiner Alliirten zu wissen wünschte; so bezeugte Panin die höchste Verwunderung, und äußerte ohne allen Rückhalt, die Pforte sey eine Macht, mit der jeder Friede nur Waffenstillstand, nur momentane Unterbrechung des Kriegszustandes sey. Eine Allianz mit derselben sey dem ganzen politischen System Rußlands und allen persönlichen Gesinnungen seiner Monarchin höchst zuwider. Sie werde, sezte Panin hinzu, wirklich gar nicht begreifen, wie der König eine solche Verbindung zwischen ihr und dem alten Erbfeinde ihres Reichs nur als möglich habe denken

können [4]). Friedrich ließ, sobald er die Gesinnungen der Kaiserin erfuhr, die Idee fallen, und befahl

4) Dieser wichtige Umstand, dessen genaue Richtigkeit, so wie er hier erzählt worden, ich versichern kann, ist bisher wenig und nach der Wahrheit noch nie bekannt geworden. Nur in zwey gedruckten Werken finde ich desselben erwähnt, in der Histoire de Pierre III, à Paris l'an VI. Tom. III. p. 172, und in den Aufsätzen über Potemkin den Taurier in v. Archenholz Minerva Jahrg. 1797. 3ter Bd. s. 230. Wenn, wie Archenholz behauptet, der anonyme Geschichtschreiber Peter III (Lavaux) nur die leztern Aufsäze über Potemkin größtentheils ausgeschrieben hat, so beruhet die Nachricht nur auf dieser Zeugniß. In jedem Fall aber kann ich versichern, daß die Nachricht in beiden Schriften durch Zusäze entstellet sey, welche durchaus falsch und der Politik Friedrichs völlig zuwider sind. Beide Schriftsteller behaupten nämlich: „Der König habe „sowohl dem russischen, als dem türkischen Hofe eine „Defensiv-Allianz förmlich antragen lassen, und zu„gleich vorgeschlagen, das schwedische Finnland an „Rußland und das schwedische Pommern an Preußen „zu geben, dagegen Norwegen mit Schweden zu ver„einen, und für diesen Verlust den dänischen Hof „durch die Reichsstädte Hamburg und Lübeck, auch das „Hochstift Lübeck zu entschädigen. Die Pforte, heißt „es weiter, habe sich über diesen Antrag nicht eher er„klären wollen, bis sie zuvörderst deshalb Frankreich „zu Rathe gezogen; Rußland aber habe ihn ganz abge„lehnt, weil Potemkin der Kaiserin bemerklich gemacht, „es sey unter ihrer Würde, einen fremden Plan anzu„neh-

fahl seinem Gesandten, dieses dem russischen Hofe auf das Bestimmteste zu erklären. Aber der Ein-

---

„nehmen, statt einen viel größern auszuführen, dessen „Schöpferin sie selbst sey.“ — Nie, ich glaube es zuversichtlich behaupten zu können, nie hat Friedrich einen so abentheuerlichen Gedanken gehabt. Derselbe wäre seiner Handlungsweise, seinem ganzen politischen System völlig zuwider gewesen. Dieser Monarch kannte die Menschen zu gut, um einen die bisherigen Verhältnisse zerstörenden Entwurf in Vorschlag zu bringen, der durch keine vorhergegangenen Umstände vorbereitet war, und zu dessen Ausführung mehrere Mächte vereint mitwirken sollten. Nicht Umwerfung des jetzigen Besitzstandes, sondern dessen dauerhafte Sicherung war der Zweck seiner Politik in damaliger Zeit. Die Erwerbung von Schwedisch-Pommern, der einzige Vortheil, den Friedrich selbst von dem Entwurfe haben sollte, war gewiß nicht wichtig genug, um sie durch so gewaltsame Mittel zu wünschen. Die Zernichtung der Selbstständigkeit zwey deutscher für seinen Staat bedeutender Handelsstädte konnte nicht in dem Plane dessen seyn, der für die Aufrechthaltung deutscher Verfassung in allen ihren Theilen so Vieles gewagt hatte. Und was hätte es, zu allen diesen Veränderungen unter den nordischen Mächten, der Einstimmung der dabey noch neuerlich gar nicht interessirten Pforte bedurft? Die Wahrheit ist, daß von der Defensiv-Allianz, die Friedrich in ganz anderm, gar keiner Veränderungen bezielenden, Sinne wünschte, in Constantinopel durchaus keine Eröffnung geschehen ist, in Petersburg aber nur eine vorläufige, die ohne Folgen blieb, sobald der König die Abneigung der Kaiserin erfuhr.

druck, den ihre Eröffnung hervorgebracht, war gemacht; Katharina wußte jezt, daß sie von dem preußischen Monarchen durchaus keine Mitwirkung zu der Ausführung des Lieblings-Entwurfs ihres Ehrgeizes je erwarten dürfe, daß er derselben vielmehr, so viel er könne, entgegenstreben werde. Auch konnte ihrem Scharfsinn nicht entgehen, daß dieses nicht etwa nur auf einer Friedrich eigenthümlichen Ansicht beruhe, sondern, daß sein ihr misfälliger Vorschlag sehr weise berechnet, daß er dem wahren und bleibenden Interesse des preußischen Staats vollkommen gemäß sey. Sie sahe in diesem Vorschlage, bey reiferm Erwägen, nicht sowohl den Wunsch, den Ruhestand zu befestigen, als vielmehr einen Versuch, ihrer fortgehenden Vergrößerung Schranken zu setzen, und das Bestehen zweier Mächte zu begründen, deren eine völlig zu unterjochen, die andere aber vielleicht ganz aus unserm Erdtheil zu vertreiben, sie immer ernstlicher den Vorsatz faßte.

In keiner für Oesterreich günstigern Stimmung Katharinens hätte also die Annäherung jener Macht versucht werden können. Wenn von Preußen nie eine Mitwirkung zu der Ausführung ihrer liebsten Entwürfe zu hoffen war, so stellte sich dagegen die

Be-

Betrachtung dar, daß das türkische Reich eben so gut von Oesterreich, wie von Rußland, der alte Erbfeind sey; daß zwar Oesterreich, wie es im leztern Kriege gethan, so auch ferner immer in den Weg treten müsse, so oft Rußland allein neue Opfer von den Osmanen fodern wolle, daß aber die Hofnung, die Beute zu theilen, höchst wahrscheinlich den Wiener Hof bewegen könne, gemeine Sache mit Katharina zu machen. Geschähe dieses, so schien es erlaubt, Alles zu hoffen. Die Kräfte, welche beide Mächte aufbieten konnten, waren so groß, daß man sich schmeicheln durfte, das hinfällige Gebäude des osmanischen Staats umzustürzen, noch ehe fremde Hülfe, es zu hindern, herbeizueilen vermogte.

Dieses waren Betrachtungen, welche Kauniz mehr der guten Einsicht der Kaiserin selbst zu machen überließ, als daß er sie selbst ihr hätte vorhalten sollen. Er wollte die Allianz seines Hofes nicht anbieten, aber er hofte, die Vortheile, welche Rußland von derselben sich versprechen konnte, sollten sich einleuchtend genug darstellen, um Katharina zu bewegen, von ihrer Seite solchen Antrag zu thun, und, gegen den Bund mit Oesterreich, dem mit Preußen zu entsagen. Diese Entsagung war dem Wiener

Hofe vorzüglich wichtig und unerläßliche Bedingung seiner Annäherung zu Rußland. Jedes Mittel wurde angewandt, um bey Katharina den Wunsch solcher Annäherung lebhaft zu machen. Die sittliche Verderbtheit des russischen Hofes machte die Wahl solcher Mittel eben nicht schwer. Seit Katharina II ihren Gemahl des Throns beraubt hatte, ergab sie sich mit ungezügelter Leidenschaft einem öffentlich erklärten Lieblinge nach dem andern, welche diese Monarchin mehr oder weniger unumschränkt beherrschten. In der langen Folge dieser mit Gregor Orlow (dessen kühnem Verbrechen Katharina vorzüglich den Thron verdankte) anfangenden erklärten Lieblinge 5) hat keiner eine solche Beherrschung vollständiger und länger geübt, als derjenige, welcher in der Periode, von der wir hier reden, den Platz behauptete — Potemkin. Dieser, als Wachtmeister in der kaiserlichen Garde zu Pferde dienend, hatte schon bey der Revolution von 1762, obgleich nur als untergeordnetes Werkzeug, durch seine einnehmende Figur und durch die Kühnheit seines Betragens die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich gezogen, und seit-

dem

5) Man findet diese Lieblinge und die Art ihrer Beherrschung geschildert in dem Buche: Russische Günstlinge. Tübingen 1810.

dem Alles gethan, um dieselbe immer mehr zu fesseln. Als es ihm gelungen war, zu dem engern Kreise der Gesellschaft Katharinens zugelassen zu werden, wandte er bald alle Künste des verschlagenen Hofmanns an, um andere Nebenbuhler, vorzüglich die Gebrüder Orlow, zu verdrängen. Vom Jahr 1776 an war er erklärter Liebling, aber er befestigte seine Herrschaft über Katharina gerade dadurch, daß er sich von Zeit zu Zeit zurückzog, und eben dadurch, wenn er nach eigenen Launen wiederkehrte, immer neu blieb. So errang er eine um so größere Gewalt über die Kaiserin und die Verwaltung des Staats, und behauptete sich in derselben weniger durch die Neigung, welche er eingeflößt, als durch die Meinung, welche er von seiner Unentbehrlichkeit für ihre eigne Sicherheit Katharinen gegeben hatte. Diese Monarchin wußte nämlich sehr wohl, daß ihre übel errungene Herrschaft von einem sehr großen Theil ihrer Unterthanen höchst ungern ertragen wurde, und daß selbst wichtige Männer zu den Misvergnügten gehörten; sie fühlte, daß sie eines kräftigen Mannes neben sich bedurfte, der durch das Schrecken, womit er erfüllte, jeden Gedanken des Widerstandes niederschlüge. Diesen Mann fand sie an Potemkin. Aber, um durch ihn ihre Sicherheit völlig zu gründen, mußte sie unumschränkte Gewalt in seine Hände legen. Der

Gebrauch, den er von dieser Gewalt machte, konnte, so wie alle, auch wol die Selbstherrscherin selbst, zittern machen. Die Vereinigung seltner Eigenschaften und Umstände war allerdings nöthig, um eine solche Rolle sechszehn Jahre hindurch zu spielen, und, wie Potemkin es gethan hat, sich bis an seinen Tod in der unumschränkten Beherrschung der Monarchin gegen alle Gegner zu behaupten. Zwar darf man sich nicht ausnehmende Vorzüge des Geistes und Herzens denken, welche Katharina so anhaltend fesselten; nein, der höchste Grad von frecher Unverschämtheit an einer Seite, und eine große weibliche Schwäche an der andern erklären Alles. Ohne daß Potemkin die Talente und Kenntnisse des Feldherrn besaß, stand das ganze Kriegsheer, standen selbst die erfahrensten Feldherren, welche im leztern Kriege den russischen Waffen Ruhm und Sieg erworben hatten, unter seinem unumschränkten Befehl. Ohne gründliche Kenntniß zu haben, weder von den äußern Verhältnissen des Reichs, noch von dem, was die innere Verwaltung erfoderte, entschied er allein, was die Ehrsucht und Eitelkeit der Selbstherrscherin sowohl innerhalb ihres unermeßlichen Reichs unternehmen, als was sie gegen fremde Mächte anstreben sollte. Jeder edlere Ehrgeiz, jedes Verlangen nach höherer Befriedigung des Geistes durch Leitung der Schicksale

eines

eines großen Theils der Menschheit, der von ihm abhing, war ihm fremd. Potemkin kannte nichts Höheres, als äußern, die Augen der Menge blendenden Glanz, mit dem auf jede Weise, und selbst durch den Schein der Verachtung desselben, sich zu bedecken, er unermüdet beschäftigt war. Jeden andern Vorzug, den persönliches Verdienst, Geburt oder Reichthum geben konnten, gewaltsam niederzudrücken, vorzüglich die Großen des Reichs als Sklaven zu mishandeln, und bey jedem Anlaß des gewöhnlichen Lebens auf möglichst grobe Art fühlen zu lassen, daß er der allein Mächtige sey — dies war ihm der köstlichste Genuß der errungenen Uebermacht. Auch gegen die angesehensten Fremden, auch gegen die Gesandten unabhängiger Mächte erlaubte er sich geflissentliche Verletzungen des äußern Wohlstandes; ihre Anträge und Vorstellungen hörte er an, wie Bitten seiner Untergebenen, mit dem wegwerfenden Stolze eines übermüthigen Herrschers. Die Eingebornen sicherte kein Rang, keine Würde gegen gröbste Mishandlungen mit Worten, und sogar mit Schlägen. Man hat behauptet, der Unverschämte sey so weit gegangen, selbst seine Gebieterin zu schlagen. Wenn gleich, wie wir glauben, dieses leztere übertrieben ist, so beweist doch die Sage, wie viel er sich öffentlich mit Worten erlaubt haben müsse, da man das

Aergste im Geheim wenigstens möglich halten konnte. Gewiß ist, daß er den ihm vor der Welt ertheilten Befehlen der Kaiserin, oder vielmehr nur ihren geäußerten Wünschen, oft mit frecher Stirn sich laut widersezte, und geflissentlich gerade das Gegentheil von dem that, was Katharina gewünscht hatte. Bis zum Ueberdruß gesättigt durch jede sinnliche Lust sezte er seine Größe darin, sich keine versagen zu dürfen, und, mit gränzenloser Vergeudung der Gelder, die er den Staatskassen entzog, mit muthwilliger Aufopferung des Lebens und der Kräfte der Menschen, jede Laune des Augenblicks zu befriedigen. Obgleich die Monarchin jedem seiner Wünsche, den sie nur ahnden konnte, zuvorkam, und die Summen baaren Geldes, die sie ihm schenkte, allen Glauben und fast die Berechnung übersteigen, war er doch niedrig genug, das ihm für andre Zwecke anvertraute Geld für sich zu behalten, sogar Zahlungsbefehle der Kaiserin an die Kassen zu erdichten, um Gelder an sich zu reißen, die für die Bedürfnisse des Staats unentbehrlich waren, und Katharina, wenn sie es erfuhr, wagte nicht, es ihm zu verweisen. Auch von fremden Mächten ließ Potemkin sich erkaufen, um die Beförderung ihrer Absichten zu versprechen, deren Einfluß auf das Wohl des Reichs zu beurtheilen seine Einsicht zu beschränkt war. Im Besitz unermeßlicher Schätze, und die

größten

größten Summen mit Verachtung im Spiele, oder wie es sonst eine vorübergehende Laune gebot, wegwerfend, pflegte er diejenigen nicht zu bezahlen, die für seine Bedürfnisse gearbeitet hatten. Die Kaufleute achteten sich für verloren, denen der Befehl wurde, Waaren für Potemkin zu liefern, und kniend sah man sie flehen, sie ihres Eigenthums nicht ganz zu berauben, und mit ihren Familien sie nicht der bittersten Dürftigkeit zu überliefern. Kein menschliches Gefühl regte sich in Potemkins Brust. Es scheint ihm oft eine Lust gewesen zu seyn, Menschen zu mishandeln, ohne andern Beweggrund, als um zu zeigen, daß er dieses ungeahndet zu thun vermöge.

Dies ist das treue nach zuverlässigen Berichten gezeichnete Bild *) des Mannes, dem Katharina II die von ihr beherrschten Millionen und sich selbst untergeordnet hatte, und eben dadurch bewies, daß sie auf den ihr von schmeichelnden Zeitgenossen beigelegten Namen der Großen bey der Nachwelt nicht Anspruch machen dürfe. Potemkin, der die höchste sittliche Unwürdigkeit durch nichts Edles gut machte,

*) Siehe Beilage F.

machte, entschied jezt willkührlich jede Bewegung des russischen Reichs. Ein fremder Hof, der mit demselben in Berührung kam, mußte noch mehr sich bestreben, die Gunst dieses Lieblings, als die der Monarchin selbst zu gewinnen. Auch Friedrich mußte sich hierzu herablassen; aber, seine eigne Würde nie vergessend, und vertrauend auf die Achtung, welche er und sein Bruder Heinrich der Kaiserin eingeflößt hatten, zeigte er sich doch minder eifrig in diesem Geschäft, als Andere. Es blieb Potemkin nicht unbemerkt, und dieser war dem großen Könige keineswegs hold, wovon er bey jeder Gelegenheit unzweideutige Beweise gab. Als er den sehnlichst gewünschten schwarzen Adlerorden etwas später, als er ihn erwartet haben mochte, erhielt, hatte er die Unverschämtheit, mit wegwerfender Miene zu sagen: „er „sey zwar dem Könige sehr verbunden, doch wisse er „in der That nicht, wie er die Menge von Auszeich„nungen der Art, die er schon habe, gehörig neben „einander ordnen solle." Auch wie Friedrich erfuhr, daß Potemkin die Absicht habe, das Herzogthum Kurland zu erwerben, und ihm seine Mitwirkung dazu anbieten ließ [7]), gab Potemkin unverholen zu erken-

7) Friedrich wollte nämlich nicht nur dem König und die Republik Polen, von denen Kurland als Lehn abhing, bewe-

erkennen, daß theils diese Besizung ihm nicht genüge, theils es nur von ihm abhangen würde, sie zu erhalten, ohne deshalb den König zu bemühen. Potemkin, der überhaupt die schnödeste Beurtheilung fremder Souverains sich erlaubte, machte die Einfachheit der Lebensart und die strenge Oekonomie Friedrichs oft zum Ziel seines Spottes, und bemühte sich auf alle Weise, die Verehrung, welche die Kaiserin für den König fühlte, zu schwächen, und sie dagegen dem Wiener Hofe geneigter zu machen. Dieser leztere hatte unstreitig den Vortheil, so wie den ehrgeizigen Entwürfen der Monarchin, so auch der Eitelkeit ihres Günstlings weit reizendere Anerbietungen, als Preußen, thun zu können, und es wurde nichts unterlassen, um diesen Vortheil zu benuzen. Potemkin war nicht das erste Beispiel, daß deutsche Kaiser die erhabene deutsche Fürstenwürde herabsezten, und deren Titel den Günstlingen der russischen Kaiserinnen beilegten. Potemkin erhielt diesen Titel im J. 1776 [8]).

Der

---

bewegen, dasselbe Potemkin zu geben, sondern auch den Herzog Biron, der in diesem Fall Kurland verlieren mußte, zu entschädigen beitragen, indem er ihm bedeutende Vortheile für seine schlesischen Herrschaften zuzugestehen sich bereit erklärte.

8) Ein anderer russischer Staatsmann, Besborodko, der

Der bedeutendste Schritt, welchen der Wiener Hof that, um sich dem russischen zu nähern, war der Besuch, den Kaiser Joseph selbst bey Katharina II ablegte. Die grosse Wißbegierde dieses Monarchen, und die ihm eigene Neigung, sich durch Reisen zu unterrichten, wurden als die Beweggründe gebraucht, um ein allerdings auffallendes Unternehmen zu erklären, und die Genehmigung der damals noch lebenden Kaiserin-Königin für dasselbe zu erhalten. Unstreitig hatten diese Beweggründe und der Wunsch, von den Kräften und innern Verhältnissen des für Oesterreich so wichtigen Staats sich selbst zu unterrichten, bey Joseph vielen Einfluß; aber sicher hatte man auch vorzüglich die Absicht, durch diesen Besuch günstige Eindrücke in Petersburg zu machen, und die Annäherung, welche man wünschte, zu befördern. Ungemein mußte es Katharina schmeicheln, daß der erste Monarch von Europa, der Abkömmling eines Hauses, das von jeher durch Stolz und hohe Ansprüche sich auszeichnete, ihr in Person seine Huldigungen darbrachte. Mohilow, eine Stadt am Dnepr, in dem Ruß-

im May und Jun. 1780

der besonders nach Panins Tode grossen Einfluß im Petersburger Kabinet erhielt, wurde von Joseph II zum deutschen Reichsgrafen ernannt.

Rußland zugefallenen Theil von Polen, war zu der Zusammenkunft beider Souverains bestimmt. Kaiser Joseph reiste von dort über Moskau nach Petersburg, wo er Katharina wiederfand. Diese Monarchin bot Alles auf, was die mit europäischer Verfeinerung verbundene asiatische Pracht ihres Hofes vermogte, um den kaiserlichen Gast zu vergnügen und ihm die höchste Idee von den Kräften ihres Reichs zu geben. Wohl geübt in der Kunst zu gefallen suchte sie durch alle Vorzüge ihres mannichfach gebildeten Geistes ihn für sich einzunehmen. Joseph hatte von seiner Seite gleichen Zweck. Dennoch wurde auch hier bestätigt, was die Geschichte bey den meisten Zusammenkünften der Großen der Erde bemerkt hat, nämlich, daß persönliche Bekanntschaft ihre gegenseitige Achtung und Zuneigung nicht zu vermehren pflege. Dem Blicke Josephs, der alle merkwürdige Anstalten aufmerksam beobachtete, und sich über jede innere Einrichtung genau zu unterrichten suchte, konnte der Schleyer des äußern Glanzes die wirkliche innere Schwäche des russischen Reichs nicht verbergen. Die furchtbaren nachtheiligen Folgen des leztern Krieges waren noch überall sichtbar; die Lücken der Bevölkerung waren noch nicht ersezt, der Zustand der Armee konnte einen Kenner, wie Joseph, nicht befriedigen;

Po-

Potemkin war nicht der Mann, um Geschicklichkeit und Disciplin bey den Truppen zu bewirken, auch diese mit allen nöthigen Bedürfnissen zu versorgen, und sie fähig zu machen, die großen Entwürfe der Monarchin auszuführen. Die gränzenlose Verschwendung des Hofes machte jede Ordnung in den Finanzen unmöglich; bey schimmernder Pracht fehlte in den Kassen oft das Geld zu den dringendsten Bedürfnissen, die Eitelkeit der Monarchin wollte durch Dinge, die in die Augen fielen und in der Ferne glänzten, befriedigt werden. Die ungeheure moralische Verderbtheit derer, welchen die meiste Gewalt vertraut war, ließ keine wahre Fürsorge für das Wohl der Unterthanen zu. An redlichen Eifer und Gewissenhaftigkeit bey Verwaltung der Geschäfte, an gute Rechtspflege, an Förderung von Fleiß und Wohlstand war nicht zu denken; jeder suchte nur durch Unterdrückung derer, die unter ihm waren, die Mittel zu erwerben, um die sich geneigt zu machen, die über ihm standen. Die Unzufriedenheit war deshalb auch allgemein, und die Kaiserin, so sehr sie es zu verbergen suchte, zitterte vor deren Ausbruch. Sie fürchtete ihre nächsten Umgebungen, sie fürchtete sogar ihren eignen Sohn, wohl wissend, daß, nach der Meinung Vieler, und sogar Einiger, die bey der Revolution

mit-

mitgewirkt hatten, auch selbst nach ihrer eignen Erklärung, sie dem Großfürst, bey seiner schon erreichten Volljährigkeit, den Thron zu überlassen verpflichtet sey; noch mehr, sie fürchtete selbst den, von welchem allein sie Schutz gegen aller Andern Unternehmungen hofte. Nur diese Furcht kann ihre schimpfliche Abhängigkeit von Potemkin erklären.

Alles dieses entging Joseph II Beobachtung nicht. Auch bemerkte dieser Monarch sehr wohl, wie tief die von früher Jugend an genährte Verehrung Friedrichs II in Katharinens Seele gewurzelt sey, wie die Weisheit seines ganzen Benehmens gegen sie, wie der nüzliche Beistand, den er ihr geleistet, diese Verehrung befestiget habe, und wie hiezu auch Panins Rathschläge beitrugen, der der preußischen Verbindung ganz ergeben war, der auch gleiche Neigung bey dem Großfürsten fest gegründet hatte. Diese Gesinnungen der Monarchin und ihres ersten Ministers schienen die Erreichung der österreichischen Entwürfe sehr zu erschweren. Aller Gegenwirkung Potemkins ohnerachtet, behauptete Panin sich vorzüglich dadurch, daß ihm die Erziehung des Großfürsten anvertrauet war, und dieser Prinz eben so sehr an ihm hing, als der bessere Theil der Nation ihm mit großer Achtung zugethan war. Dieser Mi-

nister würde in der That viel geleistet, den Entschließungen seiner Monarchin in den innern Verhältnissen eine wohlthätigere Richtung, und in den äußern noch weit mehr Ansehn und Bedeutung gegeben haben, wenn nicht der Werth seines richtigen Verstandes, seiner großen Kenntnisse und ausgebreiteten Geschäfts-Erfahrung, auch seiner wirklichen Liebe des Staats durch eine ungemein weitgehende Indolenz wäre geschwächt worden.

So wie aber dem Kaiser Joseph nicht Alles gefiel, was er am russischen Hofe bemerkte, so machte auch er nicht ganz den günstigen Eindruck, den er bezielte. Das wirklich Große in seinem Charakter, die edle Einfalt seiner Sitten, das Herablassende seines Betragens gegen Menschen aus allen, vorzüglich aus den niedern Ständen, die Mannichfaltigkeit von Kenntnissen, welche er besaß, die rege Wißbegierde, mit der er sie noch zu vermehren, von Allem sich zu unterrichten, von Jedem zu lernen suchte, — dies alles waren nicht Eigenschaften, welche Potemkins Beifall erwerben konnten, sie machten diesem vielmehr einen Monarchen wirklich verhaßt, durch dessen Anblick sein eigner Mangel an allen den Tugenden, welche jener besaß, nur desto auffallender wurde. Seine Urtheile wirkten

na-

natürlich auch auf die Monarchin; wenn gleich sie des deutschen Kaisers wahren Werth richtiger schätzte, so entgingen ihrer durch den Günstling geschärften Beobachtung doch auch die Schwächen nicht, welche mit jenem Werth verbunden waren. Bey einer unruhigen Begierde, sich durch große und glänzende Unternehmungen der innern und äußern Regierung auszuzeichnen, fehlte es Joseph an festem und standhaftem Willen, große Entwürfe auch bey großen Hindernissen durchzusetzen. Sein Ehrgeiz strebte zu Vieles an, um sich für irgend etwas fest zu bestimmen. Er fing mit Lebhaftigkeit an, aber führte nicht mit Beharrlichkeit aus; wenn er Widerstand fand, gab er nach. Gerade hierin unterschied sich sein Charakter vorzüglich von dem der Kaiserin. Diese wagte bey ihren Unternehmungen das Aeußerste; um ein vorgestecktes Ziel zu erreichen, nahm sie auf nichts Anderes Rücksicht. Ihr war Leben und Glück ihrer Unterthanen nichts, wenn es darauf ankam, ihren Ehrgeiz zu befriedigen. Nicht so Joseph. Dieser liebte wirklich sein Volk und war nicht geneigt, dessen Wohl aufzuopfern, wenn gleich seine Leidenschaft ihn verleiten konnte, dasselbe in Gefahr zu setzen. Seinen Ideen fehlte zuweilen Originalität, er ahmte nach, was er anderswo mit Nutzen ausgeübt sahe, aber er prüfte

nicht immer, ob auch für seinen Staat und seine Lage passe, was anderswo gepaßt hatte. Alles dieses mußte bey Katharina die Achtung für ihn etwas mindern.

Bey diesen gegenseitig über einander gemachten Beobachtungen ist es höchst wahrscheinlich, daß die Zusammenkunft der beiden Souverains keine ganz bestimmte und große Resultate hervorgebracht habe. Gewiß ist, daß ein Traktat damals zwischen ihnen nicht abgeschlossen worden. Es blieb bey mündlichen Zusicherungen, daß Einer des Andern Absichten befördern, und daß man, nach Maaßgabe eintretender Umstände, deshalb festere Verabredungen treffen wolle. Wie weit man sich über diese Absichten gegen einander vertraulich eröffnet habe, ist natürlich nicht bekannt geworden, da diese Eröffnungen wol meistens zwischen den Souverains selbst, vielleicht nur zuweilen mit Zuziehung Potemkins, Statt fanden. So viel hat man erfahren, daß Katharina ihrem Gaste die Aussicht gab, wenn ihr erlaubt würde, Constantinopel für sich zu nehmen, so könne Kaiser Joseph dagegen sich der alten Hauptstadt der Welt, Roms, bemächtigen [9]). Die Wiederherstellung des

9) Kaiser Joseph selbst hat dem Großfürst Paul gesagt, daß

eines kräftigern Beistandes sich versichert zu haben, als er selbst für die Absichten des Andern zu leisten gedachte. Dem Fürst Kauniß war es ganz recht, daß die Annäherung seines Hofes zu dem russischen nur so weit, wie es geschehen, und nicht noch weiter, durch Josephs Reise gebracht war. Bey einem ohne seine unmittelbare Einwirkung abgeschlossenen Traktat würde er gefürchtet haben, daß der lebhafte, offene und seine Gesinnungen nicht zurückhaltende Monarch mehr Verbindlichkeiten übernommen und von den eigenen Absichten mehr offenbart haben möchte, als es dem staatsklugen Minister für das Interesse Oesterreichs räthlich schien. Ihm genügte es, daß Katharina II zu einer nähern Verbindung geneigt gemacht und ihre Anhänglichkeit an Friedrich doch wenigstens etwas erschüttert war. Wie sehr dieses leztere in der That bewirkt worden, zeigte sich bald auf eine unverkennbare Weise. Die Allianz zwischen Rußland und Preußen war zuerst im J. 1764 auf acht Jahre abgeschlossen und im J. 1772 auf gleichen Zeitraum erneuert. Jezt war dieser 1780
Zeitraum abermals abgelaufen, aber Katharina verzögerte, unter verschiedenen Vorwänden, die Erneuerung des Bundes, welche Preußen antrug, und zulezt lehnte sie dieselbe ganz ab.

denn über die Zeit und Art der Ausführung konnte noch nichts Bestimmtes verabredet werden, da in Wien selbst deshalb noch kein Plan gemacht war, und derselbe höchst wahrscheinlich erst nach Maria Theresia's Tode zur Reife gekommen ist. Auch von andern Unternehmungen im deutschen Reiche war die Rede, besonders von Befestigung der Kaiserwürde im österreichischen Hause durch die Wahl des Erzherzogs Franz zum römischen König. Denn Kaiser Joseph wünschte sich diesen unter seinen Augen gebildeten Neffen zum dereinstigen Nachfolger, sowohl im deutschen Reich, als in seinen Erbstaaten, mit Uebergehung dessen Vaters, des Großherzogs Leopold von Toskana. Zu Allem diesen versprach Katharina um so williger ihre Mitwirkung, da sie eben dadurch ihren gewünschten Einfluß im deutschen Reiche beweisen und verstärken konnte, auch hoffen durfte, den Wiener Hof durch diese Gefälligkeit desto thätiger für ihre eigenen Entwürfe zu machen.

Mit solchen allgemeinen Verabredungen schieden beide Souverains von einander. Jeder von ihnen schmeichelte sich einen festern Glauben an seine Freundschaft gegründet zu haben, als er selbst empfand; Jeder hofte zu Erreichung seiner Absichten

eines

eines kräftigern Beistandes sich versichert zu haben, als er selbst für die Absichten des Andern zu leisten gedachte. Dem Fürst Kaunitz war es ganz recht, daß die Annäherung seines Hofes zu dem russischen nur so weit, wie es geschehen, und nicht noch weiter, durch Josephs Reise gebracht war. Bey einem ohne seine unmittelbare Einwirkung abgeschlossenen Traktat würde er gefürchtet haben, daß der lebhafte, offene und seine Gesinnungen nicht zurückhaltende Monarch mehr Verbindlichkeiten übernommen und von den eigenen Absichten mehr offenbart haben möchte, als es dem staatsklugen Minister für das Interesse Oesterreichs räthlich schien. Ihm genügte es, daß Katharina II zu einer nähern Verbindung geneigt gemacht und ihre Anhänglichkeit an Friedrich doch wenigstens etwas erschüttert war. Wie sehr dieses leztere in der That bewirkt worden, zeigte sich bald auf eine unverkennbare Weise. Die Allianz zwischen Rußland und Preußen war zuerst im J. 1764 auf acht Jahre abgeschlossen und im J. 1772 auf gleichen Zeitraum erneuert. Jezt war dieser 1780 Zeitraum abermals abgelaufen, aber Katharina verzögerte, unter verschiedenen Vorwänden, die Erneuerung des Bundes, welche Preußen antrug, und zulezt lehnte sie dieselbe ganz ab.

Um wo möglich eine Verbindung zu erhalten, die für das preussische Staats-Interesse so wichtig war, fand Friedrich II gut, bald nach der Abreise des Kaisers von Petersburg, seinen Neffen und Thronfolger, den Prinz Friedrich Wilhelm von Preussen, dahin abgehen und der Kaiserin einen Besuch machen zu lassen. Dieser Prinz, in der Blüthe des männlichen Alters, hatte im leztern Kriege den Ruhm eines Feldherrn von richtigem Urtheil erworben; er besaß einen durch mannichfache Kenntnisse gebildeten Geist und sehr viel Angenehmes im gesellschaftlichen Leben. Es war zu hoffen, daß er einen vortheilhaften Eindruck machen werde. Dieses war wirklich der Fall. Vielleicht gefiel Friedrich Wilhelm als Mann der Kaiserin mehr, als Joseph. Zwischen jenem und dem Großfürsten Paul, der die entschiedene Vorliebe seines Vaters für Preussen geerbt hatte, wurde eine sehr warme persönliche Freundschaft geknüpft. Auch bey den Großen des Hofes fand der Prinz vielen Beifall. Panin bewies ihm die größte Ergebenheit und selbst Potemkin benahm sich artig gegen ihn. Man machte die Bemerkung, daß der preussische Thronerbe, welcher unter diesem Namen reiste, ohne seiner Würde zu vergeben, sich gefälliger und zuvorkommender beweise, als Kaiser Joseph, bey welchem

man

die russische Reise für Oesterreichs Absichten gewesen sey, hat die Folge hinlänglich bewährt. Wenn gleich Friedrich Wilhelm persönlich gefiel, so war Katharina II doch zu sehr staatskluge Herrscherin, und ihre politischen Entwürfe lagen ihr zu sehr an, daß sie nicht demjenigen Monarchen hätte den Vorzug geben sollen, der, zu Ausführung dieser Entwürfe am besten mitzuwirken, sowohl den Willen als die Kräfte hatte.

Ohnerachtet aller Freundschafts-Versicherungen, die der preußische Thronerbe mitbrachte, erhielt Friedrich doch immer mehr Beweise der zunehmenden Entfernung und Kälte seiner bisherigen Bundesgenossin, die allmählig in wirkliche Abneigung übergingen. Zwar fand Katharina durchaus nicht gut, völlig und öffentlich mit ihm zu brechen. Dies erfolgte nicht, auch nachdem das preußische System seine Hauptstütze, den Grafen Panin, verloren hatte [11]), vielmehr ließ die Kaiserin in der Privat-Correspondenz mit dem König es an den freundlichsten und schönsten Worten nicht fehlen, die Friedrich eben so lebhaft erwiederte. Aber die Allianz

11) Dieser Minister, geboren 1718, starb den 31sten März 1783. Sein Einfluß auf Katharina war schon vorher bedeutend vermindert.

ging sogar so weit, sich zu schmeicheln, daß Friedrich Wilhelm den von Joseph gemachten Eindruck am russischen Hofe gänzlich verlöscht habe, und man wagte es spottend zu sagen: „Graf Falkenstein sey „der schlechteste Gesandte Kaiser Joseph II," darauf anspielend, daß dieser Monarch am russischen Hofe eben so wenig, als einige Jahre zuvor am französischen, sehr gefallen habe. Aber dieses Frohlocken war zu voreilig und sehr ungegründet. Kaiser Josephs II viele und weite Reisen, die damals, als bey Monarchen ungewöhnlich, wol gar als unschicklich von Manchen getadelt wurden, waren für ihn und seinen Staat von sehr bedeutendem Nutzen. Nicht nur erweiterte er auf diesen Reisen den Kreis seiner anschaulichen Ideen, sondern auch die politischen Zwecke seines Hofes wurden durch dieselben kräftig befördert. Auch wenn dieser Monarch nicht immer günstige Eindrücke auf fremde Souverains und Große machte, noch bestimmte Absichten erreichte, so war es doch ein sehr wichtiger Vortheil, daß er die innern Verhältnisse fremder Höfe und die Menschen, auf die es vorzüglich bey denselben ankam, näher und persönlich kennen lernte und in der Folge besser beurtheilen konnte, wie und durch welche Werkzeuge an jedem Hofe zur Erreichung seiner Absichten zu wirken sey. Wie nützlich besonders

die

die russische Reise für Oesterreichs Absichten gewesen sey, hat die Folge hinlänglich bewährt. Wenn gleich Friedrich Wilhelm persönlich gefiel, so war Katharina II doch zu sehr staatskluge Herrscherin, und ihre politischen Entwürfe lagen ihr zu sehr an, daß sie nicht demjenigen Monarchen hätte den Vorzug geben sollen, der, zu Ausführung dieser Entwürfe am besten mitzuwirken, sowohl den Willen als die Kräfte hatte.

Ohnerachtet aller Freundschafts-Versicherungen, die der preußische Thronerbe mitbrachte, erhielt Friedrich doch immer mehr Beweise der zunehmenden Entfernung und Kälte seiner bisherigen Bundesgenossin, die allmählig in wirkliche Abneigung übergingen. Zwar fand Katharina durchaus nicht gut, völlig und öffentlich mit ihm zu brechen. Dies erfolgte nicht, auch nachdem das preußische System seine Hauptstütze, den Grafen Panin, verloren hatte [11]), vielmehr ließ die Kaiserin in der Privat-Correspondenz mit dem König es an den freundlichsten und schönsten Worten nicht fehlen, die Friedrich eben so lebhaft erwiederte. Aber die Allianz

11) Dieser Minister, geboren 1718, starb den 31sten März 1783. Sein Einfluß auf Katharina war schon vorher bedeutend vermindert.

lianz wurde nicht erneuert, weil Katharina wußte, daß deren Erneuerung dem Wiener-Hofe misfallen werde. Einen sehr auffallenden Beweis dieser Gesinnungen gab die Kaiserin noch dadurch, daß der Großfürst Paul, welcher mit seiner Gemahlin im J. 1782 eine Reise durch Europa machte, nach ausdrücklicher Vorschrift eine geraume Zeit sich in Wien aufhalten, Berlin aber geflissentlich, und ganz seinem Wunsche zuwider, vorbeigehen mußte. Friedrich fühlte das Beleidigende dieser Vernachlässigung, doch ohne sich deshalb je zu äußern. Auch wurde die Absicht Katharinens verfehlt, denn Paul hing nur um so fester an dem, von welchem er abgelenkt werden sollte. Noch knüpfte Katharina ein neues Band mit dem österreichischen Hofe, indem sie die Vermählung der würtembergischen Prinzeß Elisabeth, Schwester der Großfürstin Maria, mit dem Erzherzog Franz, Neffen des Kaisers, einleitete. Diese Verbindung fand bey dieses Prinzen Eltern, dem Großherzog Leopold von Toskana und dessen Gemahlin, vorzüglich aber bey dem mütterlichen Großvater, König Karl III von Spanien, sehr große Schwierigkeiten. Es war nämlich diesen, und besonders dem Leztern, ungemein anstößig, daß die würtembergische Prinzessin nicht in der katholischen Religion geboren sey, auch über-

dem von einer nicht altfürstlichen Großmutter abstamme [12]). Kaiser Joseph II überwand endlich mit nicht geringer Mühe diese Schwierigkeiten, aber nur dadurch, daß Katharina II die würtembergische Prinzessin in die russisch-kaiserliche Familie aufnahm und sie für ihre Tochter erklärte. Kaiser Joseph II erhielt sie deshalb nicht von ihren Eltern, sondern von der Kaiserin, als Braut seines Neffen, welchen Großherzog Leopold ihm, obgleich ungern, überließ, um unter des Kaisers Augen seine fernere Ausbildung zu erhalten. Auch die junge Prinzessin kam zu gleicher Zeit, zu Ende des Jahrs 1782, nach dem Willen der Kaiserin, an den Wiener Hof und wurde dort in der katholischen Religion erzogen.

Die

---

12) Karl Alexanders, Herzogs von Würtemberg Gemahlin, Maria Augusta, war diese Großmutter, eine Prinzessin aus dem Hause Thurn und Taxis, welches erst in neuerer Zeit, aus dem Privatstande, zur Reichsfürsten-Würde erhoben worden. Obgleich diese Erhebung die Folge eines sehr wichtigen Verdienstes (der Einführung des Postwesens in Deutschland) war, welches desto mehr Glanz hätte geben sollen; so stand doch in den Augen des spanischen Monarchen das Haus Taxis eben deshalb, weil der rühmliche Ursprung seiner Erhebung bekannt war, tief unter jenen Geschlechtern, deren Ahnen sich so sehr in das Dunkel der Zeiten verlieren, daß Niemand mehr mit Sicherheit behaupten kann, es sey ein Mann von Verdienst unter diesen Ahnen gewesen.

Beilagen

zu der

Geschichte der lezten Periode Friedrich II.

A bis F

bis zum

neunten Kapitel.

Beilage A.

zu Seite 17.

Ueber die erste Theilung Polens und Friedrichs Antheil an derselben.

Die Theilung Polens ist eine der merkwürdigsten Begebenheiten des vorigen Jahrhunderts. Drey bis dahin gegen einander eifersüchtige, oft sich befeindende Mächte verbanden sich, einem vierten Staat, mit dem sie in Frieden lebten, und der sie nicht beleidigt hatte, einen Theil seines seit Jahrhunderten besessenen Gebiets wegzunehmen, und mit Gewalt ihm die Einwilligung dazu abzudringen. Dieser Vorgang, ohne Beispiel in der Vorzeit unter den gesitteten Völkern unsers Erdtheils, hat auf die Ereignisse der folgenden Zeit großen Einfluß bewiesen, und ähnlichen Gewaltthaten wo nicht zum Anlaß, doch zum Vorwande und zu vermeinter Rechtferti-

gung gedient [1]. Das eifrigste Bestreben der erleuchtetsten Staatsmänner von Europa war bis auf diese Zeit immer gewesen, den lange bestandenen Besitz der verschiedenen Staaten als heilig und unverlezbar gegenseitig anzuerkennen, und jedem Versuch, ihn gewaltsam zu stören, bey Zeiten vereinten Widerstand entgegen zu sezen. Diesen Grundsäzen gemäß misbilligten alle anderen Mächte das an Polen verübte Unrecht, die allgemeine Meinung aller Völker erklärte sich gegen dasselbe mit Unwillen, und wünschte laut, daß es nicht geduldet würde; doch Niemand wagte thätigen Widerstand. Die Folge davon war, daß die drey Mächte in ihrer wohlgelungenen Gewaltthat immer weiter gingen, dem beraubten Staate später auch das nahmen, was sie ihm zuerst noch gelassen und feierlichst garantirt hatten, endlich, vier und zwanzig Jahre nach der ersten Beraubung, ihn ganz vernichteten und alle Lande desselben nach eigenem Gefallen unter sich theilten.

Die

1) Wenn man bey dem Friedens-Congreß zu Rastadt den französischen Gesandten bemerklich machte, wie sehr es allen bisher angenommenen Grundsäzen des Völkerrechts zuwider sey, daß das damalige Direktorium die eroberten, aber noch durch keinen Frieden abgetretenen deutschen Lande mit Frankreich durch feierliche Dekrete eigenmächtig vereint habe, so wiesen sie immer auf das hin, was an Polen verübt worden.

Die erste Theilung Polens hat bereits einige Jahre vor dem Zeitpunkte sich ereignet, mit welchem unsre Geschichte anhebt. Die genauere Darstellung des Hergangs derselben gehört also nicht zu unserm Zwecke. Nur eines Umstands nähere Entwickelung hängt mit demselben zusammen und wird den Lesern interessant seyn. Nach einer ziemlich allgemein verbreiteten Meinung wird die erste Idee der Theilung Polens dem König Friedrich II beigemessen; er soll dieselbe den beiden andern Mächten mitgetheilt und diese zur gemeinsamen Ausführung vermocht haben. Da ich diese Meinung für falsch halte, so benutze ich gern diesen Anlaß, einen Widerspruch einzulegen. Einer partheiischen Vorliebe, die Friedrichs moralischen Charakter von einem ihn entstellenden Flecken zu reinigen strebe, fürchte ich hierbey nicht verdächtig zu werden. Die Treue und Wahrheitsliebe, mit denen ich in meinem Werke über den König geredet und, bey aller Verehrung, die ich für ihn hege, seine Schwächen und Fehler nicht verhehlt habe, müssen über solchen Verdacht mich erheben. Auch sind es nicht moralische und psychologische Gründe, die mich etwa glauben machen, daß Friedrich die erste Idee der Theilung Polens nicht hätte haben können; nein, aus rein historischen Gründen halte ich mich überzeugt, daß er sie

nicht gehabt hat, und daß vielmehr von einer andern Seite her dieser Gedanke bey ihm zuerst veranlaßt sey. Der Leser prüfe meine Gründe.

So viel bey fleißigem Nachforschen mir bekannt geworden, hat kein Schriftsteller, von welchem man annehmen kann, daß er Zugang zu guten Nachrichten gehabt habe, die Meinung, welche ich hier bestreite, je behauptet; vielmehr findet sich bey solchen das Gegentheil. Dennoch ist jene Sage aus einem allgemeinen Buch über neuere Geschichte (deren Verfasser nicht jede einzelne Thatsache, welche sie aufnehmen, vorher genau prüfen können) in das andere übergetragen und, vielleicht noch mehr durch mündliche Ueberlieferung, fast allgemeine Meinung des großen Publikums geworden. In der That hat dieselbe bey oberflächlicher Betrachtung viel Schein. Unstreitig war es ein wichtiger Vortheil für Friedrich, durch Abreißung eines ansehnlichen Theils von Polen seinen Staat zu vergrößern, und man hielt dafür, es sey seinen Grundsätzen, die man zu kennen glaubte, angemessen, solche Vergrößerung zu bezielen, wie ungerecht und gewaltsam die Mittel auch immer seyn mochten. — An der Wichtigkeit dieser Vergrößerung für den preußischen Staat ist nicht zu zweifeln; sie rundete ihn gerade an der

Seite,

Seite, wo er es am meisten bedurfte, indem sie das Königreich mit den deutschen Landen vereinte; sie machte den König zum Herrn des Weichsel-Stroms, und den Handel Polens von ihm abhängig. Aber so unläugbar dieses ist, folgt aus diesem Umstande doch keinesweges, was man aus ihm ableiten will. Denn, waren etwa die Vergrößerungen Rußlands und Oesterreichs minder bedeutend? Die Distrikte, welche diese beiden Mächte an sich rissen, waren ungleich größer, auch, vorzüglich der österreichische, ausnehmend fruchtbar, und die Gleichheit derselben mit dem Antheil, welchen Preußen erhielt, konnte nur durch die diesem leztern Staate so besonders günstige Lage seines Zuwachses bewirkt werden. Und was die Begierde nach Vergrößerung betrifft, und die Gleichgültigkeit bey der Wahl der Mittel, um zu derselben zu gelangen, waren diese etwa minder bey Katharina II, bey Joseph II und bey Kaunitz? Haben jene Souverains, hat dieser Staats-Minister, bey irgend einem Anlaß, mehr Achtung des Rechts, mehr Schonung der mindermächtigen Nachbarn bewiesen? Gewiß kein Unpartheiischer wird dies behaupten wollen. Mit Maria Theresia war es allerdings etwas anders. Aber wenn diese Monarchin, wie wir nicht bezweifeln, einige Schwierigkeiten fand, die Gewaltthat mit ihren religiösen

und moralischen Grundsätzen zu vereinigen; so wurde sie durch den rastlosen Ehrgeiz des Sohnes und das Ansehen des Ministers, für dessen Staatsweisheit sie hohe Achtung hatte, hingerissen. Staatsgründe rechtfertigten bey Monarchen oft schon, was sie nach ihren eigenen Grundsätzen nicht billigen konnten. Haben doch sogar Philosophen einen Unterschied zwischen der Moral der Staaten und der Privatverhältnisse erkünsteln wollen. So, ohne Zweifel, ging es auch Maria Theresia. Man machte sie besorgt, daß Rußland und Preußen einen Theil von Polen an sich reißen, und was sie von diesem Staat noch dem Namen nach bestehen lassen möchten, doch ganz abhängig von sich machen würden. Man bemerkte, daß, wenn die Kaiserin-Königin dieses hindern wolle, sie sich nothwendig einem Kriege aussetzen müsse, dessen drückende Folgen sie so gern ihren Völkern zu ersparen wünschte, und dessen Erfolg immer sehr ungewiß wäre. Wahrscheinlich wirkte auch die Betrachtung, daß, wenn sie den beiden andern Mächten erlaube, die Republik Polen ganz nach Willkühr zu beherrschen, vielleicht gänzliche Unterdrückung der katholischen Religion in Polen davon die Folge seyn werde, deren bisherige Vorrechte durch die gewaltsamen Unternehmungen Rußlands und seine Begünstigung der Dissidenten bereits wirklich sehr

herab-

herabgesezt waren. Dieses grosse Uebel zu hindern schien Maria Theresia Gewissenssache, und es wurde ihr vorgestellt, wie sie dieses nur durch Einverständniß mit den beiden andern Mächten vermögte. Sie konnte dann wenigstens in dem von ihr in Besiz genommenen Theile Polens den Anmaaßungen der Dissidenten Einhalt thun, und auch in den übrigen Theilen zu deren Beschränkung mitwirken. Auch war es nicht schwer, der Monarchin deutlich zu machen, daß die ihr zufallenden neuen Unterthanen unter ihrem milden Zepter sich ungleich besser befinden würden, als wenn sie unter polnischer Herrschaft blieben. — Alle diese Betrachtungen wirkten auf Maria Theresia so stark, daß sie der Theilung Polens nicht allein beitrat, sondern daß, wie wir bald sehen werden, sogar der erste Anlaß dazu, doch dieses wahrscheinlich ohne ihr Wissen, aus ihrem Kabinet ausgegangen ist.

Eine zusammenhängende, authentische Geschichte der Theilung Polens fehlt uns noch. Man findet sogar in Schriften, welche eigentlich den neuern Begebenheiten dieses Landes gewidmet sind, über dieses wichtigste Ereigniß gar keine, oder nur unbefriedigende, oberflächliche Belehrung [a]). Um so sorgfäl-

a) Dies ist z. B. der Fall in der Hist. des Révolutions de

tiger muß man alle diejenige aufsuchen und vereinigen, die in Schriften enthalten, deren Verfasser man als wohl unterrichtet betrachten kann.

An der Spitze von Nachrichten, welche wir über diese Begebenheit haben, stehet billig derjenige Bericht, den uns Friedrich II selbst hinterlassen hat. Er befindet sich in dem fünften Bande seiner Oeuvres posthumes, der Berliner Ausgabe von 1788. Nach Friedrichs Darstellung hat er selbst nicht die erste Idee zu der Theilung Polens gegeben. Wollte man dieses eigne Zeugniß nicht als unpartheiisch gelten lassen, und Friedrich fähig halten, daß er lieber die Wahrheit verfälschen, als sich selbst einer Handlung habe anklagen wollen, deren Ungerechtigkeit er fühlen mußte; so bemerke ich dagegen, daß alles, was wir von der Denkungsart des Königs wissen, ein solches Verfahren von ihm durchaus nicht wahrscheinlich mache. Er bestimmte seine Geschichte für die Nachwelt; erst nach seinem

Tode

---

de Pologne depuis la mort d'Auguste III. à Paris 1776. Eben so in dem sonst mit vielem Fleiß und Kenntniß gearbeiteten Tableau de la Pologne ancienne et moderne par Malte Brun. Paris 1807. Dieser Verf. sagt p. 469, es sey wahrscheinlich, daß Friedrich die erste Idee der Theilung gegeben habe.

Tode sollte sie erscheinen. Diese würdige Bestimmung schwebte ihm immer vor. Er versichert an mehreren Stellen seiner Werke und ganz besonders nachdrücklich grade in der Vorrede zu dem Theil, welcher von diesen Begebenheiten redet [3]), daß er mit Wahrheit geschrieben habe, ohne diese auch nur in den kleinsten Umständen zu übertreiben oder zu verfälschen. Je n'ai jamais trompé personne durant ma vie, encore moins tromperai-je la posterité. Dies sind seine eigenen Worte, und ich gestehe, es ist mir unmöglich zu glauben, daß dieses Heucheley gewesen, und der König wissentlich solcher Versicherung entgegen gehandelt habe. Auch hat er in seiner Geschichte andre Fehler von sich eingestanden, die gewiß in seinen Augen bedeutender waren. Er läugnet nicht, die Theilung Polens thätigst befördert, die Langsamkeit und Unentschlossenheit der beiden andern Höfe bey der Ausführung eifrigst bekämpft zu haben; warum sollte er es verschweigen wollen, daß die erste Idee von ihm ausgegangen sey, wäre dies wirklich der Fall gewesen?

Eine nicht minder achtungswerthe Quelle ist die Geschichte der polnischen Unruhen in der neuern Zeit

 von

3) S. Tom. V. Avant propos p. 12.

von Rulhière [4]). Dieser Schriftsteller hat mit vielem Fleiß alle Nachrichten über die Begebenheiten gesammelt, welche die Theilung herbeigeführt haben. In der Lage, worin er sich befand, hatte er die beste Gelegenheit, sich sehr gut zu unterrichten. Keine Notizen, die zur Kenntniß des bey der Sache sehr interessirten französischen Hofes gekommen, sind ihm unbekannt geblieben. Seine Schilderung Friedrichs ist auch von der Art, daß wir durchaus keine Absicht, diesen Monarchen in irgend einem Betracht mit Schonung behandeln zu wollen, bey ihm voraussetzen können. Vielmehr hat er die sehr unrichtige Vorstellung, Friedrich sey mit dem Vorhaben, seine Staaten durch den Erwerb von Polnisch-Preußen innere Rundung zu geben, schon früh und während seiner ganzen Regierung beschäftigt gewesen, die Ausführung desselben habe den Hauptgegenstand seines Ehrgeizes ausgemacht. Ich halte dieses für durchaus ungegründet. Schon König Friedrich Wilhelm I hatte den Gedanken einer Theilung Polens, und deshalb eine Unterhandlung mit Kaiser Peter dem Großen angefangen, welche durch den Tod dieses Monarchen unterbrochen wurde. Auch Friedrich fühlte ohne Zweifel, was Jedem

4) Hist. de l'Anarchie de la Pologne et du Démembrement de cette République par Rulhière. à Paris 1807. 4 Voll.

Jedem in die Augen fiel, daß der innere Zusammenhang seiner Staaten durch den zwischen inne liegenden Theil von Polen unterbrochen sey; er wünschte ohne Zweifel, daß sich eine Gelegenheit darbieten möge, diesen Zusammenhang herzustellen, und, da solche Gelegenheit sich wirklich fand, benuzte er sie mit kraftvoller Thätigkeit. Aber hieraus folgt nicht, daß dieser Entwurf, dem er alles andre untergeordnet, ihn während seiner ganzen Regierung beschäftiget, daß, wie Rulhière glaubt, er diesen Entwurf, auch wider den Willen Rußlands und Oesterreichs, habe ausführen wollen. Dieses anzunehmen fehlen durchaus alle historischen Beweise, und wer darf, ohne diese, es sich erlauben, dem Könige Absichten beizumessen, über die er gegen Niemand sich geäußert, und die keine seiner Handlungen verrathen hat? Weit aussehende, in die ferne Zukunft reichende und für verwickelte mögliche Umstände berechnete Plane im Voraus zu machen, und sich viel mit ihnen zu beschäftigen, scheint nach Allem, was wir von Friedrich wissen, nicht in seinem Charakter gewesen zu seyn. Er kannte viel zu gut die stete Wandelbarkeit menschlicher Gesinnungen und den ewigen Wechsel zufälliger, nicht vorauszusehender Ereignisse, um nicht solche im Voraus gemachte Plane für sehr unnütz zu halten. Mit unnützen Dingen aber sich zu beschäftigen war nicht in seiner

Art.

Art. Er suchte das Interesse seines Staats, nach Maaßgabe der Umstände, die sich darboten, zu befördern und diese Umstände möglichst zu benutzen; er hatte auch für alle Fälle, die wahrscheinlich nahe bevorstanden, seine Parthie genommen, und war nie in Verlegenheit wegen dessen, was für ihn zu thun nüzlich und schicklich seyn konnte. Gewiß ein großes Talent eines Regenten! Friedrich besaß es im hohen Grade; dies beweiset die Geschichte seiner ganzen Regierung; aber nichts in derselben führt auf die Vorstellung, welche Rulhière sich von seiner Handlungsweise macht. Doch auch diese unrichtige Vorstellung hält diesen Schriftsteller nicht ab, bestimmt zu erklären, daß unverwerfliche Zeugnisse gar keinen Zweifel darüber lassen, Friedrich sey zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist, einzig beschäftigt gewesen, einen neuen Krieg, ohne Nachtheil seiner Ehre, zu vermeiden, und er habe damals durchaus keine Absicht gehabt, einige Theile von Polen an sich zu reißen, bis er dazu von einer andern Seite veranlaßt worden. Dieses Zeugniß ist um so wichtiger, da Rulhière sehr leicht durch seine vorgefaßte falsche Meinung hätte verleitet werden können, den Irrthum, welchen ich bestreite, zu theilen.

Ein andrer französischer Schriftsteller, dem wir über die neuere Geschichte viel Belehrung verdanken,

Flas-

Flassan (in der Hist. de la Diplomatie françaisе &c.), geht über die Theilung Polens schnell und oberflächlich weg. In der ersten Ausgabe seines Werks [5]) sagt er, Katharina II habe den Entwurf dazu gemacht, und Prinz Heinrich von Preußen sey nach Petersburg gereist, um deshalb ein Einverständniß zu treffen. In der zweiten Ausgabe [6]) legt er den Entwurf diesem Prinzen selbst bey, welcher für denselben die Genehmigung der russischen Kaiserin nur nach lebhaftem Widerstande erhalten habe. Sie fand, sagt dieser Schriftsteller, bey der Theilung gar keinen politischen Vortheil, gab zu derselben aber doch zulezt ihre Einwilligung. Diese Behauptung scheint anzudeuten, daß der Entwurf von Friedrich herkomme, der seinen Bruder mit demselben nach Petersburg gesandt habe. Dieses ist durchaus durch nichts bewiesen, und wir haben keinen Grund, es auf den Glauben eines Schriftstellers als wahr anzunehmen, der über diesen Umstand gar keine Untersuchung angestellt und keine nähere und genauere Nachrichten vor Augen gehabt hat. Wahr ist, daß der Plan zwischen der russischen Monarchin und dem Prinzen Heinrich bestimmter verabredet worden, aber Hr. Flassan unterläßt zu bemerken, was Katharina

5) S. T. VI. p. 83. 84.
6) S. T. VII. p. 84.

rina II auf die Idee gebracht habe. An einer andern Stelle seines Werks hält dieser Schriftsteller wahrscheinlich, daß bey der Zusammenkunft Friedrichs II mit Kaiser Joseph II zu Neustadt von der Theilung Polens Rede gewesen sey, ohne zu bestimmen, welcher von beiden Monarchen die Idee angegeben habe. Auch dieses anzunehmen sind keine Gründe vorhanden.

Kein Schriftsteller hat vielleicht mit größerer Zuversicht die erste Idee der Theilung Polens dem Könige beigemessen, als der Engländer Coxe in seiner Geschichte des Hauses Oesterreich 7). Derselbe versichert, als eine ganz ausgemachte Wahrheit: „Friedrich habe bey den Zusammenkünften mit Kaiser Joseph II diesem Monarchen die Theilung Polens vorge-

7) Diese Geschichte des Hauses Oesterreich ist ein schätzbares Werk, mit Fleiß, gutem Urtheil und guter Auswahl des Wichtigern geschrieben, besonders enthält es in der neuern Zeit gute Aufklärungen, die der Verfasser aus der Ministerialcorrespondenz der englischen Gesandten zu Wien geschöpft, zum Theil auf seinen Reisen gesammelt hat. Unter den Nachrichten aus lezterer Quelle sind freilich auch manche weniger zuverlässige, so wie besonders in den Zeitbestimmungen sich viele Unrichtigkeiten finden. Ich habe das Werk in der französischen Uebersezung vor mir: Histoire de la Maison d'Autriche par Coxe. à Paris 1809. Das hier Angeführte findet sich T. V. p. 356.

geschlagen, und darauf bestanden, man müsse Rußland zur Theilnahme überreden, oder auch — mit Gewalt zwingen.“ Herr Coxe behauptet, dieses gehe aus dem eigenen Berichte des Königs hervor, obgleich er gesteht, daß da, wo der König von seinen Zusammenkünften mit dem Kaiser redet, der Theilung Polens mit keinem Worte erwähnt werde. Als Beweis führt der englische Geschichtschreiber an, er wisse von Jemand, der im Gefolge des Kaisers zu Neustadt gewesen, daß bey einer Unterredung beider Monarchen die Charte von Polen auf dem Tische aufgeschlagen gewesen. Der Umstand kann wahr seyn; aber aus demselben folgt noch nicht, daß von einer Theilung dieses Landes die Rede gewesen. Wichtiger ist, daß Hr. Coxe sich auf Herzberg beruft, der selbst ihm gesagt habe: zu Neiße und Neustadt sey die Theilung verabredet, mit dem Zusatze, der König habe nachher diesen Minister deshalb um Rath gefragt, und wie derselbe sich gegen die Zulassung Oesterreichs erklärt, habe Friedrich ihn mit den Worten abgewiesen: ils partageront aussi le blâme. Ich gestehe, daß ich hier einen Misverstand irgend einer Art vermuthe, indem ich nicht gern Hrn. Coxe einer absichtlichen Entstellung der Wahrheit beschuldigen möchte. Ich selbst habe mehrmalen den gedachten Minister über die Theilung Polens vertraulich sich äußern hören,

ren, und bestimmt erinnere ich mich, daß derselbe der Verabredung zu Neiße oder Neustadt nie erwähnt, wohl aber ausdrücklich bemerkt habe: es sey über das Vorhaben der Theilung Polens Niemand um Rath gefragt, sondern der König habe nur, wie er seinen Entschluß bereits gefaßt hatte, von ihm, Herzberg, ein Gutachten über die verschiedenen Ansprüche, die an einige Theile von Polen gemacht werden könnten, verlangt. Nach allen Umständen ist es gewiß im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß Friedrich über einen Gegenstand von dieser Wichtigkeit sich früher gegen eine Macht, der er nur mit äußerster Behutsamkeit sich zu nähern so eben anfing, geäußert haben sollte, als gegen seine Bundsgenossin, mit der er gerade damals im engsten Verständniß war, daß er aber gar vorgeschlagen haben sollte, Rußlands Einwilligung allenfalls mit Gewalt zu erzwingen; — dies muß in der That Jedem, der Friedrichs Politik nur einigermaaßen kennt, ganz ungereimt vorkommen.

Eben so unzusammenhängend und in sich selbst widersprechend ist die Erzählung eines andern englischen Schriftstellers, Herrn Wraxall [8]), der in der Schil-

8) Memoirs of the Courts of Berlin, Dresden, Warsav and Vienna in the years 1777, 1778 and

Schilderung der Menschen und Sitten der Höfe, welche er selbst beobachten können, sehr interessant und unterhaltend ist, aber weniger Vertrauen verdient in den Berichten von ältern Begebenheiten, die er nach dem, was er in Gesellschaften über dieselben gehört, zusammensezt. Nach ihm ist die erste Idee der Theilung Polens ohne allen Zweifel vom preußischen Hofe ausgegangen, doch giebt er die Ehre der Erfindung nicht dem König, noch dessen Ministerio, sondern dem Prinzen Heinrich, der durch tiefes Nachdenken auf dieselbe geleitet sey. Er habe, versichert Wraxall, Mühe gehabt, seinen Bruder von der Ausführbarkeit der Sache zu überzeugen. Als aber die Bedenklichkeiten überwunden worden, hätten Friedrich und Heinrich die Ausführung mit gemeinsamem Eifer unternommen. Die Sache sey sehr von weitem her angelegt, und der Anfang damit gemacht, daß man Katharina II bewogen, nach August III Tode Polen einen von ihr abhängigen König zu geben, und dieses Land ganz zu unterjochen. Das Misvergnügen, welches hierüber bey einem Theile des polnischen Adels ent-

and 1779. by N. William Wraxall. London 1800. II Voll. Diese Erzählung steht im 2ten Bande p. 19 u. f.

entstanden, die Unzufriedenheit der Pforte, wären allein Friedrichs Werk gewesen; der endlich deshalb zwischen dieser Macht und Rußland ausgebrochene Krieg sey von ihm angefacht worden. Nachdem er dieses erreicht, habe Friedrich die Eifersucht von Oesterreich gegen Rußland aufgeregt, und bey den Zusammenkünften in Neiße und Neustadt nun die Idee der Theilung Polens vorgelegt, wovon die auf dem Tische angeblich aufgeschlagene Karte als alleiniger Beweis angeführt wird. Friedrich erhielt, nach dem Verfasser, nicht nur die Beistimmung des Kaiser Josephs, sondern auch des Fürsten Kauniß, obgleich dieser staatskluge Minister wohl eingesehen, wie überwiegend der Vortheil Preußens bey diesem Entwurfe sey, und derselbe sich deshalb lange gesträubt habe, ihn anzunehmen. Aber es sey Friedrich gelungen, diesen Minister zu gewinnen, weil er auch nicht das kleinste Mittel versäumt habe, dessen Eitelkeit zu schmeicheln. Herr Wraxall erzählt dieses so zuversichtlich, als hätte er selbst der geheimen Unterhaltung beigewohnt. Eins der kleinen Mittel, die Friedrich gebraucht, soll darin bestanden haben, daß er sehr oft Taback aus Kaunißens Dose genommen. Das folgende Jahr, erzählt Wraxall weiter, hätten nun Oesterreich und Preußen der russischen Kaiserin angedeutet, daß sie entschlossen wären, Stücke von Polen an sich zu reis-

ßen,

ßen, aber auch ihr einen Antheil bestimmt hätten, den sie ihr anriethen in Besitz zu nehmen. Wenn sie aber hiebey Bedenken fände, hätten beide Höfe zugleich erklärt, würden sie dennoch nicht minder ihren Plan verfolgen, und schon Mittel finden, die russische Kaiserin zu zwingen, ihrem Beispiel zu folgen. Katharina hierdurch erschreckt habe alle Mühe angewandt, Maria Theresia und deren Minister zu überzeugen, daß sie beide von Friedrich übel geleitet würden. Aber da alle Vorstellungen vergebens gewesen, hätte die russische Kaiserin endlich sich bequemt, an dem Raube Theil zu nehmen. — Ein Leser, der nur einigen Begriff von den damaligen Verhältnissen der drey Höfe, und überhaupt von Geschäfts-Verhandlungen hat, muß es fühlen, daß der Theilungsentwurf auf diese Weise nicht zu Stande gebracht seyn kann. Es wäre sehr überflüssig, dieses weiter aus einander setzen zu wollen, und die ganze abentheuerliche Erzählung hätte nicht einmal Erwähnung verdient, wäre nicht mit Grunde zu besorgen, daß aus solchen in der Gesellschaft aufgegriffenen Sagen, wenn sie in Büchern aufbehalten und fortgepflanzt werden, die Verfälschung ächter Geschichte entstehe, die, falls sie ohne Widerspruch bleibt, endlich für Wahrheit gilt.

entstanden, die Unzufriedenheit der Pforte, wären allein Friedrichs Werk gewesen; der endlich deshalb zwischen dieser Macht und Rußland ausgebrochene Krieg sey von ihm angefacht worden. Nachdem er dieses erreicht, habe Friedrich die Eifersucht von Oesterreich gegen Rußland aufgeregt, und bey den Zusammenkünften in Neiße und Neustadt nun die Idee der Theilung Polens vorgelegt, wovon die auf dem Tische angeblich aufgeschlagene Karte als alleiniger Beweis angeführt wird. Friedrich erhielt, nach dem Verfasser, nicht nur die Beistimmung des Kaiser Josephs, sondern auch des Fürsten Kauniß, obgleich dieser staatskluge Minister wohl eingesehen, wie überwiegend der Vortheil Preußens bey diesem Entwurfe sey, und derselbe sich deshalb lange gesträubt habe, ihn anzunehmen. Aber es sey Friedrich gelungen, diesen Minister zu gewinnen, weil er auch nicht das kleinste Mittel versäumt habe, dessen Eitelkeit zu schmeicheln. Herr Wraxall erzählt dieses so zuversichtlich, als hätte er selbst der geheimen Unterhaltung beigewohnt. Eins der kleinen Mittel, die Friedrich gebraucht, soll darin bestanden haben, daß er sehr oft Taback aus Kaunißens Dose genommen. Das folgende Jahr, erzählt Wraxall weiter, hätten nun Oesterreich und Preußen der russischen Kaiserin angedeutet, daß sie entschlossen wären, Stücke von Polen an sich zu rei-

ßen,

stücken erhalten, welche der Graf von Görz [10]), der nicht lange nach der ersten Theilung Polens preußischer Gesandter in Petersburg war, mitgetheilt hat [11]). Sie besteht aus den zwischen den theilenden

Ff 3 Sou-

---

10) Derselbe, dessen Talente und Verdienst bereits in der bayerschen Sache rühmlichst erwähnt sind. Im J. 1779 wurde er Gesandter am russischen Hofe und blieb es bis 1785, im J. 1787 ging er als churbrandenburgischer Comitialgesandter nach Regensburg und bekleidete diesen Posten mit Würde und allgemeiner Achtung bis zur Auflösung des deutschen Reichs im J. 1806.

11) Diese Sammlung ist unter dem Titel: Mémoires et actes autentiques relatifs aux négociations, qui ont précédées le partage de la Pologne tirés du portefeuille d'un ancien Ministre du 18ème Siècle 1810, ohne Druckort zu Weimar erschienen. Zu bedauern ist, nicht nur, daß viele Druckfehler oft den Sinn entstellen, sondern auch, daß die Aktenstücke nicht in besserer Ordnung abgedruckt sind. Manche Aufsätze sind ohne ein Datum, manche spätere den früheren vorgesetzt, manche zusammengehörende von einander gerissen. Der kundige Leser wird wohl thun, diese Fehler des Sammlers zu verbessern und diese Aufsätze in chronologischer Folge zu lesen, da sie nur in dieser ganz verstanden werden können und den wahren Gang der Unterhandlung deutlich machen. Ein solcher Leser wird bald finden, daß die frühesten Aktenstücke p. 100 anfangen, und daß erst nach p. 145 diejenigen folgen, mit denen die Sammlung p. 1 anhebt.

Souverains selbst gewechselten Briefen und Mémoires, und aus den officiellen Berichten der bey diesen Unterhandlungen gebrauchten Minister. Vorzüglich nach dieser leztern authentischen Quelle, doch mit Benuzung aller übrigen glaubwürdigen Nachrichten, erzählen wir nun den Hergang der Sache.

In dem 1768 ausgebrochenen Kriege erregten die siegreichen Fortschritte der Russen die Aufmerksamkeit aller Mächte, denen an Erhaltung der Pforte gelegen war, und denen die über alles Verhältniß zunehmende Vergrösserung des schon so mächtigen Russlands gefährlich werden konnte. Vor allen betrachtete Oesterreich diese Fortschritte mit lebhafter Eifersucht. Im Jahr 1769 machte Kaiser Joseph II dem Könige Friedrich II zu Neiße in Schlesien einen Besuch. Der österreichische Monarch hatte schon einige Jahre vorher gewünscht, die persönliche Bekanntschaft des von ihm sehr verehrten Königs zu machen; aber die Abneigung seiner Mutter gegen alle Näherung zu dem Erbfeinde ihres Hauses hatte nicht erlaubt, diesen Wunsch zu befriedigen. Jezt fand sie, ohne Zweifel nach dem Rathe Kaunitzens, solche Annäherung dem Staatsinteresse gemäß. Beide Monarchen unterhielten sich mit offener Herzlichkeit und gaben sich, auch nachdem sie wieder

der getrennt waren, mannichfache Beweise der hohen Achtung, die sie einander eingeflößt hatten. Im folgenden Jahre 1770 erwiederte Friedrich den ihm gemachten Besuch zu Neustadt in Mähren. Bey dieser Zusammenkunft war auch Fürst Kaunitz gegenwärtig. Er hatte lange Unterredungen mit dem Könige über die damaligen politischen Verhältnisse. Nach Friedrichs eigenem Bericht schilderte er sehr lebhaft die Gefahren, welche von der Uebermacht Rußlands für das Gleichgewicht von Europa zu besorgen seyen, und wandte alles an, um den König zu überzeugen, daß nur eine enge Verbindung Oesterreichs und Preußens solche Gefahren abwenden könne, und daß diese Verbindung dringend nöthig sey. Kaunitz erklärte bestimmt, „sein Hof werde nie zugeben, daß die russischen Heere die Donau überschritten und Rußland unmittelbarer Nachbar von Ungarn durch Erwerb der Moldau und Wallachey werde.“ Friedrich gestand die Richtigkeit dieses Raisonnements völlig ein, fand indeß gut, mit Offenheit hinzuzusetzen, wie er in nichts eingehen könne, was seinen mit der russischen Kaiserin bestehenden Verbindungen entgegen sey, welche er in jedem Fall treu erfüllen werde, so sehr er übrigens wünsche, einer weitern Ausdehnung des Krieges zuvorzukommen. Er versicherte zugleich, daß er gern alles, was von

 ihm

ihm nur abhangen könne, beitragen wolle, um den Ausbruch eines Mißverständnisses zwischen Oesterreich und Rußland zu verhüten. Dies war keinesweges blos Aeusserung der Klugheit, sondern, wie aus der ganzen Erzählung hervorgeht, die wahre Gesinnung des grossen Königs. Gewiß entging es ihm nicht, daß ein zu grosses Uebergewicht seines Alliirten für das Staatensystem von Europa gerechte Besorgniß erwecken müsse, daß besonders auch seinem Staat solches Uebergewicht dereinst sehr nachtheilig werden könne. Er fühlte ganz das Unbequeme seiner Lage, und bereits beim Anfange des Türkenkriegs dachte er auf Mittel, einer zu bedeutenden Vergrösserung Rußlands, der Ausführung seiner weitgehenden Plane gegen die Pforte und seiner despotischen Beherrschung Polens Gränzen zu setzen. Aber die Lage, worin er sich jezt befand, war schwierig. Ohne engere Verbindung mit irgend einer andern Macht, bey den Schwierigkeiten, welche er fand, sich derjenigen zu nähern, welche der natürliche Alliirte Preussens war, und bey dem durch eigne Schuld so sehr gesunkenen Einfluß eben dieser Macht mußte Friedrich alles daran gelegen seyn, die einzige Allianz, die er zu knüpfen das Glück gehabt hatte, fest zu erhalten. Er mußte es eben so sehr seiner Ehre, als seinem

poli-

politischen Interesse gemäß finden, die Verbindlichkeiten seines Bundes mit Rußland treu zu erfüllen. Friedrichs Politik war einfach und grade, eben deshalb eine wahre, seinen Verhältnissen angemessene Politik. Nicht schwankende Unentschlossenheit, nicht zweideutiges Schweben zwischen zwey zu nehmenden entgegengesezten Partheien zeigte sich in seinen Handlungen. Aller politischen Bedenken ohnerachtet war Erfüllung der Allianz mit Rußland im jetzigen Augenblick das Rechte und Nüzliche. Also zahlte er die traktatenmäßigen Subsidien, gab weise Rathschläge zu Führung des Krieges, erlaubte seinen Officieren, im russischen Heere als Freiwillige zu dienen, und versprach, wenn Oesterreich zum Vortheil der Türken sich einmischen sollte, dagegen seinen kräftigsten Beistand; er versprach dieses nicht nur seinen Allürten, sondern er verhehlte es auch dem Wiener Hofe selbst nicht. Friedrich sahe ein, daß in diesem Falle neutral bleiben zu wollen, ihn um Achtung und Vertrauen bringen werde, und zulezt das Gefährlichste von allem für ihn seyn könne. War ein neuer Krieg unvermeidlich, so wollte er ihn lieber führen, indem er die Pflichten seiner Allianz erfüllte und dadurch deren Dauer sicherte, als, dieser Allianz zuwider, neue Verbindungen mit Oesterreich eingehen, die, wie leicht vorauszusehen war, zu keinem festen

politischen System führen und höchst nachtheilige Folgen haben konnten. Bey allem dem war ihm die sich darbietende freundliche Annäherung Oesterreichs lieb, und wahrscheinlich bemerkte er nicht ohne Vergnügen die so lebhafte Eifersucht dieser Macht gegen Rußland. Katharina II mußte bey den ihr erregten Besorgnissen um so mehr das Bedürfniß seiner Allianz fühlen. Auch konnte er hoffen, daß, wenn er die Pflichten eines Bundesgenossen treu erfüllete, aber zugleich ein freundschaftliches Vernehmen mit Oesterreich unterhielt, er am leichtesten Mittel finden werde, den zu weit gehenden Unternehmungen Rußlands Gränzen zu setzen, und zugleich einem Kriege zwischen den beiden Mächten zuvorzukommen, in dem er verwickelt werden mußte. Dieses leztere zu vermeiden war damals sein höchster Zweck. Noch in Neustadt zeigte sich hierzu die Hofnung. Die dort vereinigten Souverains erhielten die wichtige Nachricht, daß sowohl die großen Siege der Russen zu Lande, als die Verbrennung der Osmannischen Flotte bey Tschesme die Pforte in die äußerste Verlegenheit gebracht, und sie bewogen habe, die Vermittlung der Höfe von Wien und Berlin nachzusuchen, um einen billigen Frieden mit Rußland zu erhalten. Am Tage nach einer wichtigen und langen Conferenz des Königs mit Kauniz kam dieser Antrag zu Neustadt

an.

an. Die Herstellung des Friedens schien jezt von den beiden Höfen abzuhängen, und ihre Vermittlung das so sehr gewünschte Mittel darzubieten, um den besorgten, zu weit gehenden Unternehmungen der Russen Schranken zu setzen und die Existenz der Pforte für die Zukunft zu sichern. Immer konnte dieselbe noch eine bedeutende Macht bleiben, wenn gleich sie wichtige Opfer bringen mußte. Daß dieses nothwendig sey, und man der russischen Kaiserin einige dem Glück ihrer Waffen angemessenen Vortheile werde zugestehen müssen, machte Friedrich dem Kaiser [22]) und dem Fürsten Kaunitz bemerklich. Dieser Minister schien auch hiervon überzeugt zu seyn; nur erklärte er, wie bey allem, was man Rußland einräumen könne, doch das Interesse seines Hofes unumgänglich erfordere, daß die Wallachey und Moldau unter türkischer Herrschaft blieben. Auch von den polnischen Angelegenheiten war in Neustadt die

Rede.

---

22) Friedrich bemerkt, dieser Monarch, einzig mit seinen militairischen Einrichtungen beschäftigt, habe sich auf Politik nicht eingelassen, sondern scherzend gesagt: „diese überlasse ich meiner Mutter.“ Auch wohnte er den Conferenzen Kaunitzens mit dem Könige nicht bey, doch fand dieser gut, von deren Resultat jedesmal dem Kaiser vollständige Kenntniß zu geben; eine Aufmerksamkeit, welche auf denselben einen sehr guten Eindruck zu machen schien.

Rede. Bereits bey der ersten Zusammenkunft in Neiße, im J. 1769, war dieses der Fall gewesen. Der König hatte von dort, unmittelbar nach einer Unterredung mit dem Kaiser, die einige Stunden gedauert, einen Kourier an seinen Residenten in Warschau abgesandt. Dieser Umstand war nicht unbemerkt geblieben und hatte zu mancherley Vermuthungen Anlaß gegeben, und in der Folge wollte man es wahrscheinlich finden, daß bereits in Neiße die Theilung Polens verabredet sey, welche einige Jahre später ausgeführt wurde. Es läßt sich aber nicht wohl denken, daß eine solche Verabredung zwischen beiden Monarchen, die hier zum erstenmal sich sahen und ohne Kaunitz waren, geschehen sey. Wäre es aber der Fall gewesen, so war wenigstens in Warschau deshalb gewiß noch mit Niemand etwas zu verhandeln. Aus der Abfertigung des preußischen Kouriers folgt nichts weiter, als daß der Kaiser Aeußerungen fallen lassen, welche den König bewogen, seinem Residenten in Warschau Instruktionen zu ertheilen, oder auch nähere Auskunft über irgend einen Gegenstand von ihm zu begehren. Bey der Neustädter Zusammenkunft im Jahr 1770 erklärte Kaunitz sich sehr nachdrücklich gegen den König über den harten Druck, welchen die Republik Polen erdulden müsse, über den von Rußland aufgedrungenen König Stanislaus

Po-

Poniatowsky und die gewaltthätig durchgesezten Veränderungen in der alten Verfassung. Aber weiter als zu allgemeinen Aeußerungen über diese Gegenstände scheint es zu Neustadt durchaus nicht gekommen zu seyn. Wäre die Idee, sich gemeinsam auf Kosten Polens zu vergrößern, auch schon damals in der Seele des österreichischen Ministers entstanden, so wurde derselben doch gegen den König von Preußen nicht erwähnt. Dies erlaubte der von diesem Monarchen so deutlich erklärte Vorsaz, sich von der russischen Kaiserin nicht trennen zu wollen, und die damals bestehende Spannung zwischen Oesterreich und Rußland nicht, und ohne Zuziehung der leztern Macht war eine Theilung Polens gar nicht denkbar. Der General Dumouriez, welcher damals vom französischen Hofe bey der polnischen Conföderation accreditirt war, versichert zwar [13]), daß bey der Zusammenkunft in Neustadt von der Theilung Polens wirklich die Rede gewesen sey. Er habe, sagt er, dieses aus einem von ihm aufgefangenen an den König von Polen gerichteten Brief in Chiffern, den er entziffert, gesehen, und nach den hieraus bey ihm entstandenen Vermuthungen habe er dem Herzoge von Choiseul eine Karte von Polen übersandt, auf welcher er die ab-

13) S. La vie du Général Dumouriez T. I. p. 223.

abzureissenden Theile ungefähr so bezeichnet, wie sie nachher wirklich von den drey Mächten in Besitz genommen worden. Diese Behauptung scheint zu unbestimmt, ist auch zu wenig begründet, um uns zu bewegen, etwas anzunehmen, was, nach dem ganzen Zusammenhange dieser Begebenheiten, und bey dem Stillschweigen des Königs, gar nicht wahrscheinlich ist. Dumouriez sagt nicht, wußte auch vielleicht nicht, von wem der von ihm erst im folgenden Jahre aufgefangene Brief geschrieben gewesen. Auch sagt er nicht, ob in dem Briefe bestimmt gesagt worden, daß die Idee einer Theilung Polens schon bey den Conferenzen zu Neustadt verabredet sey, oder ob dieses nur eine Vermuthung des ungenannten Verfassers des Briefes, oder gar nur die seinige gewesen?

Der von der Pforte geschehene Antrag der Vermittlung wurde von beiden Höfen der russischen Monarchin vorgelegt. Der König gab derselben zu erkennen, wie er selbst dieser Mediation gern überhoben wäre, und nur um Gelegenheit zu haben, ihr nüzlich zu seyn, sie annähme. Er bemerkte aber zugleich, daß, wenn die Kaiserin diese Mediation ablehnen wollte, dieses den Wiener Hof sehr beleidigen werde, und leicht ihn bewegen könne, die Parthey

der

der Türken zu ergreifen; ein Entschluß, welchen bey ihm zu bewirken der französische Hof bereits auf alle Weise sich bemühe. Auch eröffnete Friedrich seiner Alliirten, daß, wenn gleich Maria Theresia und Fürst Kaunitz nicht in der freundschaftlichsten Stimmung für Katharina wären, er doch bey dem jungen Kaiser eine lebhafte Neigung, sich auf Kosten der Osmannen zu vergrößern, bemerkt und nicht vergessen habe, diesen Monarchen aufmerksam zu machen, wie es zum Gelingen solcher Plane seines Ehrgeizes nöthig sey, sich Rußland zu nähern, wozu die jezt angetragene Vermittlung einen erwünschten Anlaß darbiete.

Katharina erkannte die Klugheit dieser Rathschläge. War sie gleich anfangs mit den sich bildenden freundschaftlichen Verhältnissen zwischen Oesterreich und Preußen nicht zufrieden gewesen; so wurde sie doch jezt überzeugt, daß Friedrich sich als treuer Alliirter bewiesen und bey der Zusammenkunft in Neustadt ihr nüzliche Dienste zu leisten bemüht gewesen sey. Sie bezeugte deshalb dem Könige ihre Dankbarkeit, und bey jeder Gelegenheit äußerte sie die höchste Achtung für ihn.

Allerdings war, wie Friedrich richtig vermuthet hatte, die Mediation der beiden Höfe Katharinen

kei-

keinesweges angenehm. Sie besorgte durch dieselbe behindert zu werden, den Frieden auf so harte Bedingungen für die Pforte abzuschließen, als sie es willens war. Doch wagte sie nicht, die Mediation völlig abzulehnen. Sie bezeugte nur den Wunsch, daß der Name und die Form einer eigentlichen Mediation vermieden werden möchte. Sie sey dieses, sagte sie, England schuldig, welchem sie für die vielen ihr während des Krieges geleisteten Dienste die größte Verbindlichkeit habe, und welches, einem gegebnen Versprechen gemäß, sie nicht vorbeigehen dürfe, sobald von förmlicher Mediation die Rede sey. Dieses, behauptete die Kaiserin, setze sie in Verlegenheit, da vorauszusehen sey, daß, sobald England zur Vermittlung zugelassen werde, auch Frankreich daran werde Theil nehmen wollen, sie aber irgend eine Einmischung dieser Macht schlechterdings nicht zugeben könne, da sie derselben ihr so abgeneigte Gesinnungen kenne. Sie bat also, daß Oesterreich und Preußen, mit Vermeidung des Worts Mediation, nur ihre freundschaftliche Einwirkung (bons offices) zur Herstellung des Friedens eintreten lassen möchten. Sie versicherte, daß sie dessen ungeachtet das Interesse ihres Reichs mit dem völligsten Vertrauen in die Hände der beiden Höfe legen werde, auch deren Meinung über die vorkommenden Angelegenheiten

alles

alles Gewicht bey ihr haben solle, wie es nur immer bey der förmlichsten Vermittlung der Fall seyn könnte.

Wirklich eröffnete Katharina nunmehr, doch zuerst an Friedrich allein, die Bedingungen, auf welche sie Frieden zu schließen geneigt sey. So sehr sie auch selbst ihre durch diese Bedingungen bewährte Mäßigung rühmte, so fand Friedrich dieselben doch höchst unmäßig und überspannt. Er verhehlte dieses seiner Bundsgenossin nicht, sondern erklärte ihr freimüthig, daß solche Forderungen nicht nur zu Constantinopel, sondern auch zu Wien nicht vorgelegt werden dürften; Oesterreich werde durch dieselben in seinen Besorgnissen über die weitgehenden Absichten der Kaiserin so sehr bestärkt werden, daß nicht Herstellung des Friedens, sondern weitere Ausbreitung des Krieges die Folge solcher Mittheilung seyn dürfte. Des Königs Vorstellungen waren so eindringend und ohne Zweifel so sehr in der Wahrheit begründet, daß Katharina ihre Bedingungen wenigstens etwas mäßigte, ehe sie dieselben in Wien vorlegen ließ. Aber auch jezt fanden sie hier noch ganz die Aufnahme, welche Friedrich voraus gesehen hatte. Kauniß erklärte, die Pforte könne unmöglich den Frieden auf Bedingungen annehmen, in denen sie

früher oder später ihren Untergang sehen müsse, aber auch dem Staatsinteresse Oesterreichs, sezte er hinzu, seyen dieselben so sehr zuwider, daß er unmöglich sie vorschlagen und unterstüzen könne.

Es würde über diese Bedingungen noch vieles hin und her geschrieben und verhandelt. Auch erklärte die Kaiserin, daß sie durchaus nicht eher auf irgend eine Unterhandlung sich einlassen werde, bis ihr zu Anfang des Krieges, nach Sitte der Pforte, gefangen genommener Gesandter Obreskow wieder in Freiheit gesezt sey. Dieses müsse allem andern vorgehen, ohne daß sie ihrer Seits sich dagegen zu irgend etwas verbindlich mache. Unterdeß schritten die Russen immer siegreich weiter. Die
1771 Krimm und die Insel Taman wurden erobert. Die Tataren verbanden sich durch einen förmlichen Traktat, nie wieder unter die osmanische Herrschaft zurückkehren zu wollen. Die Kaiserin erkannte ihre Unabhängigkeit an, und versprach sie bey derselben kräftigst zu schützen.

1772 d. 30ten März. Endlich, nachdem fast zwey Jahre seit der angetragenen Vermittlung verflossen waren, Obreskow aber, nach dem dringenden Verlangen des Wiener Hofes, die Freiheit erhalten hatte, wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen und einige Zeit nachher

alles Gewicht bey ihr haben solle, wie es nur immer bey der förmlichsten Vermittlung der Fall seyn könnte.

Wirklich eröffnete Katharina nunmehr, doch zuerst an Friedrich allein, die Bedingungen, auf welche sie Frieden zu schließen geneigt sey. So sehr sie auch selbst ihre durch diese Bedingungen bewährte Mäßigung rühmte, so fand Friedrich dieselben doch höchst unmäßig und überspannt. Er verhehlte dieses seiner Bundsgenossin nicht, sondern erklärte ihr freimüthig, daß solche Forderungen nicht nur zu Constantinopel, sondern auch zu Wien nicht vorgelegt werden dürften; Oesterreich werde durch dieselben in seinen Besorgnissen über die weitgehenden Absichten der Kaiserin so sehr bestärkt werden, daß nicht Herstellung des Friedens, sondern weitere Ausbreitung des Krieges die Folge solcher Mittheilung seyn dürfte. Des Königs Vorstellungen waren so eindringend und ohne Zweifel so sehr in der Wahrheit begründet, daß Katharina ihre Bedingungen wenigstens etwas mäßigte, ehe sie dieselben in Wien vorlegen ließ. Aber auch jezt fanden sie hier noch ganz die Aufnahme, welche Friedrich voraus gesehen hatte. Kaunitz erklärte, die Pforte könne unmöglich den Frieden auf Bedingungen annehmen, in denen sie

1772 ten, diese beleidigende Zurücksetzung, und wie der
d.21ten Sept. erste Congreß zerrissen, und bald nachher ein zwei-
d.29ten Okt. ter zu Bucharest eröffnet wurde, fanden sich auf diesem die vermittelnden Bevollmächtigten gar nicht wieder ein. Sie wurden ausdrücklich vom russischen und türkischen Gesandten ersucht, sich entfernt zu halten, doch erhielten sie das Versprechen, daß sie vom

---

ehemals königl. preuß. Gesandter bey der Pforte, unter dem Titel: „Wesentliche Betrachtungen, „oder Geschichte des Kriegs zwischen den „Osmanen und Russen in den Jahren 1768 „bis 1774 von Resmi Achmed Efendi, aus „dem Türkischen übersezt und mit Anmer„kungen erläutert. Halle und Berlin 1813" herausgegeben und damit dem Publikum ein achtungswerthes Geschenk gemacht hat. Resmi Achmed Efendi ist eben der türkische Gesandte, welcher im Jahr 1764 in Berlin war und nachher den Frieden von Kudschuck-Kainardgi abschloß. Diese Geschichte zeigt ihn, zwar von den Verhältnissen der europäischen Staaten schlecht unterrichtet, aber doch als einen Mann von guter Beurtheilungskraft, und einer Freimüthigkeit, welche besonders die von seinen eigenen Landsleuten begangenen Fehler eingesteht, vielleicht wohl gar sie übertreibt. Die Stelle von Ausschließung der vermittelnden Gesandten steht S. 179. Der kundige Uebersetzer bemerkt noch hiebey, daß die Vermittlung, auch wenn sie angenommen wäre, doch zu nichts hätte führen können, weil die Höfe von Wien und Berlin gar keinen Plan eines Friedens unter sich verabredet, und ihre Gesandten gar nicht instruirt hatten, worauf sie hinarbeiten sollten.

vom Resultat der Conferenzen unterrichtet werden sollten [15]).

Friedrich wünschte aufrichtig die Herstellung des Friedens, und er bemühte sich eifrig, die Russen zur Mäßigung, die Türken zur Annahme gemäßigter Bedingungen zu bewegen. Auch behielt er, aller Verzögerungen ungeachtet, noch lange die Hofnung, daß der Friede werde hergestellt werden, wie viele Aeußerungen in seinen vertrauten Briefen

15) Friedrich sagt, die vermittelnden Bevollmächtigten seyen darum nicht zugelassen, weil Rußland mit dem östereichischen, Thugut, während des ersten Congresses sehr unzufrieden gewesen sey. Lezteres ist wahr, und die Unzufriedenheit gründete sich darin, daß man diesen Minister beschuldigte, er bestärke durch die insgeheim verheißene Hülfe die Türken in ihrem hartnäckigen Widerspruche der Forderungen Rußlands. Aber Thugut hatte, wie wir bemerkt, auch den Conferenzen des ersten Congresses nicht beigewohnt, wenn gleich er an dessen Orte sich aufhielt. Uebrigens konnte er in Constantinopel gewiß eben so gut, oder noch besser, Rußland entgegenarbeiten, wie am Congreßorte. Die so eifrig betriebene und wirklich durchgesezte Entfernung der vermittelnden Minister scheint in der That noch mehr eine Folge der Eitelkeit Katharinens, als von wirklich politischem Nutzen gewesen zu seyn. Sie wollte bey ihren Unterhandlungen von aller Beschränkung durch fremde Mächte nicht nur frey seyn, sondern auch — scheinen.

während dieser Zeit beweisen [16]). Aber Fürst Kaunitz wollte den Frieden noch nicht. Ihn beschäftigten damals noch andere Entwürfe. Er wollte die Bedrängnisse der Pforte benutzen, um dieselbe zu Aufopferungen für seinen Hof zu bewegen. Noch ehe die Friedensunterhandlungen eröffnet waren, wurde vom österreichischen Gesandten von Thugut
1771 zu Constantinopel eine geheime Convention [17]) abge-
d. 6ten
Jul. schlossen, durch welche der Wiener Hof sich verbindlich

16) So schrieb er an d'Alembert am 17ten Sept. 1772: En qualité de prophète j'annonce la paix, quoiqu'elle ne soit point encore conclue. Am 6ten Okt. 1772: quoiqu'on machine, quoiqu'on intrigue cette paix se fera pourtant et, s'il plait au fatum, bientôt. Am 27sten desselben Monats: cette paix s'achemine à grands pas, le congrès vient à renouer les négociations et avant la fin de l'hiver les troubles de l'orient seront pacifiés. Je ne suis qu'un faible instrument dont la providence se sert pour cooperer à cette oeuvre salutaire. Les dispositions pacifiques de l'Imperatrice de Russie font tout dans cette affaire; le seul honneur qui peut m'en revenir est d'avoir soutenu les intérêts de l'Imperatrice par des négociations à Constantinople et dans d'autres Cours.

17) S. dieselbe in v. Martens Recueil T. VI. p. 154.

sich machte, alle von Rußland eroberten Provinzen wieder zu verschaffen, entweder durch Unterhandlung, oder durch den Weg der Waffen, auch einen Frieden auf dem Fuß des (für die Pforte so günstigen) Belgrader von 1739, oder doch in jedem Fall auf solche Bedingungen zu bewirken, welche der Würde der Pforte angemessen und ihrem Interesse nicht zu nachtheilig seyn sollten. Auch die Unabhängigkeit und Freiheit der Republik Polen sollten durch den künftigen Frieden gesichert werden. Gegen diese übernommenen Verbindlichkeiten versprach die Pforte:

1) für die Zurüstungen zum Kriege, welche Oesterreich machen würde, eine bedeutende Summe Geldes, nämlich 20,000 Beutel, jeden zu 500 Piaster (also zusammen 10 Millionen Piaster). 4000 Beutel sollten sofort nach Unterzeichnung dieser Convention, und die übrigen 16,000 Beutel binnen 8 Monaten gezahlt werden. Auch wenn der Wiener Hof noch überdem 2 oder 3000 Beutel zu geheimen Zwecken anzuwenden nöthig fände, wollte die Pforte sofort, auf erhaltene Nachricht, sie ersetzen. Ferner versprach die Pforte

2) einen ansehnlichen in der Convention näher be-

stimmten Strich der Wallachey an Oesterreich abzutreten;

3) eine neue Gränzbestimmung der Moldau und Wallachey gegen Siebenbürgen zu völliger Befriedigung des Wiener Hofes einzugehen;

4) im ganzen Umfange der osmanischen Herrschaft dem österreichischen Handel Befreiung von gewissen Abgaben und andere Begünstigungen zu bewilligen, auch der österreichischen Schiffahrt Sicherheit gegen alle Feindseligkeiten von Algier, Tunis und Tripolis zu gewähren.

Es wurde von Kaunitz ausbedungen, daß diese Convention vorerst noch geheim gehalten werden sollte, und dieses war auch allerdings sehr nöthig, da der Wiener Hof zu eben der Zeit, als er diese so offenbar feindseligen Verbindungen gegen den russischen Hof einging, doch demselben die stärksten Versicherungen seiner Freundschaft gab, und, wenn gleich er Herabstimmung der zuerst gemachten Bedingungen verlangte, doch, insofern diese erfolge, seine kräftige Mitwirkung zu einem Rußland vortheilhaften Frieden versprach.

Fürst Kaunitz scheint vorzüglich deshalb so zweideutig gehandelt zu haben, weil er zwar den

festen

festen Entschluß gefaßt hatte, die möglichsten Vortheile für seinen Hof aus der jetzigen Verwickelung der Angelegenheiten zu ziehen, aber noch nicht ganz eins mit sich selbst darüber war, auf welcher Seite die größten Vortheile am leichtesten zu erhalten seyn möchten. Die Verschiedenheit des Charakters und der Wünsche der Kaiserin-Königin und ihres Sohns mußte die Unbestimmtheit noch vermehren, in welcher dieser Minister wegen der zu fassenden Entschlüsse einige Zeit sich befand. Aus persönlicher Abneigung war Maria Theresia jeder Verbindung mit Katharinen entgegen; sie wünschte aufrichtig, daß den Eroberungen derselben Gränzen gesezt würden, und sie hielt die Aufrechthaltung der Pforte, welche während ihrer ganzen Regierung sich als ein guter und friedlicher Nachbar bewiesen hatte, dem Interesse ihrer Monarchie gemäß. Dabey wünschte sie aber vor allem den Ausbruch eines neuen Krieges vermieden. Konnte also der Zweck durch Unterhandlungen und Demonstrationen erreicht werden, so war dieses ganz in dem Sinn der Kaiserin-Königin; und war es möglich, durch deren Anwendung noch einige Erweiterung der Gränzen des Staats ohne Krieg zu erhalten, so war dieses der Monarchin um so angenehmer. Joseph II wünschte dagegen Krieg, um den Ruhm eines großen Feld-

 herrn,

hern, der ihm der höchste war, zu erwerben. Daneben war Vergrösserung des Staats, wenn sie ohne Krieg erhalten werden konnte, auch ihm sehr angenehm. Seine Wünsche gingen unbestimmt auf Grösse, sowohl persönliche, als des Staats, und auf des leztern innere und äussere Zunahme ohne bestimmtes Ziel und festen Plan. Jede Verbindung, sey es mit Preussen oder Russland, welche zu diesem Zwecke führen konnte, war ihm recht. Einen Krieg mit diesen beiden Mächten wünschte er nicht, und gewiss scheuete er einen Kampf mit Friedrich. Dagegen schien die Pforte diejenige Macht deren Besiegung, zumal in Verbindung mit Russland, am sichersten zu hoffen, deren Besitzungen für Oesterreich die gelegensten waren. Konnten indess einige derselben vorerst im gütlichen Wege erhalten werden, so war auch dieses dem Kaiser sehr erwünscht.

Diesen verschiedenen Neigungen seiner beiden Souverains hofte der Minister durch die mit der Pforte abgeschlossene geheime Convention Genüge zu thun. Durch die zugesicherte Hülfe ermunterte er die Pforte, sich nicht nachgiebig gegen Russlands Forderungen zu beweisen, hofte aber zugleich durch die Kunst seiner Unterhandlungen den Fall abzuwenden, dass diese Hülfe wirklich geleistet werden müsste.

Zu-

Zugleich blieb die Aussicht, durch welche er besonders Josephs Neigungen schmeichelte, daß sich in der Zukunft noch Ereignisse finden dürften, welche eine Verbindung mit Rußland gegen die Türken zu noch größerm Vortheile Oesterreichs erlauben würden, als jezt bey dem schon errungenen Uebergewicht Rußlands gehoft werden konnte. Vorerst erwarb Kauniz dem Staat einen Zuwachs an Land und eine bedeutende Summe Geldes, welche bey den erschöpften Finanzen sehr willkommen seyn mußte, und welche besonders den Kaiser noch mehr in Stand sezte, seine Armee zu vermehren und mit allen Bedürfnissen im reichsten Ueberflusse zu versehen, eine Sache, die ihm vor allem angelegen war.

Die abgeschlossene Convention blieb wirklich bis ins folgende Jahr geheim. Sie blieb es sogar gegen Frankreich, obgleich einer der Gründe, welche Kauniz zum Abschluß bewogen, der war, die Allianz mit dem französischen Hofe fest zu halten, indem er diesem, sobald er es nöthig fand, durch Mittheilung dieser Convention sein an Erhaltung der Pforte genommenes Interesse beweisen konnte. Der englische Hof erhielt zuerst Nachricht von Oesterreichs mit der Pforte eingegangenen Verbindung, und theilte sie dem russischen Hofe mit, der, äußerst verwundert

über

über die weitgehende Zweideutigkeit, doch für gut fand, die Empfindlichkeit über dieselbe zu unterdrücken, da Oesterreich eben damals schon auf einem andern Wege zu gemeinsamer Gewaltthat zu weit fortgerückt war, als daß Rußland die Ausführung der gehabten feindlichen Absichten nun noch weiter hätte besorgen dürfen.

Wirklich hatte Kaunitz schon früher den Grund gelegt, auch auf diesem andern Wege seinen Zweck, nämlich Einhalt der Fortschritte Rußlands und eigene Vergrößerung, zu erreichen. Bereits in der Mitte des Jahrs 1770 rückten österreichische Truppen in Polen ein zur Begleitung einiger Civilbeamten und Feldmesser, welche einen ansehnlichen Strich unstreitigen polnischen Gebiets durch gesezte Pfähle zu Ungarn eingränzten. Dieser eigenmächtige Schritt geschah, ohne der polnischen Regierung einige Kenntniß von demselben und den Gründen, die ihn berechtigen konnten, zu geben. Als im Monat Oktober der König von Polen deshalb bey der Kaiserin-Königin Beschwerde führte, antwortete diese erst geraume Zeit nachher, nämlich im Januar 1771: „sie sey nach „Wiederherstellung des Friedens zwischen den Russen „und Türken, und nach gänzlicher Beruhigung Po„lens gern bereit, sich über die schon lange ungewissen

„Grän-

„Gränzen zwischen Ungarn und der Republik zu ver-
„gleichen, einstweilen aber habe sie nöthig gefunden,
„sich in den Besitz einiger Distrikte zu setzen, auf
„welche sie gegründete Rechte habe, und sie werde
„auch sich nicht abhalten lassen, mit den zur Behaup-
„tung ihrer Gerechtsame angefangenen Vorkehrungen
„fortzufahren.“ Wirklich rückten die österreichischen
Truppen immer tiefer in Polen ein. Die öffentlichen
Einkünfte der besezten Distrikte wurden für Rechnung
der Kaiserin-Königin erhoben, auch die reichen Salz-
werke von Bochnia und Wielizka in Besitz genommen,
aus denen der König seine wichtigsten Einkünfte bezog.
Die Befehlshaber der Truppen erklärten, daß ihre
Monarchin die Einwohner, welche sie als ihre Unter-
thanen betrachte, gegen die Gräuel des in Polen aus-
gebrochenen bürgerlichen Krieges schützen wolle. In
der That war das Elend, welches Polen damals
erduldete, so unglaublich groß, daß dessen Einwohner
jede Art von Schutz, auch einer gewaltsam sich auf-
dringenden fremden Regierung als Wohlthat erkennen
mußten. Wenn man die Ursache dieses Elends
einen bürgerlichen Krieg nennen konnte, und
wenn die eigenen Staatsbürger keineswegs schuldlos
an demselben waren; so ist doch nicht zu verkennen,
daß allein die Einmischung der russischen Kaiserin in
die Angelegenheiten dieses Landes die Fackel des
Bür-

Bürgerkrieges entzündet hatte, und daß die unerhörte Barbarey, welche die Russen zuerst sich erlaubten und dann die andern Nachbaren nachahmten, es vorzüglich war, welche das Land so unglücklich machte. Die Güter des Adels, welcher der Conföderation anhing, wurden verheert, und jeder Strich Landes, worin die russischen Heere sich auch nur kurze Zeit befanden, ward zur völligen Wüste gemacht. Männer vom ersten Range, deren Gesinnungen und Eifer für die alte Verfassung des Vaterlandes den russischen Machthabern misfielen, wurden nach Sibirien weggeführt, Tausende von Familien geringern Standes gewaltsam in das Innere des russischen Reichs verpflanzt. Die Erbitterung, mit welcher die Unterdrückten, wo sie konnten, gegen die Russen und deren Anhänger verfuhren, war sehr natürliche Erwiederung. Der äußerste Mangel und eine wirkliche Hungersnoth war Folge der Verheerung, und dieser Mangel nebst den schlechten Lebensmitteln gaben der Pest, welche aus den türkischen Provinzen sich verbreitet hatte, Nahrung. Diese fürchterliche Krankheit diente dem Könige von Preußen zum Vorwande, um sie nämlich von seinen Gränzen abzuhalten, Truppen in die ihm zunächst gelegenen polnischen Provinzen einrücken zu lassen. Auch diese mishandelten grausam die unterdrückten Einwohner; sie nahmen

men

men ihnen Lebensmittel aller Art, Rindvieh und Pferde, zulezt auch die Jugend beiderley Geschlechts gewaltsam weg. Die jungen Bursche wurden zum Kriegsdienst gezwungen, die Mädchen mußten von den Eltern mit Vieh, Geld und Geräth, nach Vorschrift, ausgesteuert werden und wurden dann in preussischen Landen an Männer, welche sie verlangten, verheirathet [18]). So empörend diese Gewaltthat auch ist, so mögen doch die wider ihren Willen dem heimischen Boden Entrissenen noch immer minder elend gewesen seyn, als die auf demselben jeder Mishandlung barbarischer Soldaten, denen kein Einhalt ge-

18) So ungern man sich überzeugen mag, daß solche Barbarey von Friedrich wirklich verübt sey, so sind die Klagen über dieselbe doch zu laut und zu allgemein geworden, als daß man ihre Wahrheit bezweifeln könnte. Man hat behaupten wollen, diese Gräuel seyen ohne Wissen des Königs verübt worden. Aber wer, der nur irgend einen Begriff von Friedrichs Regierungsart hat, wird dieses glaublich finden? Doch ist nicht zu zweifeln, daß seine Befehle in der Ausführung noch übertrieben worden und schändliche Dinge begangen sind, die zu seiner Kenntniß nicht kamen. Gewiß plünderten manche die armen Polen nicht für den Staat, sondern für sich selbst. Befehle nur ein Machthaber eine Ungerechtigkeit, an Nichtswürdigen, die sie doppelt und dreifach verüben, wird es nie fehlen!

geschah, ausgesezt blieben. Friedrich verfolgte die Conföderirten nicht nur als König mit dem Schwerdt, sondern auch als Dichter mit Witz. In einem eigenen Gedicht [19]) suchte er ihren ohnmächtigen Widerstand, ihren fanatischen Religionseifer dem Spott und der Verachtung zu überliefern. Dieses war nicht edel noch des Königs würdig. Denn wenn gleich viele Confödirte die sehr nachtheilige Idee rechtfertigten, die er von ihnen hatte [20]), so verfochten sie doch die Unabhängigkeit des Vaterlandes und dessen alte

19) La guerre des Confédérés in sechs Gesängen. In dem Supplements aux Oeuvres posth. Cologne (Berlin) 1789. T. I. ist es aufbehalten. Dieses Gedicht ist ohne poetischen Werth. Auch gesteht der König, daß er in der Schilderung der Conföderirten sich alle Freiheit erlaubt habe, die man dem Dichter gestattet. Als d'Alembert sich bey ihm erkundigte, ob es wahr sey, daß, wie im Gedicht gesagt wird, der Bischof von Krakau statt aller Bibliothek nur ein Gemählde der Pariser Bluthochzeit habe, antwortete Friedrich, er vermöge nicht dafür zu stehen, aber es könne doch so seyn.

20) Daß er diese wirklich hatte, sieht man aus des Königs vertrauten Briefen. So schreibt er an d'Alembert: ils agissent avec imprudence, combattent avec couardise et ne sont capables que du genre de crimes, que des laches peuvent commettre. S. Oeuvres posth. T. XI. p. 135.

alte Verfassung gegen eine Unterdrückerin, welche gewiß nicht die Absicht hatte, die Gebrechen dieser Verfassung zum Besten der Polen zu verbessern.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß in den von den Oesterreichern besezten Landestheilen die Einwohner verhältnißmäßig minder geplagt wurden. Diese Besetzung geschah in der Absicht, um das Land zu behalten, man wollte es also nicht verheeren. Man schleppte die Einwohner nicht gewaltsam fort, weil man sie mit ihrem Boden dem eigenen Staate einverleibte. Von den österreichischen Truppen wurde eine bessere Disciplin beobachtet, als von den Preußen und Russen.

Nur gegen die Conföderirten wurde jezt das Benehmen des Wiener Hofes ganz geändert. Dieser hatte sie bisher so behandelt, daß man allgemein glaubte, er billige ihre Sache und werde sich noch dereinst öffentlich für sie erklären. Es war ihnen erlaubt worden, sich in den österreichischen Landen aufzuhalten, dort Waffenplätze und Magazine zu errichten, von da aus ihre Anfälle gegen die Russen in Polen vorzunehmen und gegen deren Verfolgung wieder in jene Lande, als sichern Zufluchtsort, sich zurückzuziehen. Sie hatten ihre Manifeste in Ungarn drucken lassen und von dort verbreiten dürfen.

Man glaubte überdem allgemein, daß die Conföderirten von der österreichischen Regierung Waffen und Geldunterstützung erhielten, und alle diejenige, welche der französische und auch der sächsische Hof ihnen zufließen ließ, ging durch Wiener Handelshäuser. Auch Kaiser Joseph selbst hatte im Jahr 1769 zu Eperies sich mit einigen Häuptern dieser Parthey unterredet und ihnen Achtung bezeugt. Aber vom Ende des Jahrs 1770 an wurden alle bewaffnete polnische Haufen von den österreichischen Truppen feindlich behandelt, und diese vereinten sich zulezt mit den Russen und Preußen, um die Conföderirten überall zu verfolgen und zu verjagen. Bey alledem gab der Wiener Hof keine Erklärung, was er eigentlich in Absicht der Angelegenheiten Polens wolle.

Wirklich ist es nach allem, was geschah, schwer zu urtheilen, ob Fürst Kaunitz keinen andern Zweck hatte, als die jetzige Hülflosigkeit dieses unterdrückten Staats zu benutzen, um einen an Ungarn gränzenden Strich Landes ihm abzunehmen? ob er sich schmeichelte, daß Rußland, unter Bedingung des ihm dagegen bey dem Vermittlungs-Geschäft zu beweisenden guten Willens, diesem nicht widersprechen werde, und daß man, je nachdem man sich mit Rußland

land verstehe, jene Vergrösserung minder oder mehr ausdehnen könne? oder ob Kauniß schon damals den Gedanken nährte, daß Rußland und Preußen sein Beispiel nachahmen und dadurch ihn berechtigen werden, noch ein grösseres Stück von Polen an sich zu reißen?

Mag lezteres dieses Ministers Absicht gewesen seyn, oder nicht, immer bleibt es gewiß, daß die von ihm verübte Gewaltthat die erste war, und daß sie zu den mit den beiden andern Mächten verabredeten noch weiter gehenden Unternehmungen Anlaß gegeben hat. Das eigenmächtige gewaltthätige Verfahren Oesterreichs machte allgemeines Aufsehen, die Zusammenziehung von noch immer mehrern Truppen in Ungärn erregte noch ängstlichere Besorgnisse bey der Regierung von Polen. Sie wandte sich an die russische Kaiserin und suchte Hülfe, indem sie sich schmeichelte, diese Monarchin werde es wenigstens sich allein vorbehalten, Polen zu unterdrücken und ein Gleiches nicht auch andern Nachbaren gestatten.

Katharina II erhielt die Nachricht zu Anfang des Jahrs 1771, als Prinz Heinrich von Preußen ihr einen Besuch machte, den Friedrich veranlaßt hatte, um die Kaiserin zu gemäßigtern Bedingungen des

Friedens mit der Pforte zu bewegen, und besonders den Ausbruch eines Krieges mit Oesterreich abzuwenden. Indem die Kaiserin dem Prinzen die Nachricht mittheilte, sezte sie hinzu: „Polen scheine ein Land, „in dem man sich nur bücken dürfe, um etwas zu „nehmen. Wenn Oesterreich sich Stücke dieses Lan„des zueignen wolle, so hätten ja die Nachbarn „Recht, ein Gleiches zu thun.“ Diese Aeußerung fing Feuer bey dem Prinzen. Er bemühte sich, die Kaiserin zu überzeugen, daß in dem, was ihr so leicht scheine, grade das glückliche Mittel liegen möge, ihren Ehrgeiz auf eine Art zu befriedigen, die ihrem Reich kein Opfer mehr kosten und sie nicht in Gefahr setzen werde, neue weit aussehende Kriege führen zu müssen. „Sie könne, sagte Heinrich, sich in den „Friedensbedingungen gegen die Pforte großmüthig „beweisen, wenn die Republik Polen gezwungen wür„de, die dem russischen Reiche gelegensten Provinzen „abzutreten, die diesem vielleicht mehr werth seyn „dürften, als was den Türken zu nehmen sey. Ein „Gleiches könne Oesterreich und Preußen zugestanden „werden. Jenes Vergrößerung auf Kosten Polens „habe weit weniger Bedenken, als wenn man ihm „osmanische Provinzen zugestehen wolle, bey deren „Auswahl immer das Interesse Rußlands und Oe„sterreichs in Collision kommen werde. Daß aber

„auch

„auch Preußen einen verhältnißmäßigen Zuwachs er„halten müsse, erfordere die Billigkeit, welche selbst „Oesterreich nicht verkennen werde, und die Behaup„tung des Gleichgewichts zwischen den beiden Mäch„ten. Auch biete sich hier das Mittel dar, um den „freundschaftlichen Wunsch zu befriedigen, welchem „die Kaiserin bereits dem Prinzen geäußert, den „König für die Aufopferung entschädigen zu können, „mit der er die Pflichten seiner Allianz erfülle. Dies „könne am besten geschehen, wenn man einige Stücke „von Polen mit dem preußischen Staat verbinde, „und diesen dadurch noch fähiger mache, auch in der „Folge sich als einen nüzlichen Bundesgenossen Ruß„lands zu bewähren.“ — Der Prinz betrieb die Sache mit so viel Eifer, daß er der Kaiserin bald eine Charte von Polen vorlegte, auf welcher die Theile, welche jede der drey Mächte sich zueignen könnte, angedeutet waren. Er verfehlte ohne Zweifel nicht, auch hiebey zu bemerken, daß die übrig bleibende Republik Polen noch immer groß genug sey, um die drey Mächte gehörig aus einander zu halten, auch, daß der Kaiserin Einfluß in dieser sogenannten Republik immer der bedeutendste seyn werde, und deren innere und äußere Verhältnisse ganz von ihrem Willen abhängig bleiben würden. Höchst vermuthlich unterließ der Prinz eben so wenig auch noch darauf aufmerk-

sam zu machen, daß, wenn die Kaiserin für diesen Augenblick sich entschlösse, ihren Entwürfen gegen die Pforte Schranken zu setzen, es doch in der Zukunft an Gelegenheit nicht fehlen werde, auf dieselben wieder zurückzukommen, daß aber die Klugheit erfordere, vorerst diejenigen Vortheile anzunehmen, welche die Beraubung eines Nachbars darbiete, der keinen Widerstand zu thun im Stande sey, und von keiner Seite Beistand hoffen könne.

So einleuchtend diese Vorstellungen auch waren, so entging doch natürlich Katharinen die Bemerkung nicht, daß sie jezt wirklich ganz Polen schon als eigne Provinz beherrsche, daß sie die gegründete Aussicht habe, nach glücklicher Durchsetzung ihrer Entwürfe gegen die Pforte, ihre Herrschaft über Polen noch vollendeter auszubilden, seiner Verfassung eine ihr beliebige Form ohne Zuziehung andrer Mächte zu geben, oder auch vielleicht dieses Land ihrem Reiche völlig einzuverleiben, daß also, wenn sie jezt dem Wiener und Berliner Hofe erlaube, Stücke dieses Landes an sich zu reißen, dieses eigentlich nur Verminderung ihrer eigenen Vortheile sey. Doch vermuthlich fühlte die Kaiserin dieses alles nur dunkel. Prinz Heinrichs Beredsamkeit ließ Betrachtungen dieser Art nicht zur Deutlichkeit kommen. Auch wirkte von der

andern

andern Seite der Gedanke, daß, wenn Oesterreich, wie es den Vorsatz zu haben schien, in seinen angefangenen Unternehmungen gegen Polen fortfahre und Preußen sie nachahme, die Kaiserin entweder beitreten oder dagegen kämpfen müsse, ein solcher Kampf aber sie ihres Alliirten berauben und in neue Händel verwickeln werde, die sie von der Verfolgung ihrer Plane gegen die Türken weit mehr abziehen würden, als wenn sie jezt deren vollständiger Ausführung einigen Aufschub gäbe. Kurz, Katharina wurde hingerissen, sie genehmigte die Idee des Prinzen und erlaubte ihm, dieselbe als die ihrige dem König, seinem Bruder, mitzutheilen. Dieser sah sofort in der Idee einer Theilung Polens das glücklichste Mittel, dem ihm so unangenehmen Ausbruch eines Krieges zwischen Oesterreich und Rußland vorzukommen; auch entgingen ihm die großen Vortheile nicht, welche für seinen Staat daraus erwachsen mußten. Diese, so wie die Vortheile Oesterreichs, stellten sich in der That so bedeutend dar, und die Kaiserin schien dagegen aus den vorhin angedeuteten Gründen verhältnißmäßig so wenig zu gewinnen, daß Friedrich anfangs die Idee nur für einen augenblicklichen Einfall hielt, den die Nachricht von Kaunitzens Verfahren und seines Bruders Beredsamkeit hervorgebracht habe,

 der

der bey kälterer Ueberlegung, und wenn Panin [21]) gehört sey, wieder zurückgenommen werden würde. Nur wie er sich überzeugt hatte, daß dieses der Fall nicht sey, ließ er sich in ernstliche Unterhandlung ein. Der russische Staats-Minister war, wie Friedrich vermuthet hatte, dem Gedanken nicht geneigt, weil eine Zersplitterung Polens mit allen frühern Erklärungen seines Hofes in ganz offenbarem Widerspruch sey. Doch ging er in den Gedanken ein, da er den entschiedenen Willen seiner Monarchin sah, unter der Bedingung, daß der König von Preußen den Beitritt Oesterreichs bewirke. Friedrich übernahm dieses.

Kaunitz stellte bey der ersten Eröffnung die Sache als ungemein schwierig vor und äußerte die Besorgniß, der Versuch einer Theilung Polens werde zu

21) Graf Nikita Panin war geboren 1718. Nachdem er in Gesandtschaftsposten, besonders in Schweden, wichtige Dienste geleistet, wurde ihm 1759 die Erziehung des Großfürsten Paul vertrauet. Er wirkte 1762 zu der Thronbesteigung von Katharina II. mit. Diese Monarchin stellte ihn an die Spitze der Geschäfte als Reichskanzler und vertraute ihm besonders das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Er befestigte durch Klugheit den mächtigen Einfluß, den Katharina in Europa erwarb, nur in seinen lezten Jahren sank sein Ansehen bey derselben. Er starb im J. 1783.

zu unabsehbaren Verwickelungen führen. Ohne Zweifel wollte dieser Minister noch zunächst absehen, welchen Gang das Friedensgeschäft nehmen dürfte, und ob er vielleicht durch Unterstützung der Pforte noch größere Vortheile werde erreichen können. Diejenigen, welche durch Beraubung Polens zu erhalten waren, konnten ihm nun nicht mehr entgehen, da Katharina und Friedrich deshalb eins waren, aber zur Ausführung Oesterreichs Beitritt nöthig erachteten; auch wollte Kaunitz durchaus den Schein vermeiden, als sey die Idee von ihm ausgegangen; er wollte sich dieselbe lieber von Andern aufdringen lassen, um das Gehässige auf diese Andern werfen zu können, auch vielleicht, um Maria Theresens Gewissensskrupel desto besser zu besiegen [22].

22) Daß Kaunitz gleich anfangs, wie er die Idee gefaßt, sie noch nicht der Kaiserin-Königin, deren Abneigung er voraussehen konnte, mitgetheilt, auch bey der ersten Besitznahme polnischen Gebiets ihr noch nicht gesagt habe, wohin er damit ziele, scheint mir aus einem Umstande, den Flassan aufbewahrt hat, gefolgert werden zu können. — Die Monarchin versicherte nämlich (nach Flassan Hist. de la Diplomatie franc. 2te Ausgabe T. VII. p. 196.) den französischen Bothschafter Breteuil im Jahr 1775, „daß die Thei„lung Polens ihr den größten Kummer gemacht, und „den

Friedrich durchschauete den österreichischen Minister; er hielt sich fest überzeugt, daß derselbe den schon gethanen Schritt nicht zurücknehmen werde, und er versicherte den russischen Hof, Oesterreich werde, wenn es die beiden andern Höfe zur Ausführung entschlossen sehe, gewiß nicht zurückbleiben. Dies wurde erfüllt und Kauniß that recht große Schritte. Aber ehe er sie that, wollte dieser Minister, daß auch der russische Hof an ihn unmittelbar etwas über die Sache gelangen lassen sollte. Da dieses nicht so bald geschah, als er erwartet hatte, fand Kau-

„den Fürst Kauniß gezwungen habe, ganz wider seinen „Charakter zu handeln, und sogar seinen Ruf zum Opfer „zu bringen, indem ihm fälschlich ein Plan beigemessen „werde, dem er sich, so lange es irgend möglich, mit „allen Kräften widersezt habe, und nur, durch den Drang „der Umstände gezwungen, ihm endlich beigetreten sey.“ „Um die Sache zu vereiteln, sagte Maria Therese, „habe sie sogar für ihren eignen Antheil ganz übertrie„bene Forderungen gemacht, in der gewissen Erwartung, „der König von Preußen und die Zaarin würden diesel„ben verwerfen, und es werde darüber die ganze Sache „sich zerschlagen. Aber zu ihrem größten Erstaunen und „bittersten Schmerz sey Alles, was sie gefodert, bewil„ligt.“ Wir wollen nicht bezweifeln, daß die Monarchin sich von der Wahrheit dessen überzeugt hielt, was sie sagte. Aber wie sehr sie getäuscht worden, ergiebt der hier erzählte wirkliche Gang der Sache.

Kauniz endlich gut, sich selbst, zwar mit großer Vorsicht, doch so hinlänglich deutlich über seine Absichten zu eröffnen, daß der russische Hof zur Erklärung gebracht werden mußte. Dieses geschah im Oktbr. 1771. Kauniz gab dem russischen Gesandten, Fürsten Gallizin, unter vielen Freundschafts-Versicherungen zu erkennen, wie die Friedens-Bedingungen der Kaiserin, wenn gleich sie dieselben etwas ermäßiget, doch noch immer von der Art seyen, daß sein Hof sie unmöglich unterstützen könne, weil diese Bedingungen, vorzüglich die Unabhängigkeit der Krimm und die Abreißung der Moldau und Wallachey, theils von der Pforte nie angenommen werden könnten, theils dem eigenen Staatsinteresse Oesterreichs so sehr zuwider wären, daß dieses sich ihrer Annahme widersetzen müßte, auch wenn die Pforte zu derselben durch fortgehendes Kriegsunglück gezwungen werden sollte. Er that dagegen andre Vorschläge, welche von den russischen sehr verschieden waren, und nach denen die Kaiserin ihre Hauptzwecke aufgeben mußte. Diese Vorschläge, versprach Kauniz, werde sein Hof kräftigst unterstützen, und nach dem vertraulichen Einverständniß, welches zwischen ihm und der Pforte jezt bestehe, glaube er gut dafür sagen zu können, daß auf diese Bedingungen, sobald sie die Kaiserin genehmige,

der

der Friede abzuschliessen seyn werde. Doch könne, sezte Fürst Kauniz hinzu, seine Monarchin, nur unter der ausdrücklichen Bedingung ihre Mitwirkung versprechen, daß Rußland sich verbindlich machte, Polen unvermindert in seinem jezigen Umfang zu erhalten, und durchaus keinen Theil dieses Landes, weder für sich selbst, noch für irgend eine andre Macht, verlangen zu wollen. Diese Aeusserung beweiset, daß Kauniz sehr gut wußte, was Rußland und Preussen unter sich über Polen bereits verabredet hatten. Wirklich war er ja schon von Friedrich, wie dieser es uns selbst sagt, hiervon, nach des russischen Hofes Wunsche, völlig unterrichtet. Aber Kauniz wollte, daß lezterer Hof sich selbst gegen ihn eröffnen und ihn zu der Theilnahme an der Beraubung Polens einladen sollte. Er stellte sich also von nichts zu wissen [23]), und warf diese Aeusserung

23) Durch Zusammenhalten der in Friedrichs Bericht und in den Görzischen Aktenstücken enthaltenen Umstände ergiebt sich dieser Gang der Sache ganz deutlich, und durch ihn wird zugleich der scheinbare Widerspruch aufgehellt, da der König erzählt, er habe, nach dem Verlangen des russischen Hofes, dem Wiener die erste Eröffnung von der Sache gemacht, nach den Aktenstücken aber diese erste Eröffnung vom russischen Gesandten, auf die von Kauniz gegebne Veranlassung, geschehen ist. Des Königs Erzählung ist ganz richtig, nur

rung gegen Gallitzin hin, um den russischen Hof zum Reden zu bringen; um diesen Zweck desto gewisser zu erreichen, sezte Kaunitz noch hinzu: so sehr sein Hof aber auch die Unzertrennlichkeit Polens erhalten wissen wolle, so sey er dennoch entschlossen, einen Strich dieses Landes, der ehemals zu Ungarn gehört habe und in frühern Zeiten an Polen verpfändet sey, nämlich die Herrschaft Zips, gegen Rückzahlung der Pfandsumme, wieder zurückzunehmen, welches eine in allen Rechten sehr erlaubte Handlung sey, und durchaus nicht als Verletzung der Gerechtsame der Republik angesehen werden könne, der man übrigens alle andere jezt von österreichischen Truppen besezte Landstriche, an welche man keine Ansprüche habe, zurückgeben werde. Noch müsse er bemerken, daß die alte Verfassung Polens zwar aufrecht erhalten werden müsse, doch könne man ihr einige Modifikationen geben, wie sie dem Interesse der Nachbarn gemäß befunden würden. Es komme nur, schloß er, darauf an, sich über

---

nur verbarg Kaunitz gegen Gallitzin seine Kenntniß, um ihm einen Antrag seines Hofes abzulocken, und um sagen zu können, daß ihm der Beitritt abgedrungen sey. Dies war ihm selbst bey Maria Theresia wichtig. Um die Schleichwege der kunstvollen Politik dieses Ministers zu erklären, muß man sein Verhältniß gegen seine beiden Souverains immer im Auge behalten.

über solche Modifikationen zu vereinigen, dann würde Oesterreich sehr bereit seyn, mitzuwirken und die Polen zur Annahme einer gutgefundenen Constitution zu bewegen, und, wenn es nöthig, zu zwingen.

Diese Eröffnungen machten in St. Petersburg natürlich großen Eindruck; man sahe hier nun, wohin Kauniz, der von den Gesinnungen der Kaiserin durch Preußen schon so gut unterrichtet war, zielte, und hielt nöthig, ihm auf halben Wege entgegen zu kommen. Panin ließ deshalb durch den russischen Gesandten in Wien den Widerspruch bemerklich machen, wenn der Wiener Hof Polen zwar unvermindert erhalten, aber dennoch ein Stück dieses Landes, wider Willen der Republik, an sich bringen wolle. Es gäbe keinen Staat, sagte der russische Minister, der nicht alte Ansprüche an seine Nachbaren machen könne, und jeder sey natürlich berechtigt, zu gelegener Zeit solche Ansprüche geltend zu machen. Auch Rußland, auch Preußen haben an Polen Ansprüche, eben so gut als Oesterreich, und wenn lezteres jezt von den seinigen Gebrauch machen wolle, so erfordere die Billigkeit und die vom Fürst Kauniz so sehr empfohlne Behauptung des Gleichgewichts, daß die beiden andern Mächte

eben

noch einem andern Nachbar, der Land zu viel habe, etwas abnehmen, dessen Einwilligung, wenn die drey Höfe ganz eins unter sich wären, wol zu erzwingen seyn würde. Als Gallitzin, über diese lezzere Aeußerung befremdet, erwiederte, dieser andre Nachbar könne doch wol kein andrer, als die Pforte seyn, erklärte Kaunitz ausdrücklich, er meine allerdings nur diesen Nachbar, und autorisire den Gesandten, auch diesen Gedanken seinem Hofe mitzutheilen.

Dieser Vorschlag zu gemeinsamer Beraubung, sowohl Polens als der Pforte, geschah sechs Monate nachdem Oesterreich seinen Beystand, zu Behauptung aller Besitzungen der Pforte und zu Wiedereroberung der durch Rußland entzogenen, feyerlich versprochen oder vielmehr verkauft hatte. Gerade zu eben der Zeit [24]), wie Kaunitz diesen Vorschlag that, erhielt Panin die Abschrift der am 6ten Jul. 1771 abgeschlossenen geheimen Convention. Er

24) Dies Zeitverhältniß erhellet aus einem Briefe des Grafen Panin, in den Mémoires et actes authentiques etc. p. 234 vom Jul. 1772, worin dieser Minister sagt, er habe vor sechs Monaten (also im Januar) auf einem Seitenwege (es war England gemeint) eine Abschrift der Convention erhalten.

cher sein Hof in den von dem Grafen Panin angegebnen Grundsätzen einer zu beobachtenden völligen Gleichheit sehr bereit sey. Er erbat sich nur baldige Eröffnung, auf welche Theile von Polen die Absichten von Rußland und Preußen gerichtet seyen, und versprach dann sofort, die nach jenen abzumessenden Forderungen seines Hofes anzuzeigen. Um dieses Verständniß möglichst zu beschleunigen, wollte Kauniß auch sofort an den König von Preußen deshalb sich wenden. Er empfahl die vertraulichste Offenheit zwischen den drey Höfen und möglichste Beschleunigung der Unterhandlungen, welche zu glücklicher Vollendung des Geschäfts nöthig wäre. Auch empfahl er sehr das vollkommenste Geheimniß, damit besonders weder Frankreich noch England Kenntniß von den Absichten der drey Höfe erhielten, zu deren Vereitlung jene beiden Mächte gewiß Alles aufbieten würden. Um jedes Misverständniß zu verhüten, hatte Kauniß selbst das Wesentliche seiner Unterhaltung mit dem russischen Gesandten in dessen Namen schriftlich entworfen, und bat ihn, den Aufsaß, welchen er ihm zustellte, seinem Hofe vorzulegen. Doch sezte er mündlich noch hinzu: sollten sich Schwierigkeiten finden, um durch dasjenige, was man der Republik Polen abnehmen wolle, drey völlig gleiche Theile zu bilden, so könne man auch

noch

noch einem andern Nachbar, der Land zu viel habe, etwas abnehmen, dessen Einwilligung, wenn die drey Höfe ganz eins unter sich wären, wol zu erzwingen seyn würde. Als Gallitzin, über diese leztere Aeußerung befremdet, erwiederte, dieser andre Nachbar könne doch wol kein andrer, als die Pforte seyn, erklärte Kauniz ausdrücklich, er meine allerdings nur diesen Nachbar, und autorisire den Gesandten, auch diesen Gedanken seinem Hofe mitzutheilen.

Dieser Vorschlag zu gemeinsamer Beraubung, sowohl Polens als der Pforte, geschah sechs Monate nachdem Oesterreich seinen Beystand, zu Behauptung aller Besitzungen der Pforte und zu Wiedereroberung der durch Rußland entzogenen, feyerlich versprochen oder vielmehr verkauft hatte. Gerade zu eben der Zeit [24]), wie Kauniz diesen Vorschlag that, erhielt Panin die Abschrift der am 6ten Jul. 1771 abgeschlossenen geheimen Convention. Er

24) Dies Zeitverhältniß erhellet aus einem Briefe des Grafen Panin, in den Mémoires et actes authentiques etc. p. 234 vom Jul. 1772, worin dieser Minister sagt, er habe vor sechs Monaten (also im Januar) auf einem Seitenwege (es war England gemeint) eine Abschrift der Convention erhalten.

Er zweifelte anfangs an deren Aechtheit, die ihm indeß auch bald vom russischen Gesandten in Wien bestätiget wurde. Obgleich man in St. Petersburg gut fand, diese erhaltene Kenntniß der bösen Absichten des Wiener Hofes einstweilen für sich zu behalten, und obgleich man zweifelhaft war, in wiefern dieser Schritt eine Folge der zweideutigen Politik Kaunitzens, oder des Zwanges sey, in welchem dieser Minister sich gegen Joseph II befinde; so war auf allen Fall doch nun alles Vertrauen zu einem Hofe vernichtet, der so widersprechend mit sich selbst zu handeln fähig war. Panin empfahl dem russischen Gesandten in Wien, in Verbindung mit dem preußischen alle Schritte Kaunitzens mit dem äußersten Mistrauen zu beobachten, und auf dessen Versicherungen von nun an gar nicht mehr zu bauen. So verlor dieser Minister das Zutrauen des Hofes, mit dem er wichtige Geschäfte gemeinsam betreiben wollte, in dem Augenblicke, worin er dieses Zutrauens am meisten bedurfte. Auch in der Achtung des osmanischen Hofes sezte sich der österreichische sehr herab, da er die Ratifikation der von ihm so sehr betriebenen Convention weigerte und, obgleich er wirklich einen Theil der zugesicherten Geldsumme bereits erhalten hatte, dennoch nichts that, um den Inhalt zu erfüllen, vielmehr

jezt

jezt die Forderungen Rußlands, wenn gleich mit wenigem Nachdruck, unterstüzte und sich mit dieser Macht endlich zur Theilung Polens verband, dessen Aufrechthaltung einer der Punkte jener Convention gewesen war. Bey diesen Gesinnungen aller Theile konnte des Wiener Hofes Mitwirkung bey dem Friedensgeschäft nicht bedeutend seyn; er kam vielmehr oft in große Verlegenheit; er sah sich bald genöthigt, von Rußland noch Ermäßigung eben der Bedingungen zu verlangen, zu deren Unterstüzung er sich vorher verbindlich gemacht hatte, bald mußte er sich beklagen, daß dem preußischen Hofe ein größeres Vertrauen wie ihm bewiesen werde. Dies war die Folge des Verfahrens eines Staatsmannes, dessen große Geschicklichkeit in Leitung der Geschäfte in ganz Europa geglaubt und bewundert ist! Wahrlich er verdankt diese Bewunderung allein der Dunkelheit, in welche er seine Handlungen zu hüllen gewußt hat! Wie ganz anders erscheint dagegen das Benehmen Friedrichs; er erklärte der Kaiserin freymüthig und mit Gründen, daß sie ihre Friedensbedingungen herabstimmen müsse, aber er beförderte treu und standhaft ihr Interesse, wie er es versprochen hatte. Obgleich der König der offene Alliirte Rußlands war, bewies die Pforte doch mehr Vertrauen zu ihm, als zu Oesterreich, das

mit ihr ein geheimes Bündniß eingegangen war, weil sie richtig einsah, daß Friedrich in der Lage, worin er war, so handelte, wie er mußte, und weil in seinen Handlungen nichts Zweideutiges noch Verstecktes war. Auch wie der Gedanke einer Theilung Polens zuerst eröffnet wurde, verhehlte der König gar nicht, wie überaus willkommen ihm derselbe sey. Er betrieb mit Eifer die Ausführung, aber er suchte nichts zu erschleichen. Der einzige Punkt, um den er in der Unterhandlung mit Rußland lange kämpfte, war der Besitz von Danzig und Thorn. Die Kaiserin hatte sich bewegen lassen, die Verfassung und Freiheit dieser Städte zu garantiren. Ihrer Ehre, so wie ihrem Interesse lag daran, daß sie nicht Preußen überlassen würden; auch England, da es die Theilung Polens nicht abwenden konnte, wandte alles an, um die Kaiserin wenigstens in diesem Punkt standhaft zu erhalten, daß Danzig, der Hauptsitz des Ostsee-Handels, nicht dem König von Preußen überlassen würde. Dieser sah ein, daß der Besitz des Weichselstroms und der Mündung desselben, auch ohne Danzig, den Ostseehandel in seine Hände gebe, und auch diese Stadt in der Folge ihm nothwendig zufallen müsse; er wollte also um eines eigentlich nur aufgeschobenen Nebenvortheils willen nicht den wichtigern

fah-

fahren lassen und über einen Gegenstand, der die Eitelkeit seiner Alliirten interessirte, nicht mit derselben sich entzweien.

Sofort nach der vertraulichen Eröffnung gegen den russischen Gesandten hatte Kauniz, seinem Versprechen gemäß, auch dem Könige von Preußen die Bereitwilligkeit Oesterreichs, sich mit ihm und der russischen Kaiserin zur Theilung Polens zu verbinden, förmlich erklärt und Friedrich um die Eröffnung des Umfangs seiner Forderungen ersucht. Der König erwiederte mit großer Offenheit, die Idee einer Theilung Polens sey, unter vorausgesezter Beistimmung Oesterreichs, von der russischen Kaiserin seinem Bruder Heinrich mitgetheilt, und bey den daraus für seinen Staat entstehenden Vortheilen habe er sehr gern dieser Idee Beifall gegeben; sein Antheil werde in Polnisch-Preußen und Ermeland bestehen, doch sey gut gefunden, Danzig und Thorn auszunehmen, und eben so auch die Stadt Krakau mit ihrem Gebiet bey Polen zu belassen. Der Wiener Hof werde also in den zunächst an Ungarn gränzenden fruchtbaren Provinzen die ihm gelegensten Distrikte für sich auswählen können. Der österreichische Gesandte, Baron van Swieten, auf diese Aeußerung bereits vorbereitet, erwiederte,

daß, wenn sein Hof bey der Ausnahme von Krakau sich nicht über das karpathische Gebürge werde ausdehnen dürfen, für ihn kein Antheil herauskomme, wie ihn das angenommene Princip völliger Gleichheit unter den drey Mächten fordere, er sey deshalb beauftragt, vorzuschlagen, daß der König die Grafschaft Glaz nebst dem in Böhmen eingeschlossenen Theil von Oberschlesien dem Wiener Hofe abtreten und sich durch ein verhältnißmäßiges ihm gelegnes Stück von Polen für diese Abtretung entschädigen möchte. Lebhaft verwarf der König diesen Vorschlag, und erklärte, daß er nicht das Mindeste von seinen Landen abtreten werde. Swieten antwortete, wie sein Hof durchaus nichts verlange, was dem Könige misfallen könne, und daß also von jenem Vorschlage nie wieder die Rede seyn werde, dagegen erwähnte er als einer nur ihm eigenen Idee, die er ohne Auftrag äußere, daß, wenn sein Hof in Polen nicht ein hinlängliches Aequivalent der Theile, welche die beiden andern Höfe sich zueigneten, erhalten könnte, man ihn vielleicht dafür durch Bosnien und Servien entschädigen könne, welche Provinzen herzugeben die Pforte sich nicht werde weigern dürfen, wenn die drey Höfe es mit Nachdruck verlangten. Dieser Gedanke fand den Beifall des Königs, und er sagte, daß er ihn sofort

der

der russischen Kaiserin mittheilen wolle. Aber Fürst Kaunitz verwies es dem Gesandten ernstlich, daß sein Diensteifer ihn verleitet habe, diesen Vorschlag zu thun, zu dem er nicht beauftragt gewesen. Weder, sagte er, der mit der Pforte bestehende ewige Friede, noch die rechtliche Gesinnung der Kaiserin-Königin erlaubten es, türkische Provinzen gewaltsam wegzunehmen. Als er dieses dem russischen Gesandten, Fürst Gallitzin, äußerte, konnte dieser sich nicht enthalten, den offenbaren Widerspruch bemerklich zu machen, der zwischen der jetzigen Aeußerung des Ministers und dessen vor wenigen Wochen ihm officiell gemachten Antrage sich finde, daß man auch die Beraubung der Pforte zu Hülfe nehmen müsse, um die Theile der drey Mächte auszugleichen, wenn das Polen abzunehmende Land nicht dazu hinreichen sollte. Kaunitz wollte den Widerspruch damit entschuldigen, daß es allerdings seines Hofes Meinung sey, sich auch auf Kosten der Pforte zu vergrößern, doch müsse dieses mit mehr Schonung, als gegen Polen beobachtet werde, geschehen. Es hänge, sezte er hinzu, dieses allein von der russischen Kaiserin ab, welche einige ihrer Eroberungen oder auch für diese umzutauschende mehr gelegene Distrikte dem Wiener Hofe abtreten und diesen dadurch bewegen könne, sich

mit einem kleinern Loose in Polen zu begnügen.

Gallitzin meldete seinem Hofe, aus allen Aeußerungen Kaunitzens gehe deutlich hervor, daß Oesterreichs wahre Absicht keine andere sey, als sich sowohl auf Kosten der Türken als Polens zu vergrößern; die Misbilligung des vom Baron van Swieten in Berlin gethanen Antrags aber sey Heucheley. Vielleicht war dieser Antrag blos gemacht, um den Gedanken bey Friedrich rege zu machen, und ihn zu bewegen, ihn bey der russischen Kaiserin durchzusetzen. — Wirklich arbeitete Kaunitz sehr ernstlich, doch immer auf versteckte Art, auf beiden Wegen seinem Hofe Vortheile zu erwerben. Indem er Rußland zu überzeugen suchte, daß er desselben Bedingungen unterstütze, ließ er insgeheim die Pforte in ihrem Widerstande gegen dieselben bestärken. Indeß war, wie wir bemerkt haben, sowohl Oesterreich als Preußen von der eigentlichen Vermittlung ausgeschlossen. Der zweite Congreß zu
1773 im März. Bucharest ging eben so fruchtlos aus einander, als der erste. Die Kaiserin ließ nachher durch Preußen allein noch einige Vorschläge thun, die aber auch von der Pforte verworfen wurden. Nachdem das Kriegsglück den Türken einige Zeit günstig gewesen,

ge-

gelang es endlich dem Feldmarschall Romanzow, über die Donau zu gehen, den Großvezier gänzlich einzuschließen und, indem er allen Waffenstillstand abschlug, ihn zu einem Frieden zu nöthigen, dessen Bedingungen er gebieterisch vorschrieb. Dieser im Lager des russischen Feldherrn zu Kutschuck-Kainardschi, einem Dorfe in Bulgarien, ohne alle vorgängige Unterhandlung, abgeschlossene Friede verschafte nun der Kaiserin Katharina alle Vortheile, die sie nach ihren lezten Forderungen hatte erhalten wollen: die Unabhängigkeit der Krimm, die freie Schiffahrt russischer Unterthanen auf allen Meeren unter osmanischer Herrschaft, die Abtretung von Asow, Kinburn, Kertsch und Jenikale, und noch oben drein zur Entschädigung für die Kriegskosten 4½ Millionen Rubel baar Geld [25]). Daß nicht auch die Moldau und Wallachey abgerissen wurden, konnte der Wiener Hof als eine auf seine Wünsche genommene Rücksicht betrachten, und die Kaiserin war durch das, was sie von Polen nahm, hinlänglich für die Aufgebung dieser einzigen ihrer frühern Forderungen entschädigt. Uebrigens wurde natürlich für Oesterreichs Vergrößerung durch diesen Frieden nicht gesorgt, da Katharina nicht geneigt war,

1774 am 21sten Jul.

25) S. diesen Friedensschluß in v. Martens Recueil Tom. IV. p. 606.

demselben irgend etwas von ihren Eroberungen ab-
1777 am 25sten Febr. zutreten. Aber dennoch drang einige Jahre später der Wiener Hof den Türken einen Strich Landes, die Bukowina genannt, ab, und wie der Hospodar der Moldau, zu welcher dieses Land gehört hatte, sich widersetzen wollte, beseitigte die Pforte den Widerspruch dadurch, dass sie dem Hospodar den Kopf abschlagen liess. Die russische Kaiserin, obgleich ihr dieser Erwerb Oesterreichs zuwider war, wollte sich doch deshalb mit dieser Macht nicht förmlich entzweien.

Noch vor diesem Frieden kam die Theilung Polens wirklich zu Stande. So sehr Kaunitz die Beschleunigung des Geschäfts empfohlen hatte, waren es doch vorzüglich die unbestimmten und immer weiter gehenden Forderungen Oesterreichs, welche die Sache aufhielten. Russland und Preussen waren, seitdem lezteres wegen Danzig und Thorn nachgegeben, eins. Friedrichs Ungeduld hielt für das beste Mittel, um zu dem sehnlichst gewünschten Schluss zu gelangen, dass von ihm und Katharina, ohne länger auf Oesterreich zu warten, wegen ihrer Theile ein festes
1772 d. 17ten Febr. Abkommen geschlossen werde. Durch dasselbe ward die Besitznahme beider Mächte auf den folgenden Monat Junius festgesezt. Durch geheime Artikel wur-

wurden zugleich Verabredungen für den Fall getroffen, wenn durch Oesterreichs Erklärung für die Pforte der Krieg noch eine weitere Ausdehnung und Dauer erhalten sollte. Aber zu eben der Zeit, wo jenes Abkommen getroffen wurde, thaten die beiden österreichischen Souverains einen Schritt, der die Sache der völligen Beendigung näher bringen sollte. Sie unterzeichneten einen Akt, durch welchen völlige Gleichheit der Theile zwischen den drey Mächten, ohne Rücksicht auf die Natur und den Umfang ihrer Ansprüche, und gegenseitige kräftige Unterstützung im Allgemeinen zugesichert wurden. Dieser Akt ward in Berlin und Petersburg vorgelegt. Der König von Preußen und die russische Kaiserin unterzeichneten ihn ohne Anstand. Aber ohngeachtet der darin festgesezten und vom Wiener Hofe so sehr empfohlnen Gleichheit ging dieser mit seinen Forderungen immer weiter, und erstreckte sie fast auf den dritten Theil von Polen. Friedrich, dem so sehr daran lag, ein völliges Einverständniß hervorzubringen, bewog die russische Kaiserin zur möglichsten Nachgiebigkeit, und nur seine Vorstellungen bewirkten, daß die wichtige Stadt Lemberg und die reichen Salzwerke zu Bochnia und Wielizka, welche der russische Hof durchaus der Republik erhalten wissen wollte, doch zulezt Oesterreich zugestanden wurden.

1772 d. 19ten Febr.

So

So kam endlich dieses Einverständniß zu Stande und wurde zu Petersburg von den Ministern der
1772 d. 5ten Aug. drey Höfe unterzeichnet. Die Erklärung hiervon an die Republik Polen und die wirkliche Besitznahme der Theile, welche man ihr abzunehmen für gut gefunden, folgte bald nach. Die Vorlegung der Gründe, durch welche dieses Verfahren gerechtfertiget werden sollte, wurde vorbehalten. Rußland ist dieselbe schuldig geblieben, aber von Preußen und Oesterreich erschienen Deduktionen, deren Widerlegung nach allgemein angenommenen Grundsätzen des Völkerrechts und nach ältern Traktaten den polnischen Publicisten nicht schwer fallen konnte. Doch die gründlichsten Widerlegungen, die kräftigsten Protestationen halfen nichts. Umsonst riefen der König und die Republik den Beistand aller Mächte Europa's an, umsonst machten sie mit überzeugenden Gründen klar, daß die einen durch übernommene Garantie der Verträge und feierlichst zugesicherten Schutz der Verfassung Polens [16], alle aber durch die Sorge für eigene Erhaltung

16) Nur noch vor wenig Jahren, am 15ten März 1764, hatte Ludwig XV der Republik feierlichst versprochen, daß er durch alle Mittel, die von ihm abhingen, sie gegen jede Beeinträchtigung in Ausübung ihrer Rechte, gegen jede Verletzung ihrer Verfassung, Freiheiten und Besitzun-

tung zu solchem Beistand verpflichtet seyen. Jeder fühlte, daß der Grund, auf welchem der Bestand aller europäischen Staaten beruhte, furchtbar erschüttert sey und hinfort auf nichts mehr gerechnet werden dürfte, wenn solcher Misbrauch der Uebermacht geduldet werden würde. Jeder fühlte es, aber — Niemand wagte zu handeln, oder nur laut zu widersprechen. Mit grausamer Mishandlung wurden der König und die Republik gezwungen, die abgerissenen Theile förmlich abzutreten. Jener soll einmal den Gedanken gehabt haben, den Thron und sein Vaterland zu verlassen und in England eine Freistatt zu suchen; aber es kam nicht zur Ausführung. Er sagte dem englischen Gesandten, er werde sich eher seine rechte Hand abhauen lassen, als die Abtretung unterzeichnen. Aber zulezt gab er der Gewalt nach. Auf den Vorschlag des Wiener Hofes ward ausdrücklich mit der Theilung von ganz Polen gedrohet, wenn der Reichstag in die gefoderte Abtretung zu willigen weigere. Aber bey der Gränzbestimmung entstanden neue Händel. Oesterreich schritt mit seiner Besitznahme viel weiter vor, als verabredet war. Preussen hielt sich dadurch berechtiget, ein Gleiches zu thun.

---

sitzungen kräftigst schützen wolle. S. Flassan Hist. de la Dipl. franç. T. VI. p. 520. der 2ten Ausgabe.

thun. Die russische Kaiserin trat ins Mittel und machte bemerklich, daß man sich wohl hüten müsse, die Polen zur Verzweiflung zu bringen, die ihnen mehr Kraft geben könne, als man ihnen zutraue, und daß unwandelbare Einigkeit der drey Mächte das einzige und schlechterdings nothwendige Mittel sey, um ihr gewaltsames Unternehmen, troß der äußersten Erbitterung eines unterdrückten großen und kraftvollen Volks, so wie gegen den aufgeregten Haß von ganz Europa durchzusetzen. Solche Vorstellungen wirkten etwas, aber erst im Jahr 1777 wurden die Gränzen völlig in Ordnung gebracht. Die drey Mächte entzogen der Republik ein gutes Drittheil ihres bisherigen Gebiets. Rußland erhielt den größten, aber mindest bevölkerten und fruchtbaren Antheil; Oesterreich den fruchtbarsten und einträglichsten; Preußen den kleinsten, aber durch seine Lage, mitten zwischen den alten Landen dieses Staats, größere Cultur, thätige und fleißige Menschen, und durch den Weichselstrom politisch wichtigsten. Die so sehr bedungene Gleichheit der Theile wurde nicht befolgt, und war allenfalls nur nach dem Verhältniß des bisherigen Umfangs der theilenden Mächte zu verstehen. Diese garantirten sich gegenseitig ihre neuen Besitzungen, und machten sich durch geheimen Vertrag verbindlich, daß, wenn auch je andre Interessen sie unter sich entzweien sollten,

n, sie doch zu jeder Zeit und unter allen Umständen
n Behauptung dieser gemeinsam gemachten Erwerbungen gemeine Sache machen wollten. Eine kluge Verabredung! aber die Erfahrung der folgenden Zeit hat gezeigt, daß sie nicht erfüllt worden ist. Auch entsagten die drey Mächte noch ausdrücklich allen weitern Ansprüchen an die Republik, und gewährten derselben feierlichst gegen alle Anfechtung das ihr noch übrig gelassene Gebiet. Dieser Zustand dauerte, bis es eben diesen Mächten gefiel, unter neu ersonnenen grundlosen Vorwänden zuerst noch einen Theil auch dieses Gebiets, zulezt aber Alles zu nehmen und den polnischen Staat gänzlich aufzulösen!

Dies ist der Gang dieser merkwürdigen Begebenheit, so weit er sich aus den bis jezt bekannt gewordenen, sorgfältig verglichenen, glaubwürdigsten Nachrichten darstellen läßt. Kaunitzens That entlockte Katharinen, vielleicht rascher als sie es selbst nachher wünschte, ein Wort, das Heinrich auffing und aus ihm einen Plan bildete, zu dessen Annahme er die Kaiserin beredete, und dem Friedrich, sobald er sich überzeugt hatte, daß es dieser Monarchin Ernst sey, sehr gern aufnahm. Mit thätigem, unverstelltem Eifer beförderte er dessen Ausführung; eben so Kaunitz,

ob-

obgleich dieser das Gegentheil heuchelte. Gewiß kann man nicht sagen, daß einer der drey Höfe schwer zu überreden war, in die Idee einzugehen. Sie kamen sich vielmehr entgegen, sobald nur einer dem andern hinlänglich traute. Daß die Ausführung nicht noch schneller ging, rührte nicht aus Besorgniß eines Widerstandes von Außen, noch weniger aus irgend einem Rechtsgefühl her, sondern war Folge der Schwierigkeit, sich unter einander über den Umfang und die Art der Theilung zu verständigen. Doch war die Habsucht bey jedem der drey Höfe so lebendig, daß sie sich auch hierüber wirklich eher vereinten, als man es im Voraus hätte wahrscheinlich halten sollen.

Allerdings bleiben noch einige Lücken in dieser Geschichte. Ein künftiger Geschichtschreiber wird sie ausfüllen, wenn einst aus den Papieren der handelnden und leidenden Personen der innere Gang noch mehr aufgeklärt worden; aber schon jezt getraue ich mir zu behaupten, daß dieser Gang im Großen nie anders erscheinen werde, als er hier geschildert ist. Je mehr, bisher noch verborgene, ächte und umständliche Quellen zur Kenntniß des Publikums kommen, um so mehr wird diese Schilderung als Wahrheit bestätiget und besonders klar werden, daß Friedrich zwar der thätigste Beförderer

der

der Theilung Polens gewesen sey, aber daß keineswegs er die erste Idee derselben gegeben habe. Dies erhellet schon jezt wirklich weit mehr aus der Görzischen Akten-Sammlung, als aus Friedrichs eigenem Bericht. Erst jene bekannt gewordenen Akten setzen es außer Zweifel, wie Kaunitz die Theilung Polens nicht nur durch seinen gewaltsamen Schritt zuerst veranlässet, sondern auch deren Vollendung mit größtem Eifer betrieben, zugleich aber mit zweideutiger Politik so gehandelt habe, daß er zu dem, was sein lebhaftester Wunsch war, von andern Mächten gedrungen zu seyn schien. Daß des Königs Bericht dieses minder deutlich ins Licht sezt, darf nicht befremden. Natürlich war ihm, welcher aus dem Gedächtniß schrieb, ohne die Akten noch einmal nachzusehen, dasjenige, was zwischen dem Wiener und Petersburger Hofe vorgegangen, entweder nie ganz genau bekannt geworden, oder doch in seinem Gedächtniß nicht so treu aufbehalten, als dasjenige, was von ihm selbst beziell und bewirkt worden. Aber wenn Friedrich den Eifer des österreichischen Ministers bey der Theilung Polens nicht ganz so thätig schildert, als wir ihn aus den später bekannt gewordenen diplomatischen Verhandlungen kennen lernen; so beweiset grade dieses um so überzeugender, wie wenig es dieses Königs Absicht gewesen sey, sich selbst bey der

Sache einen mindern Antheil beizulegen, als er wirklich gehabt hat.

Unser Zweck ist erreicht, wenn es uns gelungen ist, über diesen Antheil richtigere Vorstellungen zu geben, als bisher im Umlauf waren, und zu bewirken, daß die Nachwelt den ersten Gedanken eines der ungerechtesten Entwürfe, der je in Europa ausgeführt worden, demjenigen beimesse, dem er gehört. Freimüthig haben wir die thätigste Theilnahme des Königs eingestanden, und wenn wir die Umstände bemerklich gemacht, die ihn verleitet haben, so bekennen wir doch, daß sie nichts rechtfertigen können, und daß wir sehr ungern Friedrich als einen Mitschuldigen einer so gewaltsamen Verletzung des Rechts erblicken!"

Beilage C.

zu Seite 177.

Ueber den Prinzen Heinrich von Preußen.

Friedrich Heinrich Ludwig, fünfter Sohn Königs Friedrich Wilhelm I, ist geboren den 18ten Januar 1726, gestorben den 3ten August 1802. Wie Friedrich II den Thron bestieg, war er in dem Alter, daß jener ältere Bruder, sowohl durch den Unterricht, den er ihm geben ließ, als durch das Beispiel, das er selbst ihm gab, auf seine Bildung noch sehr wesentlichen Einfluß haben konnte. Der König übertrug die Leitung seiner Erziehung einem Manne von gebildetem Geiste und großem Verdienst, dem General von Still, dessen Andenken zu erhalten Friedrich selbst bemüht gewesen ist [1]). Der Prinz wurde in Wissenschaften und schö-

1) S. dessen Eloge, das in der Akademie gelesen wurde, in den Oeuvres de Frédéric II publiés de son vivant T. III. p. 171.

ßt hinter S

Beilage C.

zu Seite 177.

Ueber den Prinzen Heinrich von Preußen.

Friedrich Heinrich Ludwig, fünfter Sohn Königs Friedrich Wilhelm I, ist geboren den 18ten Januar 1726, gestorben den 3ten August 1802. Wie Friedrich II den Thron bestieg, war er in dem Alter, daß jener ältere Bruder, sowohl durch den Unterricht, den er ihm geben ließ, als durch das Beispiel, das er selbst ihm gab, auf seine Bildung noch sehr wesentlichen Einfluß haben konnte. Der König übertrug die Leitung seiner Erziehung einem Manne von gebildetem Geiste und großem Verdienst, dem General von Still, dessen Andenken zu erhalten Friedrich selbst bemüht gewesen ist [1]). Der Prinz wurde in Wissenschaften und schö-

1) S. dessen Eloge, das in der Akademie gelesen wurde, in den Oeuvres de Frédéric II publiés de son vivant T. III. p. 171.

schönen Künsten unterrichtet, und des Bruders Vorgang trug dazu bey, daß er für sie Liebe gewann und sein ganzes Leben hindurch sich mit ihnen sehr ernstlich beschäftigte. In den beiden ersten schlesischen Kriegen wohnte er allen großen Begebenheiten an der Seite Friedrichs bey, sahe den glücklichen Erfolg kühn und mit Einsicht angelegter Entwürfe. Seine erworbenen theoretischen Kenntnisse wurden nun durch die wirkliche Anwendung fruchtbar und lebendig. Der siebenjährige Krieg brach aus, grade wie Heinrich das reifere männliche Alter erreicht hatte. Die Führung eigener Heere wurde ihm anvertraut. Man erkannte in ihm einen großen Feldherrn. Die allgemeine Meinung unter Freunden und Gegnern sezte ihn unmittelbar neben Friedrich. Dieser selbst erhob ihn noch über sich. Aber in der spätern Zeit hat man seinen Ruhm ihm streitig machen, theils, seine Thaten minder groß und bedeutend ansehen, theils, was er gethan, mehr dem Rath und dem Einfluß Anderer, als ihm selbst beimessen wollen. Wenn gleich ein völliger Laye in der Kriegskunst bey der Frage über militärische Talente keine Stimme haben kann, und ich weit entfernt bin, sie mir anzumaaßen; so wird mir doch erlaubt seyn, an die abgelegten Stimmen von unstreitigen Kennern zu erinnern, und dadurch das

Mei-

Meinige beizutragen, um der ungerechten Schmälerung wahren Verdienstes Einhalt zu thun. Vor allem muss das Urtheil Friedrichs doch sehr grosses Gewicht haben. Bald nach dem Hubertsburger Frieden machte der König, in Gesellschaft auserlesener Krieger, eine Vergleichung dessen, was die durch den Krieg vorzüglich berühmt gewordenen Feldherren, sowohl die, die für, als die gegen ihn gestritten, gethan und unterlassen hatten, zum Gegenstand der Unterhaltung. Mit Scharfsinn und Witz würdigte er die von jedem bewährten guten Eigenschaften, und zergliederte die begangenen Fehler. Am schärfsten beurtheilte er sich selbst; aber zulezt nannte er den Bruder Heinrich den, der keinen Fehler begangen habe. Auch in seiner Geschichte hat er dieses vortheilhafte Urtheil bestätiget [1]). Dieses Lob ist viel werth in dem Munde

1) S. Oeuvres posthumes Tom. IV. pag. 384. Le plus bel éloge, sagt er, nachdem er die Schlacht von Freyberg (29sten Oktbr. 1762) erzählt, qu'on puisse faire du Prince Henri est, de rapporter ses actions. Les connoisseurs y remarqueront aisément ce mélange heureux de prudence et de hardiesse si rare et si désiré, qui unit et rassemble le plus de perfection que la nature puisse

dessen, der zu schmeicheln nicht gewohnt u[nd] auch besonders keinen Grund hatte, dem jüng[ern] Bruder schmeicheln zu wollen, gegen den man [ihn] sogar einiger Eifersucht (obgleich gewiß mit [Un]recht) hat fähig halten wollen. Man sage ni[cht], daß keinen Fehler machen nur ein negat[i]ves Lob sey, daß der große Feldherr durch eige[ne] große Thaten, durch eigene wohlberechnete und wo[hl] ausgeführte Entwürfe sich bewähren müsse, und da[ß] diese bey Heinrich vermißt werden. Um ihn gerec[ht] zu beurtheilen, muß man in seine Lage sich ganz hin einzudenken. Große Entwürfe für einen Feldzug zu machen, die Ziele zu bestimmen, die erreicht werden sollen — dies war nicht Heinrichs, sondern Friedrichs Sache. Jenem blieb nur die Ausführung dessen, was ihm aufgetragen war, die Ueberwindung der Hindernisse, die sich bey solcher Ausführung darstellten, die Benutzung aller Umstände, die sie begünstigen konnten. Er hatte immer das Schwächere der preußischen Heere anzuführen, schwächer in der Zahl und schwächer in der Brauchbarkeit der Leute, die es ausmachten. Mit diesem mußte er gegen überlegene Feinde das Land behaupten, das

puisse accorder, pour former un grand homme de guerre.

das Friedrich für eine Zeitlang zu verlassen sich genöthiget sahe. Immer war er alsdann von diesem abhängig und mußte alle seine Bewegungen nach denen des Königs bemessen. Glänzende Entwürfe des Angriffs zu machen, war in solcher Lage nicht möglich. Aber er führte den Vertheidigungs-Krieg, auf den er eingeschränkt war, dadurch höchst glücklich, daß er ihn zu rechter Zeit und immer auf eine den Gegner überraschende und ihn täuschende Art in einen thätigen Angriffs-Krieg verwandelte. So nach der unglücklichen Schlacht von Kunersdorf (1759), in jenem Augenblick, wie Friedrich selbst seine Lage als verzweifelt ansahe, machte allein Heinrich durch täuschende Bewegungen zwey feindliche Heere, das österreichische und das russische, unthätig, hinderte sie, ihren Sieg zu benutzen, behauptete Sachsen und rettete dadurch den preußischen Staat. Voll der Begeisterung, die große Thaten dem einflößen, der ihre Größe ganz zu fühlen fähig ist, hat Hr. v. Massenbach diese That Heinrichs geschildert, und, nach meinem Gefühl, bewiesen, daß sie an innerm Gehalt große Schlachten aufwiege. Ich wünsche, daß meine Leser hier dieses Mannes Lobrede auf Prinz Heinrich *) lesen

mögen,

*) S. dieselbe in Hrn. v. Massenbach's Rückerinnerungen an große Männer, Amsterdam 1808.

mögen, und ich denke, kein Zweifel wird ihnen übrig bleiben, ob Prinz Heinrich ein wahrhaft großer Feldherr gewesen sey? War es gleich des Redners Absicht, seinen Helden im glänzendsten Lichte zu zeigen, und die Grundsätze und Gesinnungen, die er demselben beilegte, auch in den Zuhörern, vor denen er seine Lobrede am 24ten Januar 1803 las, anzufachen, so hat ihn diese Absicht doch die historische Wahrheit nicht verletzen lassen. Die Fakta, auf welche Hr. v. Massenbach sich beruft, sind in der Geschichte aufbehalten. Jeder kann noch jetzt auf der Charte die Stellungen Friedrichs und der beiden feindlichen Heere sich deutlich machen, die Bewegungen Heinrichs verfolgen. Doch auch der kaltblütige Geschichtschreiber fühlt sich gedrungen, hier den Lobredner zu machen. „Nie, sagt Tempelhof [4]), zeigte sich das Genie des Prinzen so groß, als nach der Schlacht von Kunersdorf.“ Auch jener strenge Richter militärischen Ruhms, den keine vorgefaßte Meinung, keine Autorität verleiten kann, irgend ein Verdienst über seinen Werth zu erheben, der Verfasser der vortreflichen Betrachtungen

über

4) S. Geschichte des siebenjährigen Krieges Th. III. p. 241.

über die Kriegskunst (Leipzig 1798) [5]) sagt von ihm: „Heinrichs Talente gehören völlig in die „Klasse derjenigen, durch welche Friedrich Heinrich der „Oranier und Catinat schwer zu erreichende Vorbilder „der Feldherren wurden. Er hat den lehrreichsten „Vertheidigungs- oder vielmehr Behauptungs- „Krieg geführt, der nicht selten zum entschlossensten „Angriff übergeht. Sein System war für diese „Umstände, diese Gegner ausdrücklich erfunden. „Bey veränderter Beschaffenheit würde sein durch- „dringender Verstand es durch ein anderes zu ersetzen „gewußt haben.“ So redet auch jener gerechte österreichische Würdiger preußischen Verdienstes vom Prinzen Heinrich im Tone des patriotischen Lobred- ners: „Dieses erhabnen Feldherrn Märsche, Stel- „lungen und Kriegslisten, sagt Cogniazo [6]), wie- „gen Alles auf, was uns die Geschichte von Türen-

„ne

5) pag. 275. Dieses kleine, aber an fruchtbaren Ideen reiche Werk ist vielleicht das belehrendste über diesen Gegen- stand, das wir in unsrer Sprache besitzen. Der Ver- fasser, Hr. v. Berenhorst, geboren 1733 zu Sanders- leben, hat den siebenjährigen Krieg, die ersten Cam- pagnen im Generalstabe des Prinzen Heinrich, die letz- tern als Adjudant des Königs gemacht, lebt seit dem Kriege am Hofe zu Dessau.

6) S. Geständnisse eines österreichischen Veterans Th. III. p. 73.

„ne und Luxemburg erzählt; er war während des „siebenjährigen Krieges mehr als einmal der Wie„derhersteller des preußischen Staats, der Fabius „der Brennen, der aber auf ganz andre Art cunctir„te, als der Fabius der Oesterreicher [7]), und nur „so lange Fabius blieb, bis ihm die Umstände er„laubten, ganz Cäsar zu seyn.“ — Diese Urtheile von unstreitig ganz competenten Richtern werden hinreichen, um den Ungrund der gegen Heinrichs militärische Talente erhobenen Zweifel zu beweisen. Sein Verdienst war in der That zu fein und kunstvoll, um von Vielen nach seinem ganzen Werth geschäzt werden zu können. Ein grosser, wohl ausgeführter Angriffs-Entwurf, besonders wenn äussere Umstände diese Ausführung begünstigen, fällt glänzender in die Augen, als ein in seinem Anfange absichtlich in Dunkel gehüllter, in seinem Fortgange langsam sich entwickelnder Vertheidigungs-Plan, wo eine Menge, oft kleiner, Umstände benuzt, und eben so eine Menge dem Auge des spätern Beobachters kaum bemerkbarer Hindernisse beseitigt werden müssen, wo der vorgesezte Zweck mit nie nachlassender Standhaftigkeit immer im Auge behalten, die Wachsamkeit und Thätigkeit Aller,

die

---

7) der Feldmarschall Daun.

die zur Erreichung mitwirken können, immer neu erregt, jeder Fehler des Gegners schnell benuzt, jeder Fehler des Verbündeten schnell unschädlich gemacht werden muß, wo endlich das Resultat nicht in einem Augenblick glänzend hervorspringt, sondern nur allmählig, durch seine wohlthätigen Folgen, allgemein sichtbar wird. Solchen Vertheidigungs-Krieg mit glücklichem Erfolg geführt zu haben, — dies ist das Verdienst Heinrichs, eben deshalb desto größer und edler, weil es nur von wenigen Kennern erkannt, und nur durch eigenes Bewußtseyn, das gethan zu haben, was Pflicht war, gelohnt wird. Im bayerschen Kriege hatte Prinz Heinrich nicht so viele Gelegenheit, wie im siebenjährigen, seine großen Talente zu zeigen; aber in Allem, was von ihm abhing, hat er sich als einsichtsvollen und auch als menschlichen Feldherrn bewährt. Die ihm auch hier gemachten Vorwürfe sind in meiner Geschichte nicht verschwiegen, aber auch aus der Lage, in der er sich befand, erklärt und gerechtfertigt.

Eben so ungerecht, wie die Herabsetzung der Thaten Heinrichs, ist die Behauptung, daß Alles, was er Großes im Kriege bewirkt, nicht ihm selbst, sondern Andern beigemessen werden müsse,

deren Rath ihn geleitet habe. Sonderbar genug hat man auch noch einem andern großen Feldherrn des vorigen Jahrhunderts, dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, das eigne Verdienst absprechen, und seine großen Thaten fremdem Einfluß zuschreiben wollen. Bey der Geneigtheit der Menschen, alles Auffallende gern zu glauben, und den durch große Thaten sich Auszeichnenden herabzusetzen, hat sich diese Meinung in Absicht beider Feldherren ziemlich allgemein verbreitet. Wie unbillig sie sey, kann, dünkt mich, nicht leicht dem entgehen, der von der Lage eines Heerführers im Kriege sich einigen Begriff machen kann. Daß ein solcher Heerführer die Entwürfe seiner Unternehmungen im Großen und Kleinen mit Männern, deren Einsicht er vertraut, überlege, daß er einzelne Theile solcher Entwürfe von diesen ausarbeiten lasse, daß er Einwürfe Anderer gegen seine eigenen Ideen höre, und diese nach jenen berichtige, daß er sogar zuweilen das Eigene ganz verwerfe und das Fremde, sobald ihm einleuchtet, es sey das Bessere, annehme; — dies Alles ist natürlich, ist nothwendig, ist grade eine auszeichnende Eigenschaft eines hellen Geistes, der in jede Ideen-Reihe sich schnell hineindenkt, und eines edlen Mannes, dem es nur um die Sache, nicht um Befriedigung kleinlicher Eitelkeit zu thun ist.

Je

Je mehr der Mann wirklich edel und groß ist, desto mehr wird er das Gute und Brauchbare aufnehmen, von wo es ihm komme, desto dankbarer wird er den auszeichnen, dessen Ideen er zu den seinigen macht, dessen Rath ihm nützlich wird. Er wird verschmähen dieses zu verbergen, und nicht fremdes Verdienst für das seinige ausgeben. Aber unmöglich kann ein Feldherr die Ideen eines Andern annehmen, und sie wirklich ausführen, ohne sie ganz zu den seinigen gemacht zu haben, denn diese Ausführung hängt von so unendlich vielen einander durchkreuzenden Umständen ab, die kein Scharfsinn vorher ahnden konnte, nach denen auf der Stelle entschieden werden muß. Nur bey Entwürfen, bey Arbeiten des Kabinets ist fremde Hülfe und Mitwirkung denkbar. Bey keiner Art menschlicher Wirksamkeit sind aber diese Entwürfe mehrern Abänderungen unterworfen, als bey denen des Krieges, und deshalb läßt sich auch bey keinem weniger, als bey dem Feldherrn annehmen, daß im entscheidenden Augenblick ihm das, was zu thun sey, von irgend einem andern, als seinem eignen Genius zugeflüstert werde. Immerhin mag also ein Officier von Genie und großer Einsicht, Graf von Kalkreuth *), auch von der Nachwelt als derje-

*) Jetzt Königl. Preußischer Feldmarschall, ein Mann, dessen

nige genannt werden, der im siebenjährigen Kriege manche der Entwürfe Heinrichs angegeben und ihre Ausführung modificirt hat. Dieses kann das Verdienst und die Talente dieses Feldherrn eben so wenig schmälern, als der Braunschweiger Ferdinand dadurch etwas von dem ihm gebührenden Ruhm zu verlieren vermag, wenn man weiß, daß er in seinem Sekretair Westphalen den Mann erkannte, der, ohne militärischen Rock zu tragen, grossen militärischen Blick hatte, dessen Rath Ferdinand bey seinen Entwürfen benuzte, auch dieses durch die grosse Achtung und Dankbarkeit, die er während seines ganzen Lebens gegen ihn bewies, öffentlich äusserte [9]).

Zum Schlusse dieser Bemerkungen über den Prinzen Heinrich als Feldherrn mache ich noch

dessen ausgezeichnetes Verdienst bis auf die neueste Zeit anerkannt und durch immer neue Thaten bewährt ist.

9) S. Geschichte Herzog Ferdinands von Mauvillon Th. II. p. 345, wo diese falsche Meinung gründlich widerlegt ist. Ferdinand fand noch lange nach dem Kriege ein besonderes Vergnügen darin, bey jeder Gelegenheit und gegen Jedermann Westphalen zu loben. Ich habe hiervon selbst eine Erfahrung gemacht; als ich im J. 1785 zum erstenmal diesem edlen Fürsten vorgestellt wurde, sagte er ohne allen Anlaß aus eigner Bewegung, er bedaure, daß Westphalen nicht in Braunschweig sey und ich nicht die Bekanntschaft dieses vortreflichen Mannes machen könne.

noch auf eine gute Biographie aufmerksam, die unter dem Titel: Vie privée, politique et militaire du Prince Henri de Prusse zu Paris 1809 erschienen ist. Der mir unbekannte Verfasser ist ohne Zweifel einer der ausgewanderten Franzosen, deren in Heinrichs lezten Jahren sich mehrere bey ihm aufgehalten haben, und der Gelegenheit gehabt, den Prinzen genauer kennen zu lernen, auch von dessen frühern Leben durch ihn selbst unterrichtet zu werden. Dieses Werk giebt eine sehr befriedigende Schilderung, sowohl von den Begebenheiten, als dem Charakter und den Gesinnungen des Prinzen. Es läßt seinen großen und liebenswürdigen Eigenschaften volle Gerechtigkeit wiederfahren, verschweigt aber auch seine Fehler nicht, die der Verfasser jedoch aus den Verhältnissen zu erklären sucht, in denen der Prinz gelebt hat, und die, sowohl während der Regierung seines Bruders, als der seines Neffen immer etwas verwickelt waren.

Beilage D.

zu Seite 188.

Ueber ein Urtheil Lloyds vom bayerschen Erbfolge-Kriege.

Ich glaube den Erfolg des Krieges für beide streitende Theile in meiner Geschichte so geschildert zu haben, wie er dem unpartheiischen Beobachter in der Entfernung von den Begebenheiten, worin wir uns jezt (im J. 1814) befinden, sich darstellen muß. Die Zeitgenossen dieser Begebenheiten haben zuweilen anders geurtheilt. Mit Partheigeist gegen Friedrich eingenommene Schriftsteller wollten es als einen Triumph von Oesterreich ansehen, daß der König aus Böhmen zurückziehen müssen, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Man folgerte hieraus eine große Superiorität der österreichischen, und einen Verfall der preußischen Taktik. Die von den österreichischen Feldherren genommene Stellung wurde als das größte Meisterwerk der vervollkomnneten Kriegskunst dargestellt. Solche Urtheile wurden während des Krieges, und auch noch

noch nach demselben, vorgebracht mit unwürdiger Herabsetzung Friedrichs, die auch in Oesterreich, denkende Militärs empörte, und besonders von dem edlen Veteran, den ich bereits angeführt, Cogniazo, mit Unwillen gerügt ist. Dieser, wegen seiner grossen Einsicht und wahren Unpartheilichkeit höchst ehrenwerthe Mann, bemerkt [1]: „daß der kurze un„thätige Krieg keinem Theile Gelegenheit gegeben „habe, eine Superiorität zu zeigen, daß die von den „Oesterreichern hinter der Elbe und Iser genomme„nen Stellungen zwar sehr viel Lob verdienen, aber „doch den König nicht gehindert haben würden, in „seines Gegners Land einzudringen, wenn ihn nicht „theils politische Gründe, theils seine persönlichen „Umstände bewogen hätten, es fürs erste bey De„monstrationen zu lassen. Da Maria Theresia eben „so sehr als Friedrich baldige Herstellung des Frie„dens wünschte, so entstand daraus, sagt Cogniazo, „ein Zwitterzustand von Krieg und Nicht„krieg, in welchem beide Theile die Waffen mehr „zeigen, als schon gebrauchen wollten. Es entstand „ein Krieg, dem keiner gleicht, der je gewesen, und

 „in

1) S. Geständnisse eines österreichischen Veterans Th. III. S. 280.

„in welchem keiner Ueberwinder, keiner überwun„den ist."

Bey diesem Urtheil eines sehr competenten und ganz unpartheiischen Richters verdienen die verkehrten jezt bereits vergessenen Behauptungen Anderer keine Beachtung mehr. Ich würde ihrer auch nicht gedacht haben, wenn ich nicht fände, daß auch ein Mann von höherem Geist ihnen beistimmt, dessen verdientes Ansehen beitragen könnte, eine falsche Ansicht auch bey der Nachwelt fortzupflanzen. Der berühmte Geschichtschreiber des siebenjährigen Krieges, General Lloyd, sagt nämlich [2]): „der Krieg von 1778 habe glor„reich für den Kaiser, beschämend für den König „von Preußen geendet." Ich erlaube mir hierüber nur wenige Bemerkungen, die hinreichen werden, Jedem, welcher die Geschichte aufmerksam gelesen hat, das Ungerechte dieses Urtheils zu beweisen. Um zu urtheilen, mit welchem Erfolge für die streitenden Theile ein Krieg geführt sey, kommt es darauf an, zu welchem Zwecke er unternommen wurde? Der Zweck Kaiser Joseph II war, das in Besitz genommene

2) In der bereits angeführten in unsre Sprache noch nicht übersezten: Continuation of the late war in Germany pag. 167.

mene Stück von Bayern zu behalten; der Zweck Friedrich II, den Kaiser zur Rückgabe zu nöthigen. Diesem politischen Hauptzwecke des ganzen Krieges war der militärische Zweck des ersten Feldzuges untergeordnet. Dieser leztere war an der Seite des Kaisers, seinen Gegner abzuhalten, in seine Lande einzubringen, ihn so zu ermüden und zu schwächen, daß er sich zum Rückzuge genöthiget und bewogen fände, dem politischen Hauptzwecke Oesterreichs sich nicht weiter zu widersezen. Feldmarschall Lacy's Entwurf zur Erreichung dieses militärischen Zwecks war vortreflich; die Beharrlichkeit, mit der Joseph II ihn ausführte und seine Ruhmbegierde bezähmte, verdient großes Lob. Auch wurde der militärische Zweck Oesterreichs für den ersten Feldzug erreicht. Der König mußte aus Böhmen abziehen, ohne seinen Feind angegriffen zu haben. Aber seinen Widerspruch gegen den Erwerb von Bayern gab er deshalb nicht auf, vielmehr bereitete er sich, wenn Oesterreich darauf bestünde, im nächsten Jahre demselben noch kräftiger sich zu widersezen. Aber Oesterreich ließ es zu keinem zweiten Feldzuge kommen, vielmehr entsagte es durch den Frieden dem Erwerb von Bayern, und Preußen erreichte also den Zweck, weshalb es den Krieg unternommen hatte. Wenn dieses, wie es mir scheint, unwiderspreclich ist, so ergiebt sich, daß Lloyd als Militär nur über den

Er-

Erfolg eines Feldzuges, nicht über den Erfolg des Krieges geurtheilt habe. Da dieser leztere offenbar so ausgefallen ist, wie der König es wollte, so kann man mit Wahrheit sagen, daß der König den Krieg glorreich geendet habe. Aber auch nur nach der beschränktern militärischen Ansicht ist die Behauptung gewiß sehr ungerecht, der Feldzug sey beschämend für Friedrich gewesen. Daß dieser König sich durch Unterhandlungen abhalten ließ, den Angriffskrieg so früh, wie er dazu im Stande war, zu führen, kann Tadel verdienen; dieses ist in meiner Geschichte zugestanden, aber auch angedeutet, was aus physischen und politischen Gründen zur Rechtfertigung gesagt werden kann. Da dieses aber einmal geschehen, so kann nichts beschämendes darin liegen, daß der König seinen hinter natürlichen und künstlichen Bollwerken unangreifbar verschanzten Feind nicht angriff, und, nachdem er während des ganzen Feldzugs das feindliche Land behauptet und sein Heer aus demselben ernährt hatte, sich zurückzog und die Erreichung des Zwecks des Krieges auf einen folgenden Feldzug aussezte, wenn dieser Zweck nicht vorher auf gütlichem Wege erreicht würde, wie dieses auf die glorreichste Weise für den König geschahe. Mit Wahrheit kann man sagen, daß, wenn die Vertheidigung Böhmens dem Kaiser das Lob der Kenner

der

der Kriegskunst erwarb, so gewann der König durch sein Betragen und die Standhaftigkeit, mit der er, des mislungenen ersten Feldzugs ungeachtet, seinen Zweck verfolgte und erreichte, das Vertrauen und die Zuneigung deutscher Fürsten und Völker, die Achtung von Europa.

Beilage E.

zu Seite 270.

Aktenstücke über die Müller Arnoldsche Rechtssache.

1. Von Sr. Königl. Majestät Höchstselbst abgehaltenes Protokoll über die drey Kammer-Gerichtsräthe Friedel, Graun und Ransleben, den 11ten Decbr. 1779.

Auf die allerhöchste Frage: Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauer sprechen will, dem man seinen Wagen und Pflug und alles genommen hat, wovon er sich nähren und seine Abgaben bezahlen soll: kann man das thun? — — ist von selbigen mit Nein geantwortet worden.

Ferner: Kann man einem Müller, der kein Wasser hat, und also nicht mahlen, und auch nichts verdienen kann, die

Mühle

Mühle deshalb nehmen, weil er keine Pacht bezahlet hat. Ist das gerecht? wurde auch mit Nein beantwortet.

Hier ist nun aber ein Edelmann, der will einen Teich machen, und um mehr Wasser in den Teich zu haben, so lässet er einen Graben machen, um das Wasser aus einem kleinen Fluß, der eine Wasser-Mühle treibet, in seinen Teich zu leiten: der Müller verliert dadurch das Wasser und kann nicht mahlen; und wenn was noch möglich wäre, so ist es, daß er im Frühjahr 14 Tage, und im späten Herbst auch etwa 14 Tage, mahlen kann. Dennoch wird prätendirt, der Müller soll seine Zinsen nach wie vor geben, die er sonst entrichtet hat, da er noch das volle Wasser von seiner Mühle gehabt: Er kann aber die Zinsen nicht bezahlen, weil er die Einnahme nicht mehr hat. Was thut die Cüstrinsche Justiz? sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt: und das hiesige Kammer-Gerichts-Tribunal approbirt solches!

Das ist höchst ungerecht, und dieser Ausspruch Sr. Königl. Majestät Landesväterlichen Intention ganz und gar entgegen. Höchstdieselben wollen vielmehr, daß jedermann, er sey vornehm, oder geringe,

ringe, reich oder arm, eine promte Justiz administrirt, und einem jeglichen Dero Unterthanen, ohne Ansehen der Person und des Standes, durchgehends ein unpartheiisches Recht wiederfahren soll. Se. Königl. Majest. werden daher, in Ansehung der, wider dem Müller Arnold aus der Pommerziger Krebs-Mühle in der Neumark, abgesprochenen und hier approbirten höchstungerechten Sentenz, ein nachdrückliches Exempel statuiren, damit sämtliche Justiz-Collegia in allen Dero Provinzen sich daran spiegeln, und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, eben sowol ein Mensch ist, wie Se. Majest. sind, und dem alle Justiz wiederfahren muß, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag seyn ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich: und bey solchen Gelegenheiten muß pur nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person. Darnach mögen sich die Justiz-Collegia in allen Provinzen nur zu richten haben! und wo sie nicht mit der Justiz, ohne alles Ansehen der Person und des Standes, gerade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit bey Seite

setzen;

setzen; so sollen sie es mit Sr. königl. Majest. zu thun kriegen. Denn ein Justiz-Collegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebes-Bande: vor der kann man sich schützen; aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuführen, vor die kann sich kein Mensch hüten, die sind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritiren eine doppelte Bestrafung.

Uebrigens wird den Justiz-Collegiis zugleich bekannt gemacht, daß Se. Majestät einen neuen Großkanzler ernannt haben; Höchstdieselben werden aber dem ohngeachtet in allen Provinzen sehr scharf dahinter her seyn, und befehlen auch hiemit auf das nachdrücklichste, erstlich: daß alle Processe schleunig geendiget werden, zweitens: daß der Name der Justiz durch Ungerechtigkeiten nicht profaniret werde, drittens: daß mit völliger Egalité gegen alle Leute verfahren wird, die vor die Justiz kommen, es sey ein Prinz oder ein Bauer, denn da muß alles gleich seyn. Wofern aber Se. königl. Majestät in diesen Stücken einen Fehler finden werden:

so können die Justiz-Collegia sich nur im voraus vorstellen, daß sie nach Rigueur werden gestraft werden, sowol der Präsident als die Räthe, die eine so üble mit der offenbaren Gerechtigkeit streitende Sentenz ausgesprochen haben. Wornach sich also sämmtliche Justiz-Collegia in allen Dero Provinzien ganz eigentlich zu richten haben.

Berlin, den 11ten Decemb. 1779.

Friederich.

---

2. Urtheil des Kammergerichts zu Berlin in zweiter Instanz.

In Appellations-Sachen des Müllers, Meisters Arnold und dessen Ehefrau, Klägern und Appellanten an einem — wider den ritterschaftlichen Directorem und Landrath von Gersdorf, Beklagten und Appellaten am andern Theile, erkennen Wir, FRIEDERICH von Gottes Gnaden, König von Preußen &c., den verhandelten Acten gemäß, hiermit für Recht:

„daß die Formalien der eingewandten Appellation richtig, die Sache selbst betreffend, auf die Sentenz der Neumärkischen Regierung vom 28 Octobr.

„die

„dieses Jahres bey dem 1sten Punkt der zwoten „Beschwerde, dahin zu ändern, daß die Arnoldischen „Eheleute mit den eingeklagten 15 Scheffeln Roggen „nicht abzuweisen, vielmehr der Bekl. Landrath von „Gersdorf gehalten, denselben auch diese 15 Scheffel Roggen, mit 22 Groschen den Scheffel, zu bezahlen; im übrigen aber die erhobene Beschwerde „zu verwerfen, und die gedachte Sentenz lediglich zu „bestätigen. V. R. W.

Gründe.

Der Müller Arnold und dessen Ehefrau beschweren sich zu allererst darüber, daß der von Gersdorf an dem sogenannten Mühlen-Fluß im J. 1770 einen Karpfen-Teich angelegt, wodurch ihrer Mühle das Wasser entzogen, und sie außer Stand gesezt worden, die schuldigen Abgaben an ihre Grundherrschaft zu entrichten. Es ist daher zu untersuchen, ob diese Beschwerde einen Grund habe? Zuförderst ist zu bemerken, daß der von Gersdorf den Karpfen-Teich keineswegs erst neu angelegt habe, sondern es ist derselbe von je her da gewesen; er hat aber wüste gelegen, und der Beklagte hat ihn blos im J. 1770 retabliret.

Da der Müller sich aber über eine seiner Mühle schädliche Grabenziehung, und darüber beschweret,

daß durch die Wiederaufräumung dieses Teichs seiner Mühle das Wasser entzogen worden: so hätte dieses gleich anfangs an die Neumärkische Kammer, nach der Verordnung des Edicts vom 6 Jul. 1773, verwiesen werden sollen, damit selbige durch einen vereideten Ingenieur und Oekonomie-Verständigen untersuchen lassen können, ob auch der gezogene Graben und die Retablirung des Teiches den Nachbarn unschädlich sey, oder vielleicht auf eine bessere Art eingerichtet werden könne? Wegen dieses Umstandes, daß eigentlich das Forum der Kriegs- und Domainen-Kammer, nicht eines Justiz-Collegii, eingetreten, kann jedoch jezt die Entscheidung nicht aufgehalten werden, da Se. Majest. selbst in einer hohen Kabinets-Ordre eine Commission zur Untersuchung anzuordnen geruhet, dabey ein Wasserbau-Verständiger zugezogen, der sein Gutachten abgegeben, auch von der Kammer und Regierung in dieser Instanz gemeinschaftlich verfahren worden.

Daß aber die Beschwerden der Arnoldischen Eheleute wegen des ihnen entzogenen Wassers ungegründet seyen, erhellet insonderheit aus folgendem. Zunächst an dem retablirten Teiche liegt die Schneide-Mühle, und hinter derselben liegt die den Arnoldischen Eheleuten zugehörig gewesene Krebs-Mühle.

Wenn

Wenn der Teich den Zufluß des Wassers wirklich verhinderte; so mußte dieses auch die Schneide-Mühle empfinden. Nun sagt aber nicht nur der Eigenthümer dieser Mühle, sondern auch andre abgehörte Zeugen, eidlich aus: die Schneide-Mühle sey nach Anlegung des Teichs in vollen Gange geblieben,

1. 2. 3. Zeugen, Fol. 96 der Commiss. Acten;

und wenn diese im Gange, so mußte auch die Krebs-Mühle hinlänglich Wasser haben: denn es könne nirgends anders bleiben, es müsse von der Schneide-Mühle auf die Krebs-Mühle laufen, daher, wenn erstere mahle, so müsse die andre auch mahlen können,

1. 2. 3. Zeugen, Fol. 97 der Commiss. Acten.

Die Aussagen dieser Zeugen werden auch durch die zu den Acten gebrachte Zeichnungen von der Lage dieser beiden Mühlen bestätiget. Gesezt aber auch, wie es denn wol aus der Zeugen Aussage hervorgehet, daß durch die Retablirung dieses Teiches das Wasser in dem Mühlen-Fluß weniger geworden ist; so ist denn doch immer so viel darinnen geblieben, daß die Krebs-Mühle mahlen können. Denn die Zeugen sagen aus: „der Müller Arnold habe nach der Anlegung „des Karpfen-Teichs so gut gemahlen als vorhero,“

2. 3 und 5ter Zeuge, Fol. 96 der Commiss. Acten.

Endlich aber auch die jetzige Besitzerin der Krebs-Mühle ausgesagt hat, sie habe Wasser genug, wenn es nur was zu mahlen gäbe,

Fol. 33 der Commiss. Acten.

Hierdurch nun werden die Zeugen der Arnoldischen Eheleute völlig widerlegt, als welche überhaupt keinen Glauben verdienen, da sie aussagen, daß sie verschiedentlich auf andern Mühlen gemahlen, ohne bey der Krebs-Mühle deshalb vorher anzufragen, und sie also nicht ohne Grund befürchten müssen, daß, wenn es erhellet, daß die Krebs-Mühle Wasser genug gehabt, sie wegen ihres strafbaren Wegmahlens würden in Anspruch genommen werden.

Man kann ferner auf das Gutachten des Teich-Inspektors Schade keine Rücksicht nehmen, als welcher behauptet, die Retablirung des Teichs schade der Mühle: indem dieses Gutachten theils verschiedene auffallende Widersprüche enthält; theils auch die Neumärkische Kammer in ihrem Anschreiben vom 3ten dieses Monats richtig bemerkt, daß dieser Mann sich geirret habe, indem in seinem Gutachten, bey Bestimmung des Wassers auf 2 Fuß, so die Mühle bey trocknen Zeiten erhalten, ein Irrthum in der Berechnung vorgefallen, und die in den Teich laufenden

den

den 4 Kubikfuß $4\frac{1}{2}$ Zoll zu zweimal abgerechnet worden; so daß statt 2 Fuß 30 Zoll etwa 4 Fuß 50 Zoll Wasser für die Mühle bey trocknen Zeiten verbleiben.

Es macht ferner einen sehr nachtheiligen Eindruck gegen die Beschwerde der Arnoldischen Eheleute, wenn man siehet, daß sie von 1770 bis 1774 die Retablirung dieses Teichs ruhig mit angesehen und nur erst 4 Jahre nachher angefangen, die Abgabe des ihrer Grundherrschaft schuldigen Zinses unter dem Vorwande, daß ihnen das Wasser entzogen, zu verweigern.

Endlich konnte aber auch dem von Gersdorf die Retablirung des Teiches nicht verwehret werden; er konnte sich auch zu Bewässerung desselben des Wassers aus dem Flusse bedienen. Denn in sofern es durch seinen Grund und Boden läuft, gehört es ihm eigenthümlich zu; und derjenige thut dem andern kein Unrecht, welcher sich des ihm zustehenden Rechts bedient.

Aus allem diesen geht daher die Unerheblichkeit des erstern Klagpunkts zur Genüg hervor. Bey dem zweiten Klagpunkt fodern die Kl. Eheleute ihre Mühle wieder. Diese Foderung ist ebenfalls höchst widerrechtlich. Denn da sie ihrer

Grundherrschaft den schuldigen Zins nicht ablieferten; so war diese berechtiget, auf den Verkauf ihrer Mühle zu dringen: und hiebey ist alles dasjenige beobachtet worden, was der Codex Fridericianus und die deshalb gegebene allerhöchste Landes-Gesetze vorgeschrieben. Die Mühle ist auch nach der Taxe zulänglich bezahlt worden.

Die zweite Beschwerde ist gegründet. Denn da aus dem Protokoll, das bey dem Verkauf der Mühle abgehalten worden, hervorgeht, daß das damals auf der Mühle vorräthig gewesene Korn nicht mit verkauft worden; so muß der Beklagte dem Kläger den Werth desselben erstatten. Die Foderung wegen eines Schober Heues ist ungegründet. Denn da die Arnoldischen Eheleute selbigen erst gemacht haben, nachdem die Mühle schon verkauft war; so gehört derselbe dem neuen Käufer.

Die dritte Beschwerde ist ebenfalls unerheblich. Denn da die dem Beklagten schuld gegebene Drohungen mit nichts bewiesen, selbige auch gar nicht zur Ausführung gekommen sind: so kann auch dieserhalb nichts gegen dem Beklagten verfügt werden, und ist dahero, wie geschehen, zu erkennen gewesen.

---

3. Be-

3. Befehl des Königs an den Minister von Zedlitz, Chef des Criminal-Departements.

Mein lieber Etatsminister von Zedlitz. Da ich mich genöthigt gesehen, drey der hiesigen Kammergerichtsräthe, Namens Friedel, Graun und Ransleben, wegen einer höchst ungerechten Sentenz, die die Cüstrinsche Regierung in Sachen des Müller Arnold aus der Pommerziger Krebsmühle, abgesprochen, und die von dem hiesigen Kammergericht approbirt worden, wovon obgedachte drey Räthe die Kammergerichtssentenz minutiret haben, nach dem Calandshof in Arrest bringen zu lassen: so gebe Euch hierdurch auf, daß von Seiten des Criminalcollegii über diese drey Leute nach der Schärfe der Gesetze gesprochen, und zum mindesten auf Cassation und Vestungsarrest erkannt wird, wobey auch zugleich zu erkennen gebe, daß, wenn das nicht mit aller Strenge geschiehet, Ihr sowohl als das Criminalcollegium es mit mir zu thun kriegen werdet. Denn die Sache ist gar zu arg, und besteht darin: Ein Edelmann, der läßt einen Teich machen, und um mehr Wasser darin zu haben, so läßt er einen Graben, der des Arnolds Wassermühle treibt, in den Teich leiten. Die Mühle verliert dadurch das Wasser und kann nicht mehr mahlen, außer höchstens 14 Tage im Frühjahr und

im späten Herbst, wenn die Gewässer sehr groß sind. Dennoch wird prätendirt: der Arnold soll seine Zinsen bezahlen, die er sonst gegeben. Er kann sie aber nicht bezahlen, weil er nicht mehr die vorige Einnahme hat. Daran aber kehrt sich die Cüstrinsche Justiz nicht, sondern sie befiehlt: daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht krieget, und das hiesige Kammergericht approbirt diesen Ausspruch.

Das ist höchst ungerecht, und deshalb nothwendig: daß einmal ein nachdrückliches Exempel statuirt wird, und darum ertheile Euch gegenwärtige Ordre, daß das Criminalcollegium über schon gedachte Leute mit Rigeur erkennen soll, denn ich will, daß in meinen Landen einem jeden, er sey vornehm oder gering, prompte Gerechtigkeit wiederfahren, und nicht zum Faveur eines Größeren gedrückt, sondern einem jeden, ohne Unterschied des Standes, und ohne alles Ansehen der Person, eine unpartheiische Justiz administriret werden soll. Ich habe auch die Ordre gestellt: daß die vier ersten Räthe der Cüstrinschen Regierung, dieser ungerechten Sentenz wegen, ebenfalls in Arrest gesezt werden sollen, desgleichen auch der dortige Fiscus, der an dieser Ungerechtigkeit mit Theil genommen, der soll ebenfalls arretirt und hieher nach

dem

dem Calandshof gebracht werden, damit das Criminalcollegium über denselben zugleich mit erkennen kann, welches dann die gedachten vier Räthe von Cüstrin, nach Erfordern der Umstände, auch hieher bringen zu lassen hat.

Zugleich geht meine Intention auch dahin: daß das Criminalgericht diesen Vorgang sämmtlichen Justizcollegiis in allen Provinzen bekannt machen, und sie ernstlich warnen soll, dergleichen Ungerechtigkeiten nicht zu begehen, widrigenfalls ich solche eben so nachdrücklich, sobald ich sie erfahre, bestrafen werde, und werden sie mir auch nicht gleich bekannt, so erfahre ich sie doch, wenn ich in die Provinzen komme, wornach sich also jedermann richten kann.

Hiernach ist auch meine ernstliche Willensmeinung, daß die mehrerwähnten Räthe des Kammergerichts, so wie auch die von der Cüstrinschen Regierung, sollen zusammen das Kaufgeld für die Arnoldsche Mühle, so wie auch allen Schaden, den derselbe wegen des ihm entzogenen Wassers erlitten hat, bezahlen. Welches denn die Neumärkische Kammer zu taxiren, und den Arnold in seine Mühle wieder einzusetzen, beordert ist; und soll hiernächst der von Gersdorf, der Behufs seiner Teiche den Arnold das Wasser zur Krebsmühle genommen hat, dahin ange-

hal-

halten werden, demselben dafür entweder eine tüchtige und gute Windmühle auf seine eigne Kosten zu erbauen, worauf er eben so viel abmahlen und Verdienst haben kann, wie auf seiner Krebsmühle, als er noch das volle Wasser gehabt, oder er muß seine Teiche wieder eingehen lassen, und dem Arnold das volle Wasser zu der Krebsmühle so, wie es vorher gewesen, ehe er seine Teiche angelegt hat, wieder zukommen lassen.

Hiernach habt Ihr nun alles weitere durchgehends gehörig zu verfügen und zu besorgen.

Ich bin Euer wohl affektionirter König

Berlin den 11ten Decbr. 1779.

Friedrich.

---

4. Bericht des Criminal-Senats des Kammergerichts.

Allerdurchlauchtigster rc.

Ew. Königl. Majestät haben durch das gnädigste Rescript vom 12ten dieses in Gefolge einer an Höchstdero Etats-Minister den Freiherrn von Zedlitz erlassenen allergnädigsten Kabinetsordre uns

auf-

aufzutragen geruhet, wider die wegen der Proceß-sache des Müller Arnolds contra den Landrath von Gersdorf arretirten drey Kammergerichtsräthe Friedel, Ransleben und Graun, und die vier Cüstrinschen Regierungsräthe, Busch, Neumann, Scheibler und Bandel, imgleichen den bey der Sache mit vorkommenden fiscalischen Bedienten, den Hof-fiscal und Advokat Schlecker, die Untersuchung schleunigst zu instruiren, und sodann unsern gutachtlichen Bericht darüber allerunterthänigst abzustatten. Die zur Untersuchung ernannten Commissarii, die Kammergerichtsräthe Strasburg und Kühze, haben die Untersuchung den 19ten dieses geendiget und Akten den 20ten eingereicht. Und hierauf haben wir insgesammt uns gemeinschaftlich aus den Akten informiret, die Sache nach Pflicht und Gewissen von allen Seiten gemeinschaftlich erwogen und sogar diesen allerunterthänigsten gutachtlichen Bericht gemeinschaftlich abgefasset.

Was von der Sache zu urtheilen sey, wird sich von selbst ergeben, wenn wir Ew. Königl. Majestät nach Pflicht und Wahrheit und mit der in gedachter allerhöchsten Kabinetsordre vorgeschriebenen gesezmäßigen Unpartheilichkeit die Lage und den Zusammenhang der Sache aus den Akten dargelegt haben werden;

den; in dem allerunterthänigsten Vertrauen, daß Ew. Königl. Majestät bey etwa habenden Zweifel über die Richtigkeiten unserer Anzeigen und Beurtheilung für uns die allerhöchste Gnade haben werden, in dieser, einen bereits durch zwey Instanzien getriebenen Civilproceß betreffenden, Sache allenfalls das Sentiment und allerunterthänigste Gutachten Höchstdero geheimen Tribunals, oder jedes andern Landesjustizcollegii zu erfordern.

Es kommt bey der Sache auf die Erörterung dreier Hauptpunkte oder Fragen an:

1) In wie weit Ew. Königl. Majestät die Sache den Akten gemäß, oder Aktenwidrig angebracht sey?

2) Ob in denen darin ergangenen Sentenzien eine wirkliche innere Ungerechtigkeit liege? und

3) Ob wider die Inculpaten äußere Anzeigen von Partheilichkeit, oder ungerechten und illegalen Verfahren, vorhanden seyn?

Ad 1. Scheinet nach demjenigen, so Ew. Königl. Majestät davon bekannt werden zu lassen geruhet haben, Allerhöchst denenselben die Sache in der Art und in dem Lichte vorgestellet zu seyn:

Als

Als wenn der Arnold ein Unterthan und Mühlenpächter des ꝛc. von Gersdorf gewesen sey; dieser einen ganz neuen Teich angelegt, Ihm dadurch das zur Mühle nöthige Wasser wirklich entzogen, und sodann die Ungerechtigkeit gehabt hätte, dennoch den völligen Pacht von ihm zu verlangen und ihn endlich durch ungerechte Erkenntnisse aus der Mühle zu werfen.

Diese Einkleidung und Vorstellung der Sache hat, wie wir bekennen müssen, Ew. Königl. Majestät sehr auffallend seyn müssen. Allein die Akten stellen dieses alles in einer ganz andern Lage und Verbindung dar.

Der Arnold ist nie ein Unterthan oder Pächter des ꝛc. von Gersdorf gewesen, sondern er besaß die Krebsmühle, welche auf Pommerzig unter dem Grafen von Schmettau liegt, eigenthümlich, und mußte an diesem einen jährlichen Erbzins entrichten. Mit diesem Erbzins war er schon anno 1773 in Rückstand. Der Graf von Schmettau, welcher ihn damals ausklagte, und desselben Condemnation zur Zahlung rechtskräftig erhielt, hatte indeß bis anno 1777 noch immer Geduld und Nachsicht mit ihm.

In diesem Jahre aber klagte er auf die Exekution wegen der Rückstände, und die Mühle, welche

der

der Arnold anno 1762 für 300 Rthlr. von seinem Vater erkauft hatte, wurde anno 1778, 635 Rthlr. taxirt und für 600 Rthlr. öffentlich gerichtlich und in ganz gesezmäßiger Form verkauft.

Der Proceß wegen der Mühle und das angebliche Herauswerfen aus derselben ist also eine ganz separate, blos den Grafen von Schmettau und gar nicht den 2c. von Gersdorf angehende Sache.

Bis dahin war folglich der Arnold außer aller Verbindung mit dem 2c. von Gersdorf, und hierdurch fällt zugleich ein Theil des gehäßigen Anstrichs weg, den die Sache sonst haben würde, wenn der 2c. von Gersdorf sein Gutsherr und Verpächter der Krebsmühle gewesen wäre.

Es ist aber ferner auch Aktenwidrig, daß der qu. Teich des 2c. von Gersdorf ganz neu angelegt sey.

Besage eines von diesem producirten alten landesherrlich bestätigten Documents, de anno 1566, hat der qu. Teich schon damals existiret, der 2c. von Gersdorf hat ihn anno 1770 blos gereinigt und retabliret, und bey solcher Gelegenheit zugleich aus seinen Brüchern durchgezogene Graben viel wildes Wasser in das Fließ geleitet.

Am

Am allerauffallendsten aber ist das, wenn es Ew. Königl. Majestät als eine erwiesene, gewisse und ausgemachte Sache vorgebracht worden ist: daß durch den besagten Teich der Mühle das ehedem gehabte Wasser entzogen worden sey, und daß es bey Entscheidung des Processes blos und allein auf diesen Punkt ankomme.

Als der ꝛc. Arnold über diesen Punkt mit seiner deshalb wider den Grafen von Schmettau angestellten Klage abgewiesen, und allenfalls wider den Landrath von Gersdorf bey der Neumärkschen Kammer zu klagen angewiesen worden war; so kam der ꝛc. Arnold unmittelbar bey Ew. Königl. Majestät ein, und erhielt eine Kabinetsordre vom 22ten August c. a. an die Regierung, daß diese zusammen mit dem Obristen von Heucking die Beschwerden des Arnolds mittelst eines Commissarii aus ihren Mitteln recherchiren und abmachen sollte.

Bey denen hierauf angestellten commissarischen Verhandlungen wurde eine Besichtigung von dem gedachten Obristen und dem Regierungsrath Neumann, jedoch ohne alle Zuziehung von geschwornen Sachverständigen, angestellet und die beiden Partheien vernommen.

Bey der zweiten nachher von dem rc. Neumann allein mit dem Teichinspektor Schadow vorgenommenen Besichtigung aber wurden auch die von beiden Theilen vorgeschlagenen Zeugen abgehöret.

Allein die Zeugen bekundeten lauter einzelne Umstände, und zwar von einzelnen Zeitpunkten. Sie konnten weder bestimmen, noch zuverlässig beurtheilen, in wiefern der Teich oder andre Ursachen an einem etwanigen Wassermangel Schuld wären; und sie konnten also, besonders in einer Sache dieser Art, nicht sonderlich releviren, wo es allemal und lediglich auf Beobachtungen, Ausmessungen und Beurtheilung recht erfahrner und verpflichteter Wasserbauverständigen ankömmt.

Aus dieser Ursache und auf Ew. Königl. Majestät fernere Kabinetsordre veranlaßte eben die Regierung die zweite Besichtigung unter Zuziehung des Teichinspektors Schadow, und dieser concludirte in seinem Gutachten dahin, daß er zwar hinlängliches Wasser bey der Mühle damals vorgefunden, dennoch aber, nach den von ihm angenommenen Principiis, zur trocknen Zeit die Mühle kein Wasser haben könnte.

Dieses Gutachten, welches, ohne einmal den Umfang und die Tiefe des qu. Teichs zu messen,

der

der Schadow abgegeben hatte, wurde, als die Regierung mit der Kammer darüber communicirte, von der leztern in einem Anschreiben vom 3ten December c. schon dadurch sehr geschwächt, daß die Kammer sich dahin ausließ, wie es ihr schiene: daß der 2c. Schadow in seiner Berechnung einen Irrthum begangen und eine gewisse Maaßzahl doppelt in Abrechnung gebracht hätte.

Das sonderbarste aber war: daß in einem von dem Regierungsrath Neumann bey damaliger Besichtigung abgehaltenen und von dem 2c. Schadow mit unterschriebenen Protokoll der Schadow Bemerkungen gemacht und Principia angenommen hatte, welche seinem nachherigen Gutachten fast geradezu widersprachen.

Was aber den von dem Obristen von Heucking inzwischen an Ew. Königl. Majestät von seiner Commission und Besichtigung erstatteten Bericht anlanget: so müssen wir zuförderst allerunterthänigst pflichtmäßig wiederholen: daß seine Besichtigung ohne Zuziehung eines geschwornen Sach- und Wasserbauverständigen geschehen ist; mithin, wenn die Sache unpartheiisch angesehen wird, von derselben mit gar keiner Zuverlässigkeit geurtheilet und berichtet werden konnte; und dieses ist auch der rechtliche Grund gewesen, warum

der Regierungsrath Neumann sich nicht hat entschließen können noch dürfen, auf Verlangen des Obristen von Heucking, von einer so gänzlich unzuverlässigen Besichtigung zusammen mit dem rc. von Heucking an Ew. Königl. Majestät zu berichten.

Wenigstens gehet dahin ausdrücklich das über die Sache erforderte Gutachten des bekannten Wasserbauverständigen, des Oberconsistorial- und Oberbauraths Silberschlag. Dieser specificiret eine Menge von Fehlern und Mängeln, sowohl bey dem von Heuckingschen Besichtigungsbericht, als dem Schadowschen Gutachten. Er hat bey dem erstern, nemlich bey dem rc. von Heuckingschen Bericht, einige Widersprüche bemerkt, und in Actis kommen außerdem noch manche erhebliche Umstände vor, die in dem von Heuckingschen Bericht nicht angeführet worden, z. E. der Umstand:

daß der rc. von Gersdorf bey Etablirung des Teichs aus seinen Brüchern Graben gezogen, und dadurch das wilde Wasser hinwiederum in das Fließ geleitet hat;

daß nach eidlicher Aussage des oberhalb dem Teiche wohnenden Müllers, blos wegen der, einige Jahre hinter einander gewesenen trocknen Sommer, es über-

haupt

haupt an hinlänglichem Wasser im Fließ gefehlet habe;

daß die Arnoldsche Mühle ganz verfallen gewesen, und sich viel Wasser durch das durchlöcherte Mühlenbett, ohne das Rad zu berühren, vergeblich verlaufen habe;

und daß der sogenannte Schneidemüller eidlich bekannt: daß er in gewöhnlichen Jahren wenig gefeiert und seinen Pacht gemächlich entrichtet habe. Wie sich denn auch aus der Zeugen Aussage ergiebt, daß in den nassen Jahren 1770, 1772, wegen des hohen Unterwassers aus der Oder, welches das Mühlenrad gehemmt, der Arnold nicht habe mahlen können; und ferner: daß der qu. Teich seit seiner Etablirung 5 Jahre abgelassen und nicht mit Fischen besezt gewesen sey; folglich hiernach auf alle Fälle 4 bis 5 Jahre von der Entschädigungsforderung des Arnold billig abgehen müßten, und was dergleichen Umstände mehr sind.

Ueberhaupt aber erklärt sich der Silberschlag in Absicht beider Berichte sowohl des ꝛc. von Heuckingschen als des Schadowschen, daß die Frage:

„Ob der Arnold bey seiner Krebsmühle Man„gel an Wasser gehabt, und ob dieser Mangel von

 „dem

„dem qu. Teich hergerühret habe, noch mit gar kei„ner Zuverlässigkeit entschieden und ausgemittelt sey, „sondern zu solchem Ende mit wiederholten zu ver„schiedenen Jahreszeiten angestellten Beobachtungen, „Ausmessungen und Berechnungen ganz anders zu „Werke gegangen werden müsse.“

Eben dieses jezt angeführte erhält durch die damit einstimmige Behauptung des Wasserbauverständigen Kriegesrath Senff in seinem erst den 28ten hujus aus Züllichau uns zugekommenen Bericht von der auf Befehl der Neumärkschen Kammer gehaltenen Besichtigung der Krebsmühle noch mehr Gewicht. Denn er concludirt gleichfalls ausdrücklich dahin: daß er von der Schädlichkeit des qu. Teiches noch gar nichts Zuverlässiges bestimmen und solches nicht eher geschehen könne, als bis im Sommer wiederholte Versuche angestellt worden. Nur so viel ist unter andern von ihm bestimmt angemerkt worden:

daß, so wie auch die Zeugen bereits ausgesagt, durch den schlechten baulichen Zustand der Mühle sehr vieles Wasser unnütz verloren gegangen;

daß sehr oft, so wie jezt, das Grundwasser aus der Oder das Mahlen unmöglich mache, und endlich

daß der Teich allenfalls nur blos bey trockenen Zeiten

ten der Mühle etwas Wasser entziehen könne, dessen Beträchtlichkeit sich jezo nicht bestimmen liesse.

Es ist also hiernach offenbar: daß der Hauptgrund der Klage und Beschwerde des ꝛc. Arnold noch bis diesen Augenblick weder erwiesen noch ausgemittelt ist.

Die lezte und endliche Beschwerde des Arnold geht dahin: daß er durch ungerechte Erkenntnisse um seine Mühle gebracht worden sey, und dieses gehört zum zweiten Gegenstand unserer Erörterung.

Wir haben oben schon allerunterthänigst bemerkt: daß der Graf Schmettau den Arnold zwar schon anno 1773 ausgeklagt, bis anno 1777 aber mit ihm, besage der Akten, Geduld und Nachsicht gehabt habe, ehe er seine Mühle anno 1778 zum Verkauf brachte.

Der Arnold brauchte zwar schon hiebey den vorgeblichen Wassermangel zu einem Einwande, allein Erkenntnisse, die rechtskräftig worden, condemnirten ihn aus den rechtlichen Gründen zur Zahlung, weil er nicht Pächter, sondern Eigenthümer der Mühle und der Graf Schmettau an dem etablirten Teiche nicht Schuld wäre; aus eben diesen Gründen wurde auch seine wider den Grafen Schmettau angestellte Klage,

 weil

weil dieser die Anlegung des Karpfenteichs zugegeben hätte, durch zwey Instanzien abgewiesen, jedoch ihm nachgelassen: den ꝛc. von Gersdorf bey der Neumärkschen Kammer deshalb in Anspruch zu nehmen; und da er statt dessen sich unmittelbar an Ew. Königl. Majestät wandte, so wurde auf Allerhöchst Dero Befehl die Sache schon gedachtermaßen commissarisch verhandelt; worauf die besonders jezt zu erörternden zwey Sentenzien, der Regierung und des Kammergerichts, erfolgten, welche wiederum den Arnold mit seiner Klage wider den ꝛc. von Gersdorf abwiesen.

Dieses war nun freilich auffallend, und es erwuchs eben daher der Anschein, als wenn dem Commissario sowohl als den beiden Collegiis zur Last zu legen wäre: daß sie bey der vorstehend deducirten Unvollständigkeit des Beweises, oder der fehlenden Ausmittelung des Wassermangels, und der Schädlichkeit des Teiches, als worin der Arnold seine Klage hauptsächlich fundirte, nicht eine völlig genugthuende recherche und Ausmittelung deshalb veranlaßt, ehe sie definitive erkannten. Allein beide Collegia, wie Relation und Sentenzien ergeben, sahen die Sache aus einem Gesichtspunkte an, welcher die ganze Frage wegen des Wassermangels unnöthig und unerheblich machte.

In

In Ermangelung eines Landrechts oder eines ausdrücklich darüber sprechenden Landesgesetzes nahmen beide Collegia mit Beistimmung des allgemein anerkannten Naturrechts und einiger Gesetze aus dem gemeinen Römischen Recht; worauf, wenn Landesgesetze fehlen, nach Landesherrlichen Verordnungen zurückgegangen werden muß; imgleichen mit Beifall der berühmtesten Rechtslehrer als einen richtigen Rechtssatz an: daß ein jeder Eigenthümer oder Gutsherr auf seinem Grund und Boden nach Gefallen bauen und Anlagen machen, folglich auch das Wasser eines durch sein Gut strömenden Fließes nach Gefallen nutzen und anwenden könne, ohne sich an die Convenienz seiner Nachbaren zu kehren, in sofern nicht Landespolizeigesetze oder Verträge und Conventionen mit Nachbarn ihm Gränzen setzen.

Hier trat besonders der merkwürdige Umstand hinzu: daß der rc. von Gersdorf ein von dem Hochsel. Markgrafen Johann landesherrlich bestätigtes Document und Vertrag de anno 1566 producirte, welches auch von dem Gegentheil recognosciret wurde, und dadurch nachwies: daß schon die damaligen Besitzer von Pommerzig, die rc. von Kalkreuth seinen Vorfahren, denen von Gersdorf auf Kay, die Haltung des jezt quaest. Teiches und die freie Nutzung

und Disposition über denselben zugestanden hätten, und darüber völlig übereingekommen wären.

Hiernach hielten also beide Collegia, nach reifer Ueberlegung der Sache, dafür, daß im gegenwärtigen Fall die Anwendung des vorstehend angeführten Rechtssatzes um so mehr statt finden müßte.

Wir haben schon gleich Anfangs allerunterthänigst bemerkt, und müssen es hier noch näher wiederholen, daß wir, als erster Senat des Kammergerichts, in Civilprocessen nie anders, als in erster Instanz zu erkennen haben, mithin die Rechtmäßigkeit dieser Erkenntnisse zu beurtheilen nicht so sehr unsere Sache sey, daß sie nicht vielmehr für die oberste Instanz in Civilprocessen und etwa das Geheime Tribunal gehören sollte, welches dazu, weil es sein eigenes Geschäfte ist, Erkenntnisse der untern Instanzien zu beurtheilen, ohnstreitig am schicklichsten seyn würde.

Indessen vermögen wir doch immer so viel mit Ueberzeugung einzusehen, daß in den beiden jezt quaest. Sentenzien und deren Gründen nichts liege, was auch nur auf die entfernteste Art eine innere Ungerechtigkeit derselben oder einen Anschein von Partheilichkeit zu erkennen geben könnte.

Denn

Denn wenn man nach den natürlichsten Begriffen von der Sache diejenige nur eine ungerechte Sentenz nennen kann, welche wider klare und deutliche Gesetze anläuft, und aus Bewegungsgründen von Bestechung oder Menschenfurcht, Gunst und andern passionirten Absichten gegeben wird, so wird man gewiß keines dieser wesentlichen Requisiten im gegenwärtigen Fall antreffen. Von den leztern, nämlich unlautern Bewegursachen, findet sich, wie wir noch mit mehreren zeigen werden, nicht die geringste Spur. Und ersteres anlangend, so läßt sich eine vorsezliche ungerechte Beurtheilung, bey Gründen, wie sie hier vorkommen, nicht gedenken. Der obgedachte zum Grunde gelegte Rechtssatz des Natur- und römischen Rechts und das von dem 2c. von Gersdorf producirte Document macht solches unmöglich.

War es richtig, daß kein Landesgesetz und kein widriger Vertrag mit Nachbarn, der natürlichen Freiheit und Befugniß des 2c. von Gersdorf, seinen Grund und Boden, nebst dem durchströmenden Fließ zu nutzen, Gränzen sezte, hatte er vielmehr das Document 1566 als einen alten nachbarlichen Vertrag vor sich, nach welchem ihm von den damaligen Besitzern von Pommerzig die Haltung, freie Nutzung und Disposition eben des jezt quaest. Teiches ausdrücklich

zu-

zugestanden war, und befand er sich seit mehr als 200 Jahren in dem Besitz dieses landesherrlich bestätigtigten Rechts; so konnte ihm solches so wenig jezt als jemals rechtlich bestritten oder entzogen werden. Er gebrauchte sich nur seines Rechts, und nach den Naturrechten und Gesetzen gilt der Rechtssatz:

Wer sich seines Rechts bedient, thut Niemanden Unrecht.

Zwar hat der ꝛc. Heucking in seinem Bericht behaupten wollen: daß jenes alte Document dem ꝛc. von Gersdorf eher entgegen stehe, als ihm vortheilhaft sey; allein man darf nur sothanes Document in seinem ganzen Zusammenhange mit Einsicht und aufmerksamer Unpartheilichkeit lesen, um zu finden, daß darin wirklich von dem zugestandenen freien Gebrauch des Teichs, als Teich, die Rede sey, und daß nur auf den Fall, wenn der ꝛc. von Gersdorf nach seiner Convenienz ihn wüste oder unbewässert liegen ließe, wegen der Nutzung der Grasung in demselben etwas verabredet sey.

Den Inhalt dieses Documents muß sich auch der ꝛc. Arnold um so mehr gefallen lassen, da zugleich aus demselben sich abnehmen läßt, daß seine jetzige Mühle schon Anno 1566 existirt, und der Pommerziger

ziger Herrschaft zugehöret habe, indem er hiernach demjenigen, was die damalige Herrschaft und Eigenthümer seiner Mühle wegen der quaest. Teiche verabredet haben, sich ebenfalls unterwerfen muß.

Wir wollen hiermit indessen nicht sagen, daß schlechterdings keine andere Entscheidung der Sache, als diese, möglich gewesen, oder noch sey. Das wäre zu viel gesagt, und die fast täglich vorfallenden Mannigfaltigkeiten der Urtheile in verschiedenen Instanzien, die gleichwohl alle mit Rechtsgründen sich unterstützen, würden solches widerlegen. Nur so viel glauben wir aus dem vorbeducirten gewissenhaft und mit Zuverlässigkeit folgern zu können, daß die Gründe der quaest. Sentenzien so beschaffen sind, daß sie nicht nur keine vorsezliche Ungerechtigkeit enthalten oder beweisen, sondern auch allen Verdacht einer vorsezlichen Ungerechtigkeit ausschließen. Wir können es nicht für ganz unmöglich erklären, daß die dem ꝛc. Arnold annoch offen gebliebene dritte Instanz die Sache aus einem ganz andern und neuen Gesichtspunkte ansehe und beurtheile; allein bey der so bekannten Verschiedenheit menschlicher Einsichten und Meinungen wird es auch alsdann immer noch dahin stehen: wer die Sache am besten getroffen habe, ob der lezte oder der vorige Richter; und

andern

andern Theils würde aus einem etwanigen reformatorischen Urtheil höchsten Falls nur so viel geschlossen werden können: daß der vorige Richter, bey aller gehabten guten und redlichen Absicht, dennoch die Sache nicht so richtig, als der leztere, penetriret und beurtheilet habe.

Hieraus aber kann wegen der allgemeinen menschlichen Schwachheit kein Verbrechen gemacht werden, und noch kein Gesez, weder in denen Ew. Königl. Majestät gerechtestem Scepter unterworfenen Staaten, noch in gemeinen Rechten, hat jemals auf unvorsezlichen Irrthum oder einen Fehler der Einsicht eines sonst tüchtigen Richters Strafen bestimmt, sondern es sind blos wegen Möglichkeit einer unrichtigen Einsicht, und um die Entscheidung wichtiger Sachen nicht auf die Meinung eines einzigen Richters oder Collegii ankommen zu lassen, mehrere Instanzien angeordnet, damit die folgenden die etwanigen Fehler oder irrigen Beurtheilungen der erstern redressiren könnten.

Es fehlet ohnehin bey gegenwärtiger Sache an der zweiten wesentlichen Eigenschaft eines ungerechten Urtheils, nämlich, wie wir bey dem dritten Punkt zu erörtern haben, an allen unlautern Absichten und Bewegursachen.

Es

Es ist ein in der Natur des Menschen gegründeter Rechtssatz: daß niemand ganz umsonst und vergebens böse sey, oder eine böse strafbare Handlung unternehme.

Die Vorstellung von der Gefahr, die mit einer bösen Handlung gemeiniglich verknüpft ist, oder vor der möglichen übeln Folge derselben, muß durch starke Gründe des Vortheils und Nutzens überwogen werden.

Dies ist aber hier der Fall gar nicht gewesen. Die sämmtlichen Inculpaten sind, wie es notorisch ist, bisher in ihrem Amte unbescholtene Leute gewesen, auf die noch nie ein Verdacht oder eine Anschuldigung der Ungerechtigkeit und Partheilichkeit gekommen ist; und wenn Unwissenheit oder Mangel an Rechtskenntnissen ihr Fehler wäre, so würden sie zu den Aemtern gewiß nicht gelanget seyn, die sie bisher bekleidet haben.

Es findet sich in den ganzen Akten wider sie nicht die geringste Spur von Bestechung, Collusion, Menschenfurcht, oder andern passionirten Absichten, und es hat sogar deshalb nicht das geringste wider sie angegeben werden mögen. Das Objekt des Processes, nämlich die eingeklagte Summa von etwa

700

700 bis 900 Rthlr. war nicht so beträchtlich, daß zu Bestechung zweier Landes-Collegiorum etwas ansehnliches hätte angewendet werden können, und der Landrath von Gersdorf war der wichtige und furchtbare Mann nicht, daß zwey Landescollegia en faveur seiner zu Begehung einer vorsezlichen Ungerechtigkeit hätten übereinkommen, Pflicht und Gewissen vergessen, und mit Gefahr ihrer Ehre und ganzen Glücks, sich dem Zorn und der höchsten Ungnade Ew. Königl. Majestät, welche sie nach Höchstdero weltgepriesenen Gerechtigkeitsliebe alsdann unausbleiblich zu gewarten hatten, aussetzen sollen.

Dieses wird durch das ganze Betragen der Inculpaten bey dieser Sache, und so wie die Akten solches darstellen, noch mehr unterstüzt. Denn so viel die drey arretirten Kammergerichtsräthe betrifft, so müssen wir zuförderst allerunterthänigst bemerken: daß nicht diese drey Räthe allein die zweite Sentenz in der Arnold-Gersdorfischen Sache abgefaßt haben, so daß sie solche vorzüglich und allein zu verantworten hätten, sondern es haben der Kammergerichtspräsident von Rebeur und die Kammergerichtsräthe Uhl, Kircheisen und Goslar gleichen Antheil daran. Nach der bey denen Landes-Justizcolle-

collegiis angeordneten Art des Verfahrens werden dergleichen in der Appellationsinstanz einkommende Sachen, gemeiniglich wie es die Reihe trift, einem der Räthe zugeschrieben. Im gegenwärtigen Fall traf es den Kammergerichtsrath Ransleben, und hätte eben so gut auch einen andern treffen können, daß diese Sache ihm zugeschrieben wurde. Wegen des von Ew. Königl. Majestät eingegangenen Beschleunigungsbefehls mußte er, in einer Zeit von 24 Stunden, sich aus den sehr weitläuftigen und voluminösen Akten informiren, und in dieser kurzen Zeit eine Relation von 6 Bogen ausarbeiten, die gleichwohl nicht nur das aktenmäßige richtige Faktum und den Vorgang der Sache, sondern auch alles übrige Wesentliche enthält, was zu Beurtheilung der Sache nöthig und dienlich seyn könnte. Er hat darin die beiderseitigen Zeugenaussagen, so wenig sie auch in einer Sache dieser Art relevirten, als bey welcher auf alle Fälle nur die Ausmittelung wahrer Sachverständigen entscheiden kann, sogar extrahiret und vorgetragen; der von Heuckingsche Bericht aber ist in pleno verlesen worden.

Er trug ferner alle bey der Sache vorkommenden Bedenklichkeiten, besonders wegen des etwa näher auszumittelnden Wasserverhältnisses, und der

der vorgegebenen Schädlichkeit des Teichs vor, und that mit einer ganz sichtbaren Unpartheilichkeit alles, was zu richtiger Beurtheilung der Sache, für die eine oder die andere Seite, möglich und nöthig war. Er reichte hierauf des andern Tages seine Relation mit den Akten ein: diese wurden wie gewöhnlich vor dem Präsidenten hingelegt, um bey den wichtigsten Punkten Zeugenaussagen, Documente oder dergleichen nachsehen und den Referenten controlliren zu können; und nach reiflicher Ueberlegung und Besprechung wurde nicht blos von den drey arretirten Kammergerichtsräthen, sondern auch von den Mitanwesenden, dem Präsident von Rebeur, und den Kammergerichtsräthen Uhl, Kircheisen und Goslar einmüthig so concludiret, wie die Sentenz es besaget; nämlich: daß bey dieser Sache, blos die durch die gemeinen Rechte, in Verbindung mit dem oftserwähnten Document de anno 1566 begründete Befugniß des ꝛc. von Gersdorf entscheide, und es folglich auf die Frage wegen des Wassermangels und vorgeblichen, aber unerwiesenen und unausgemittelten Schädlichkeit des quaest. Teiches nicht weiter ankomme. Worauf ebenfalls nach der Usance der Kammergerichtsrath Ransleben die Sentenz abfaßte, und diese nicht nur von den drey arrekirten Räthen, sondern auch von dem Präsidenten und

denen drey andern vorbenannten Räthen unterschrieben wurde.

Nachdem wir vorhin schon ausgeführt haben: daß vorgedachtes Erkenntniß keinen Verdacht einer vorsezlichen Ungerechtigkeit oder Partheilichkeit an die Hand gebe, auch daß keine äußere Anzeigen der Ungerechtigkeit, als Bestechung, Collusion ꝛc. vorhanden sind; so wird nunmehr sich von selbst ergeben: daß den drey arretirten Kammergerichtsräthen Friedel, Ransleben und Graun, so wenig, als den übrigen vorbenannten Präsidenten und Gliedern des zweiten Senats, bey Einleitung und Beurtheilung der Sache, etwas zur Last zu legen sey.

Eben dieses gilt auch, wie wir noch allerunterthänigst zeigen müssen, von den vier arretirten Neumärkschen Regierungsräthen, Busch, Neumann, Scheibler und Bandel.

Nach den Arnoldischen Beschwerden zu urtheilen, würde zwar vorzüglich dem Regierungsrath Neumann zur Last zu kommen scheinen, daß er, als Commissarius, die Sache nicht hinlänglich eingeleitet und instruirt, und daß er nicht bey den Mängeln des Schadowschen Gutachtens, durch eine weitere und bessere Recherche durch bewährte Kunst- und

Wasserbauverständige die Sache in ein mehreres Licht zu setzen gesucht, folglich durch diese Unterlassung beide Collegia irre geführet habe.

Allein, so wie die gedachten sämmtlichen vier Regierungsräthe insgesammt auf das höchste betheuern: daß sie in dieser Sache nicht anders als nach Pflicht, Gewissen und Ueberzeugung gehandelt hätten; also hat auch besonders der Regierungsrath Neumann sein ganzes Verfahren in Einleitung und Instruirung der Sache, als rechtlich und den damaligen Umständen angemessen, nachgewiesen; und unter andern unter Berufung auf den Regierungsreferendarius von Mühlheim, welcher der Commission mit beigewohnet hat, zu seiner Vertheidigung angeführet: daß der Obrist von Heucking nicht nur gleich von Anfang an die Prävention und die Meinung geäußert habe, daß der Krebsmühle das Wasser entzogen sey und die Arnoldschen Eheleute Recht hätten, sondern auch, in dem Fortgange der Commission, und besonders zulezt, zu ihm selbst gesagt hätte, man müßte doch an Ew. Königl. Majestät zum Besten der Arnoldschen Eheleute berichten; denn Ew. Königl. Majestät wollten diesen Leuten geholfen wissen, und im Gegentheil hätte man die größte Ungnade zu befürchten. Er hat ferner, wegen

gen des von dem von Heucking bey der Commission adhibirten Regimentsquartiermeisters und Auditeurs Bech, angeführt, daß derselbe, nach der Versicherung des Secretarii des rc. von Stosch auf Belzig, Namens Krummteich, ein Consulent der Arnoldschen Eheleute sey, daß derselbe auch bey der Commission diesen Leuten fast sichtbarlich assistirt habe, vielleicht aus Feindschaft wider die Regierung, und besonders wider ihn den rc. Neumann. Denn der Bech wäre, ehe er Auditeur geworden, Advokat zu Krossen und Justiziarius in dem Städtchen Sternberg gewesen; woselbst er theils wegen verschiedener Excesse und Pflichtwidrigkeiten, verschiedentlich und einmal mit 20 Rthlr. von der Regierung gestraft, theils ihm in einigen Sachen, z. E. wegen der von dem rc. Bech intendirten Aufhebung des Bettführerischen Fideicommisses, nicht gewillfahret worden. Der Regierungsrath Neumann hat sich dabey auf Akten bezogen, und diese von uns eingesehene Akten rechtfertigen auch dasjenige, so er zur Bescheinigung der Animosität des rc. Bechs gegen ihn und die Regierung angeführt hat.

Außerdem aber gehet auch noch aus den beiliegenden Akten der hiesigen Stadtgerichte hervor: daß der Bech hieselbst ehedem Untergerichts-Advokat

gewesen und mit Hinterlassung einer grossen Schuldenlast ausgetreten sey. Dieses müssen wir indessen dahin gestellet seyn lassen; und wir haben es blos kürzlich berührt, weil wir nach unserer Pflicht nichts, so ein Inculpat zu seiner Vertheidigung beibringt, übergehen dürfen.

Seine übrige Vertheidigung gründet der rc. Neumann in den Akten. Diese zeigen: daß er sowohl bey der Commission und Besichtigung mit dem rc. Heucking alles, was ihm damals ohne Sachverständige möglich gewesen, seinerseits gethan, als auch bey der zweiten, unter Zuziehung des Teichinspektoris Schadow, vorgenommenen Besichtigung gehörig zu Werke gegangen sey. Eine fernerweitige Recherche aber, wegen des vorgegebenen Wassermangels, ist nach seinem Anführen, theils wegen fehlender Wasserbauverständigen, theils wegen der befohlnen Beschleunigung der Sache nicht möglich gewesen, theils auch, durch die Entscheidung der Regierung und die Art, wie selbige die Sache einsah und beurtheilte, unnöthig geworden. Denn sobald von derselben durch die Mehrheit der Stimmen angenommen worden wäre: daß dem rc. von Gersdorf die vorhin deducirte uneingeschränkte Befugniß zu Haltung des Teichs zukäme, so hätte es auf die

Frage

Frage wegen des von dem ꝛc. Arnold vorgegebenen Wassermangels und die Schädlichkeit des qu. Teichs, wie von selbst einleuchte, nicht mehr ankommen können.

Die Regierung selbst verfuhr übrigens bey dem Vortrage, Beurtheilung und Entscheidung der Sache völlig so, wie es gesezlich erforderlich ist, und wie wir vorhin in Absicht des Kammergerichts angemerkt haben, und nur der einzige Regierungsrath Scheibler, welcher daher auch wol auf alle Fälle gänzlich außer Verantwortung seyn würde, war einer entgegengesezten Meinung, dahin: daß der Vorliegende dem Unterliegenden das Wasser zu entziehen nicht berechtigt sey, und daher der Punkt wegen des Wassermangels näher und zuverlässiger recherchiret werden müßte. Er konnte indessen die Mehrheit der Stimmen nicht verhindern, sondern mußte nachgeben.

Es läßt sich also auch in Absicht dieser vier Inculpaten nichts tadelhaftes oder sträfliches vorfinden.

So viel endlich den Hoffiscal und Advokat Schlecker anlanget, so ist solches ein Mann von 60 Jahren und anno 1774 Justiziarius des Grafen von Schmettau zu Pommerzig geworden. Er leug-

 net,

net, den Arnoldschen Eheleuten jemals in ihren processualischen Angelegenheiten bedient gewesen zu seyn, sie hätten es zwar von ihm verlangt, er hätte es aber deklinirt, aus Achtung für den Grafen, den er als Hofmeister geführt habe.

Und eben so wenig will er auch jemals mit dem ꝛc. von Gersdorf als Consulent in Verbindung gewesen seyn. In dem Proceß des Grafen von Schmettau wider den Arnold, wegen des schuldigen Erbzinses, hat er jedoch das ganz rechtliche Erkenntniß gemacht, wodurch der Arnold zur Zahlung condemniret worden, und nachdem dieses rechtskräftig geworden war, hat er auf Ansuchen des Grafen von Schmettau die Mühle gerichtlich verkaufen müssen.

Hierbey sowohl als bey der nachherigen Exmission der Arnoldschen Eheleute ist er, wie Acta zeigen, überall gesezmäßig zu Werke gegangen, und der ihm von der Arnoldin gemachte Vorwurf, daß er sie auf einige Stunden ins Gefängniß geschickt, ist deswegen unerheblich, weil Acta zeigen, daß er solches, wegen ihres unruhigen und unanständigen Betragens in dem Licitationstermin, zu thun genöthigt gewesen.

Ueber=

Ueberhaupt kann man den Schlecker einer Partheilichkeit bey dieser Sache um so weniger beschuldigen, da Acta beweisen, daß er selbst den Grafen von Schmettau zu disponiren gesuchet: daß derselbe von dem ꝛc. Arnold, statt etlicher 100 Rthlr. Rückstand, 40 Rthlr. annehmen, und damit zufrieden seyn möchte. Uebrigens ist er so wenig verdächtig, und noch weniger überführt, daß er sich dieser Untersuchung durch die Flucht habe entziehen wollen, daß vielmehr ein von ihm beigebrachtes Billet beweiset, daß er von selbst sich hier in Berlin hat sistiren wollen, und ganz allein, und von selbst sich zu dem Ende nach Frankfurt begeben hat, wo er, nach Anzeige seines Namens und vorhabender Reise nach Berlin, arretirt worden ist.

Unter diesen Umständen läßt sich also auch für den Inculpaten nichts gravirliches absehen.

Und hiermit haben wir nach Pflicht und Wahrheit Ew. Königl. Majestät diese Sache aus den Akten allerunterthänigst vorgelegt; wir haben gewissenhaft gezeigt, daß die Sache Ew. Königl. Majestät in einem falschen, oder wenigstens unrechten und nicht in dem aktenmäßigen Lichte angebracht und vorgestellet worden sey; daß die Arnoldschen Beschwerden und deren Hauptgrund, nemlich der Wassermangel

und die Schädlichkeit des Teiches, unerwiesen und unausgemittelt sind; daß die quaest. zwey Sentenzien des Kammergerichts und der Regierung weder an und für sich ungerecht und partheiisch, noch die mindesten äußern Anzeigen von Ungerechtigkeit, nemlich Bestechung, Collusion rc. vorhanden sind; und daß endlich sowohl die Einleitung als die Beurtheilung der Sache, so viel nach den Umständen und nach der Lage der Akten geschehen können, überall gesez- und vorschriftsmäßig geschehen sey.

Unsre eifrigste Nachforschung in den Akten, ob nicht etwas gravirliches oder sträfliches wider die Inculpaten zu entdecken seyn mögte, um wider sie, nach der Strenge der Geseze, antragen zu können, mit welcher unlängst unsere Anträge bey dem Vergehen anderer Justizbedienten, z. E. wider den Justizdirektor von Gobbenthan, den Landvoigteidirektor von Göze, den Landvoigtei-Gerichtsrath Rhees und andre geschehen sind, ist vergeblich gewesen; und wir haben die Akten so nehmen müssen, wie sie sind.

Nach dieser Lage der Sache werden Ew. Königl. Majestät schon Allerhöchst selbst und allergerechtest zu ersehen geruhen, daß so wenig den drey Kammergerichtsräthen Friedel, Ransleben und

Graun,

Graun, als denen vier Regierungsräthen Busch, Neumann, Scheibler und Bandel, wie auch dem Hoffiscal Schlecker, ein Verbrechen oder etwas sträfliches, am wenigsten aber dem ꝛc. Scheibler, der auf alle Fälle vollends außer Schuld ist, zur Last zu legen sey; und daß, wenn ja eine, durch keine Gesetze für strafbar erklärte irrige Einsicht oder Beurtheilung der Sache, welche wir jedoch anzunehmen noch keinen Grund haben, in der dritten Proceßinstanz, als die dieser Sache rechtlich noch offen ist, erfindlich seyn sollte, Ew. Königl. Majestät der gemeinen menschlichen Schwachheit solches in Gnaden zu übersehen geruhen werden.

Schließlich müssen wir unsere allerunterthänigste Bitte wiederholen, daß Ew. Königl. Majestät im Fall habender Zweifel über die Richtigkeit unserer Anzeigen und Beurtheilung, diese mehrentheils einen Civilproceß betreffende Sache dem Geheimen Tribunal zufertigen zu lassen geruhen wollen; wobey wir zugleich allerunterthänigst anheimstellen: ob etwa auch dem Geheimen Tribunal aufzutragen seyn möchte, in dem Arnold- von Gersdorfschen Civilproceß selbst in dritter Instanz zu erkennen, und dadurch allenfalls in dem Civilforo das nöthige einzuleiten und fernerweit zu verfolgen, zumal auf alle

Fälle

Fälle die Sache noch gar nicht rechtskräftig entschieden ist, wenn nur der Sache der rechtliche Lauf gelassen wird; zu dessen Behuf auch der rc. von Gersdorf in Appellatorio schon eventuellement noch *auf* Abhörung vieler Zeugen und auf Besichtigung durch geschworne Wasserbauverständige provocirt hat.

Wir überlassen jedoch rc. und ersterben rc.

Ew. Königl. Majestät

Erster und Criminal-Senat
des Kammergerichts.

Dieses gemeinschaftliche in pleno Collegio abgefaßte Gutachten wird hiermit überall approbirt, den 26ten Decemb. 1779.

Keßler. Haag. Krüger. Friese. Straßburg.
Kühze. Mayer. Rimpler. Rudolphi.
von Benecken.

---

5. Lezte Entscheidung König Friedrich II.

Von Gottes Gnaden Friedrich, König von Preußen rc.

Unsern rc. Das von Euch, wegen der, in der Müller Arnoldschen Sache, arretirten Justizbedienten

ten abgefaßte und integraliter Uns vorgelegte Gutachten ist von Unserer höchsten Person selbst abgeändert worden, und verordnen Wir höchst Selbst: daß

1) der Neumärksche Regierungsrath Scheibler, welcher nach dem Gutachten des Criminalcollegii einer entgegengesezten Meinung gewesen, und dahin votiret hat: daß der Vorliegende dem Unterliegenden das Wasser zu entziehen nicht berechtiget, und daher der Punkt wegen des Wassermangels näher und zuverlässiger recherchirt werden müsse, des Arrestes entlassen, und auf seinen Posten nach Cüstrin zurückgehen;

2) desgleichen auch der Kammergerichtsrath Ransleben, welcher nach dem Inhalt des Gutachtens bey der Sache sich alle Mühe gegeben, und alle vorkommenden Bedenklichkeiten, besonders wegen des etwa näher auszumittelnden Wasserverhältnisses und der vorgegebenen Schädlichkeit des Teiches, mit einer ganz sichtbaren Unpartheilichkeit vorgetragen hat, ebenfalls des Arrestes entlassen; dahingegen

3) die Neumärkschen Regierungsräthe Busch, Bandel und Neumann, ferner die Kammergerichtsräthe Friedel und Graun, und der Pommerziger

Justi-

Justiziarius Schlecker, sämmtlich cassiret, und jede von ihnen überdem noch mit Einjährigem Vestungs-arrest belegt werden sollen.

Ueberdem müssen die Regierungs- und Kammergerichtsräthe Busch, Bandel, Neumann, Friedel und Graun, und der Pommerziger Justiziarius Schlecker, den Werth der Arnoldschen Mühle sowohl, als auch ihm selbst allen seinen gehabten Verlust und Schaden, der ihm bey dieser Sache verursachet worden, nach der von der Neumärkschen Kammer davon anzufertigenden Taxe, aus ihren eigenen Mitteln bezahlen, mithin solchergestalt der Müller Arnold völlig in integrum restituiret werden.

Gleichwie Ihr nun hiernach ganz ungesäumt das weiter nöthige zu verfügen habt, so lassen Wir Euch auch zugleich die zu gedachter Justizbedienten Annahme erforderliche Ordre an das Gouvernement zu Spandau hieneben zufertigen. Sind ꝛc.

Berlin den 1ten Januarii 1780.

Friedrich.

An

den Justiz-Minister, Freiherrn von Zedlitz.

---

6. An-

6. Anerkennung der Unschuld der verurtheilten Justizbedienten durch König Friedrich Wilhelm II.

Friedrich Wilhelm, König ꝛc.

Unsern ꝛc. Wir haben auf das Gesuch des vormaligen Neumärkschen Regierungspräsidenten Grafen von Finkenstein für gut befunden, eine nochmalige Revision der im Jahr 1779 wegen der bekannten Müller Arnoldschen Sache gegen die Kammergerichtsräthe Friedel und Graun, ingleichen gegen die Neumärkschen Regierungsräthe Neumann, Busch und Bandel, auch gegen den Hoffiscal Schlecker verhandelten Untersuchungsakten zu verfügen, und das darüber von dem Criminalsenat des Kammergerichts erstattete Gutachten Uns vorlegen zu lassen. Da Wir Uns nun daraus überzeuget haben, daß den benannten Justizbedienten nicht der geringste Verdacht einer in der Arnoldschen Sache begangenen Ungerechtigkeit, Partheilichkeit oder irgend eines andern Pflichtwidrigen Verhaltens zur Last falle, und also die zur damaligen Zeit gegen sie ergangenen Verfügungen nur als die Folgen eines Irrthums, wozu der ruhmwürdige Justizeifer Unsers in Gott ruhenden Onkels Majestät durch unvollständige, der wahren Lage der Sache nicht angemessene Berichte

übel

übel unterrichteter und präoccupirter Personen verleitet worden, anzusehen sind; So bestätigen Wir hierdurch den Inhalt besagten rechtlichen Gutachtens, in dessen Gefolge vorgenannte Justizbediente für *unschuldig* zu erklären, auch ihnen wegen Schaden und Kösten ihre Rechte vorzubehalten sind, und authorisiren Euch zugleich, diese Unsere Gesinnung nicht nur mehrbesagten Justizbedienten, sondern auch dem damals eben dieser Sache wegen dimittirten Regierungspräsidenten Grafen von Finkenstein zu ihrer Consolation und Rechtfertigung bekannt zu machen, auch denselben in Unserm allerhöchsten Namen anzudeuten, daß Wir diejenigen unter ihnen, welche wiederum in Unsere Dienste treten wollen, darin auf eine convènable Weise bey vorkommender Geleheit anderweit zu placiren, Uns geneigt finden lassen werden. Gegeben Berlin den 14ten November 1786.

Friedrich Wilhelm.

An das
Kammergericht.

von Carmer.

Beilage

Beilage F.

zu Seite 411.

Ueber den Fürst Potemkin.

Meine Schilderung dieses für die neuere Geschichte merkwürdigen Mannes ist nach den übereinstimmenden Berichten mehrerer glaubwürdigen Personen entworfen, die lange in Petersburg gelebt, Potemkin beobachtet und die allgemeine Meinung über ihn vernommen, aber durchaus kein Interesse hatten, ihn schwärzer zu schildern, als er war. Außerdem habe ich auch die über ihn öffentlich bekannt gewordenen Nachrichten zu Rathe gezogen. Die Schrift: „Pansalvin, Fürst der Finsterniß und seine Geliebte. Germanien 1794“ enthält, nach Versicherung kundiger Männer, viele historische Wahrheit. Aber das Beste und Zuverlässigste,

was über Potemkin im Druck erschienen, findet man unstreitig in den Aufsätzen, die in von Archenholz Minerva, den Jahrgängen 1797 bis 1800, unter dem Titel: „Potemkin der Taurier“ befindlich sind. Ihr ungenannter und mir unbekannter Verfasser ist sichtbar ein Mann, der Rußland überhaupt, und besonders die Verhältnisse zu Potemkins Zeit, aus eigner Anschauung genau gekannt hat. Zu wünschen ist, daß derselbe die gegebne Hofnung erfüllen, und diese in einer Monatsschrift zerstreuten Aufsätze noch selbst zu einem Ganzen vereinen, auch Alles, was er gut findet, hinzufügen möge, um seine Schilderung noch vollständiger zu machen. Ich finde bey derselben nur dieses zu bemerken. Der Verfasser sagt zuweilen, Potemkin habe an dieser oder jener großen Angelegenheit nicht Theil genommen, in diese oder jene Entschließungen der Kaiserin keinen Einfluß gehabt. Dieses mag wahr seyn, aber nur unter der Beschränkung, welche, meiner Meinung nach, nothwendig hinzugesezt werden muß, wenn er selbst kein Interesse dabey fand, solchen Antheil zu nehmen, solchen Einfluß zu beweisen. Uebrigens ist es gewiß, daß Potemkin während der ganzen Periode, in welcher er Katharina beherrschte, vielleicht nur mit Ausnahme

der

der lezten Jahre seines Lebens, in alle Unternehmungen der Kaiserin, sie mochten nun grosse Angelegenheiten des Staats oder die innern Verhältnisse des Hofes betreffen, den entschiedensten Einfluss gehabt hat, den er selbst nur zu haben für gut fand. Katharina erfüllte seinen Willen, auch wenn er mit ihrem eigenen nicht übereinstimmte, und besonders in dem Zeitpunkte, von welchem der Text redet, geschahe am russischen Hofe gewiss nichts, was er nicht wollte. Die Wendung, welche der von der Kaiserin und Potemkin bezielten Allianz mit England gegeben wurde, welche ich noch in der Folge erzählen werde, ist wahrscheinlich der einzige Fall, wo eine grosse Angelegenheit ganz gegen Potemkins Willen gelenkt wurde, — aber nur, weil er hier sich in einen Kampf eingelassen hatte, in welchem es auf gründliche Staatskenntnisse ankam, die er gar nicht, und Panin in hohem Grade neben der Kunst, sie höchst geschickt anzuwenden, besass.

Wer die Aufsätze in der Minerva gelesen hat, wird in meiner Schilderung nichts Uebertriebenes finden, welches überall in meiner Geschichte zu vermeiden, mein aufrichtiges Bestreben ist; doch hat auch nichts mich bewegen können, grosse Ver-

derbtheit des Charakters, wo sie wirklich vorhanden ist, zu beschönigen. Dies geschieht zuweilen auch ohne tadelnswerthe Absicht. Menschen, die zu ungewohnter politischer Höhe sich emporgeschwungen, die in großen Verhältnissen viel gewirkt haben, finden nicht nur während ihres Lebens Schmeichler, die den Zeitgenossen und der Nachwelt das Urtheil erschweren, sondern, auch außer dem Kreise der unmittelbaren Berührung solcher Menschen, und sogar nach dem Tode derselben, sind Manche geneigt, ihnen eine geistige und sittliche Größe beizulegen, die sie nicht hatten. Die Ursach hiervon macht dem menschlichen Herzen Ehre. Wir finden eine Beruhigung darin, da, wo wir die Begünstigungen äußern Glücks ungewöhnlich gehäuft sehen, auch wenigstens einiges ungewöhnliche Verdienst zu entdecken, das solche Begünstigung rechtfertigt. So ist es auch mit Potemkin gegangen. Man hat ihn zuweilen als einen außerordentlichen Mann von kolossaler Größe angesehen, seine Fehler nur als Misverhältniß seiner verschiedenen an sich großen Eigenschaften erklärt. In seiner Rohheit, in seinen Launen hat man eine gewisse ihm eigene Originalität, in der ungebundenen Frechheit, mit der er seinen Leidenschaften

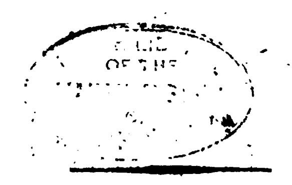
sich

sich überließ, eine Größe, die nur über herge-brachte Convenienzen sich wegsezte, finden wollen. So habe ich zuweilen auch feine Beobachter über Potemkin urtheilen hören; aber, meiner Ueberzeugung nach, mit Unrecht. Potemkin war durchaus kein großer Mann, weil alle sittliche Würde ihm fehlte; er war auch nicht einmal ein außerordentlicher Mensch, sondern ein sehr gemeiner, der nur in außerordentlichen Umständen sich befunden, unter großen Verhältnissen gewirkt hat. Er hat durch keine ausgezeichneten Talente irgend einer Art sich erhoben; durch Zufall wurde er der Monarchin bekannt, er empfahl sich ihr auf eben die Weise, wie alle andre ihrer Lieblinge, behauptete sich aber fester und gelangte zu unumschränkter Herrschaft, zuerst durch Anwendung der gewöhnlichen Künste des Hofmanns, und nachher, weil durchaus keine moralische Rücksicht, kein feineres Gefühl von Ehre ihn zurückhielt. Er strebte nichts Edles und Höheres an, sein Ehrgeiz ging nicht auf große Weltveränderungen, die er im Kriege oder im Frieden hätte bewirken wollen, nicht auf Unsterblichkeit des Namens bey den künftigen Geschlechtern; er wollte nur im Leben mit dem Flitterstaat äußerer Größe bedeckt seyn, alle, die um ihn waren, zu seinen

Füßen

Füßen sehen, und frech sich als den bewähren, der durchaus nichts scheuen dürfe. Dies war das Eigenthümliche in Potemkins Charakter. Wohl mir, daß ich in der Geschichte meiner Zeit solchen Charakteren nicht öfterer begegnet bin!

Ende des ersten Bandes.



Lemgo, gedruckt mit Meyerschen Schriften.

